

KRIEGSGESCHÄDIGTE

Kinder

bringen
Glück und
Freude
in unser
Land



**KRIEGSGESCHÄDIGTE KINDER
BRINGEN GLÜCK UND FREUDE
IN UNSER LAND**

EINE ERINNERUNGSSCHRIFT

für alle Pflegeeltern, die ein Auslandkind aufnahmen
für die Leiter der Erholungslager für kriegsgeschädigte Kinder
und ihre vielen Helfer

EIN WEGWEISER

für alle Schweizer, die mit wahrer Menschlichkeit
der notleidenden Kriegsjugend
in irgendeiner Weise dienen wollen

Bk. für soziale Aufgaben
des schweizerischen Pfadfinderbundes

VERLAG PAUL HAUPT BERN 1946

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1946 by Paul Haupt Berne
Printed in Switzerland
Genossenschafts-Buchdruckerei Bern

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

*Zum Andenken
an die kriegsgeschädigten Kinder
in aller Welt*

VORWORT

*«Die Liebe allein führt den
Menschen zum Leben.»
Pestalozzi*

Kinderzüge rollen in die Schweiz; sie bringen uns junge Gäste aus aller Welt. Wir wollen sie freundlich aufnehmen, ihnen gütig helfen, sie reich beschenken, damit sie gesund und froh wieder in ihre Heimat zurückreisen – und dann müssen wir unerwartet feststellen, wieviel Freude diese Kinder uns brachten und welches Glück sie uns hinterliessen. Zahllosen Pflegeeltern und allen Leitern und Helfern unserer Erholungslager wurde diese Kinderhilfe zu einem Erlebnis, das ihnen unvergesslich bleiben wird. An die liebe Marguerite und den fröhlichen Pierre werden sie immer gerne zurückdenken, auch wenn diese kleinen Lieblinge längst wieder ausgereist sind.

Als wir unsere kleinen Gäste empfangen, sind sie uns recht unscheinbar und notleidend begegnet. Ihr noch kurzes Leben schien ihnen nur Krieg, Elend und Entbehrungen geboten zu haben. Wir hielten sie damals für arm. Wir ahnten nichts vom grossen Reichtum ihrer Seele und ihrer Herzen und müssen nun bekennen, dass wir nicht etwa nur die Gebenden, sondern auch die Beschenkten waren.

Ihre schönen Lieder von Liebe und Glück, die heitern Darbietungen, die muntern Spiele und ihr frohes Treiben haben uns so recht zum Bewusstsein gebracht, wie heiter und schön sich das Leben gestalten kann, wenn wir genügsam bleiben, wenn wir unser Dasein einfacher und bescheidener gestalten und wenn wir das Glück dort suchen, wo es zu finden ist.

Emigranten- und Flüchtlingskinder, Kranke und Erholungsbedürftige aus aller Welt waren bei uns zu Gast. Gewiss haben sich viele von ihnen wohl und glücklich bei uns gefühlt und denken begeistert zurück an unser Land. Aber es gab vielleicht auch solche, welche die Schweiz enttäuscht verliessen, weil sie in Massenlagern

untergebracht, von Pflegeeltern empfangen und betreut wurden, die rücksichtslos und kalten Herzens waren.

Unser Land könnte ein Hort der Menschlichkeit sein, wenn wir alle vereint den Kampf aufnehmen würden gegen die seelenlose Wohltätigkeit, welche Geist und Gemüt verkümmern lässt.

Diese Schrift will also nicht bloss eine Erinnerung an unsere kriegsgeschädigten Kinder sein, sie soll auch beitragen, in unser Helfen und Dienen viel Anteilnahme und Herzlichkeit hineinzutragen, damit alle unsere kleinen Gäste den Glauben an selbstlose Hilfsbereitschaft und Güte mit sich in ihre Heimat nehmen können.

Charles von Bonstetten

VISION

*Die Uhr schlug dumpf zur Mitternacht,
Blass stand des Mondes Silberhorn,
Starr schwieg das nächtlich schwarze Korn,
Als ich aus meinem Traum erwacht.*

*Ein Weinen hört ich, wie von weit.
Und dann war es beklemmend nah.
Ich schrecke auf: war jemand da? –
Ein Stern fällt einsam aus der Zeit.*

*Da schluchzt es plötzlich wieder leis.
Und zaghaft fasst mich eine Hand:
Ein Kind aus unbekanntem Land,
Hohlwangig, bleich von langer Reis.*

*Sein tränend Auge bittet mich.
Der Blick geht tiefst mir bis ins Herz,
Er brennt in unnennbarem Schmerz –
Ein Kind, von dem die Liebe wich.*

*Den Tränenkrug ergreift es sacht.
Senkt still den Kopf und geht davon, –
Doch immerdar hör ich den Ton
Des Kinderweinens in der Nacht.*

Frank Bernd

PESTALOZZIS «AKTION FÜR KRIEGSGESCHÄDIGTE KINDER» IN STANS

Im Jahre 1799, als auch unser Land und besonders Unterwalden zum Schauplatz der napoleonischen Kriege wurde, eilte Pestalozzi nach Stans, weil er dort wirken wollte, wo die Not am grössten war. «. . . Das unglückliche Land hatte durch Feuer und Schwert alle Schrecknisse des Krieges erfahren», so schildert Pestalozzi in seinem «Brief an einen Freund über den Aufenthalt in Stans» die Stätte seiner Mission. Und wie überall und zu allen Zeiten erhoben die vielen verwahrlosten, hungernden und herumirrenden Kinder die eindringlichste Anklage gegen den Krieg.

Dieser Kriegskinder von 1799 nahm sich nun Pestalozzi mit all der Liebe und all der Güte an, der nur ein Mensch fähig ist, der zu jeder Stunde mit der Kraft seines mitfühlenden und mitleidenden Herzens dabei ist. Und so erscheint sein «Brief an einen Freund über den Aufenthalt in Stans» als ein Rechenschaftsbericht über eine frühere Aktion zugunsten kriegsgeschädigter Kinder, wie Pestalozzi sie verstand. Das Dokument entbehrt im Rahmen dieses Buches nicht der Aktualität. Ob indessen die geistige Brücke zwischen dem Hilfswerk eines Pestalozzi und unseren heutigen humanitären Hilfsorganisationen immer geschlagen werden kann, möchten wir von uns aus nicht entscheiden, sondern den Bericht für sich selber sprechen lassen.

Dabei war Pestalozzi so ziemlich auf sich allein gestellt. Es gab noch keine bürokratisch aufgebaute Organisation, keinen Beamtenapparat, keine Kartotheken und keine Registraturen, auf denen die Kinder wie Nummern aneinandergereiht sind, kurz - es gab noch keine organisierte Wohltätigkeit. Pestalozzi besass zunächst nichts als ein heiliges Feuer der Begeisterung für seine Idee und einen unbändigen Willen zur praktischen Tat. Gegen sich hatte er im katholischen Unterwalden die Stimmung des Volkes, das in ihm einen «Ketzer» vermutete, «der bei einigem Guten, das er den Kindern tue, ihr Seelenheil in Gefahr bringe». Pestalozzi galt im konservativen Unterwalden als ein Repräsentant der Französischen Revolution, als ein «Geschöpf der neuen, verhassten Ordnung». Wie wenn der wahre und aufrichtige Dienst am Nächsten je an

eine bestimmte «Ordnung» oder Auffassung gebunden wäre! Auch Pestalozzi hat es erfahren müssen, dass der selbstlose Helfer diejenigen zu heimlichen Feinden hat, denen es weniger um die Gemeinnützigkeit als vielmehr um den Nutzen und das Ansehen ihrer eigenen Person zu tun ist.

Im Kampf gegen die äusseren Widerstände öffnete sich ihm aber der Zugang zu den Herzen seiner Kinder: «... Indessen so drückend und stossend die Hilflosigkeit, in der ich mich befand, war, so war sie von einer andern Seite dem Innern meiner Zwecke günstig. Sie nötigte mich, meinen Kindern alles in allem zu sein. Ich war vom Morgen bis Abend so viel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hilfe, jede Handbietung in der Not, jede Lehre, die sie erhielten, ging unmittelbar von mir aus . . .»

Man sieht, es ging Pestalozzi nie um den äusseren Eindruck, sondern immer um «das Innere». Stossen wir uns nicht an seiner etwas pathetisch klingenden Sprache. Es ist dies nur der unmittelbare sprachliche Ausdruck einer Zeit, die grosse Worte brauchte, weil sie auch zu grossen Taten fähig war. Moderne Tätigkeitsberichte, auch solche über humanitäre Aktionen, sind zwar viel geschliffener und nach einem bestimmten Schema abgefasst. Dafür spricht aus ihnen weniger Herz. Diese für den Tag geschriebenen Rapporte können daher auch nicht den Wert und die Bedeutung eines überzeitlich gültigen Dokumentes beanspruchen. Eine überlegene Begabung für organisatorische Spitzenleistungen ging übrigens Pestalozzi gänzlich ab. Er war so ganz bei der Sache, dass er sich in seinem Rechenschaftsbericht auch nicht von dieser Sache distanzieren konnte. Er schrieb nicht aus Sachkenntnis und im Bewusstsein, die Materie zu beherrschen. Pestalozzi stellte sich nicht zur Verfügung, sondern setzte sich ein, ja bei ihm ist der Ausdruck erlaubt: er gab sich seiner Aufgabe hin.

So gestaltete Pestalozzi sein Tageswerk bei seinen Waisenkindern in Stans: «... Sie waren äusser der Welt, sie waren äusser Stans, sie waren bei mir und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich war an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war

am Abend der letzte, der ins Bett ging und am Morgen der erste, der aufstand .. . Alle Augenblicke mit Gefahren einer Ansteckung umgeben, besorgte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Personen . . .»

Die restlose Selbstaufgabe trug Pestalozzi auch den einzigen Lohn ein, auf den er Anspruch machte: die Liebe und Achtung seiner Kinder:

«Dadurch war es denn freilich auch allein möglich, dass sich die Kinder allmählich und einige innigst und so weit an mich anschlossen, dass sie dem, was sie Dummes und Verächtliches selbst von ihren Eltern und Freunden gegen mich hörten, widersprachen.»

Aber auch im Pestalozzi-Kinderlager im Waisenhaus blieben die üblichen Anfangsschwierigkeiten nicht aus. Nach dem «Müssig-gang eines zügellosen Lebens» ordneten sich die Kinder nur ungern in die Hausgemeinschaft ein. Auch war Pestalozzi nicht in der Lage, seine Schützlinge «nach Klosterweise» zu füttern, wie sie es gewohnt gewesen waren. Die «Abänderung der ganzen Lebensart» bewirkte bei den Kindern Ernährungsstörungen. Es ist bezeichnend für Pestalozzis ernste Pflichtauffassung, dass er auch den Ursachen dieser scheinbaren Nebenerscheinungen gewissenhaft nachforschte. So erklärte er sich das häufige Erbrechen der Kinder damit, dass «die Beschaffenheit der Kinder durch vorhergehende schlechte Beschaffenheit ihrer Nahrung tief verdorben war». Am Ende ihres Erholungsaufenthaltes aber durfte Pestalozzi feststellen: «... Die Kinder blühten allgemein und auffallend, nicht nur ihr Wuchs, sondern auch ihre Farbe änderte sich sichtbar, schnell und auf eine Art, wie Menschen nur nach glücklich gemachten Kuren zunehmen . . . man kannte die Kinder nicht mehr.»

Es gab Eltern, die Pestalozzi die Arbeit nicht erleichterten: «Der Sonntag war mir ein schrecklicher Tag. Da kamen solche Mütter, Väter, Brüder, Schwestern zu ganzen Haufen, zogen meine Kinder auf der Strasse und im Hause in alle Winkel, redeten meistens mit nassen Augen mit ihnen, dann weinten meine Kinder auch und wurden heimwehig ... Es war bald wie ein Taubenhaus, darin bald eine ein-, bald eine ausflog . . .»

Es gab auch Eltern, die ihren blossen Besuch, die Tatsache, dass sie sich überhaupt dazu die Mühe nahmen, als besondere Gnade gegenüber Pestalozzi auffassten: «Diese Voraussetzung gab

ihrem Benehmen eine grosse Nonchalance», bemerkt Pestalozzi mit leicht bitterem Unterton dazu.

Wenn wir uns abschliessend noch die Frage stellen, nach welchen Grundsätzen Pestalozzi seine Kinder zu einer Gemeinschaft heranzog, so erhalten wir auch hiefür eine Antwort: «... Mein wesentlicher Gesichtspunkt ging darauf, die Kinder durch die ersten Gefühle ihres Beisammenseins und bei der ersten Entwicklung ihrer Kräfte zu Geschwistern zu machen, das Haus in den einfachen Geist einer grossen Haushaltung zusammenzuschmelzen und auf der Basis eines solchen Verhältnisses und der aus ihm hervorgehenden Stimmung das rechtliche und sittliche Gefühl allgemein zu beleben .. »

Und das Resultat dieser ganz auf die Bedürfnisse der empfindsamen Kinderseele ausgerichteten Leitung und Erziehung: «. .. Man sah in kurzem bei siebzig so verwilderte Bettelkinder mit einem Frieden, mit einer Liebe, mit einer Aufmerksamkeit untereinander leben, die in wenigen kleinen Haushaltungen zwischen Geschwistern stattfindet. . . »

Paul Münch

HELFERFREUDEN

Wissen wir, wie bevorzugt wir sind, dass wir helfen dürfen - dass wir, ohne persönliches Verdienst, noch zu schenken haben, materiell und seelisch? Dass wir über unverbrauchte, uns kaum bewusste Reserven und Kräfte verfügen, die uns nicht allein gehören - die uns anvertraut sind, damit wir zum Besten der Verkürzten und Verschleppten, der innerlich und äusserlich Aufgezehrten, und nicht zuletzt zu unserm eigenen Besten freudig mit ihnen wuchern? Denn einzig durch Üben und Tun entfalten sich Kräfte.

Wenn wir das Verschontsein und die unfassliche Bewahrung von Heimat und ruhigem Schaffen vor den andern voraus haben - dann sie vor uns die Anspannung der Kräfte, die Höchststeigerung der persönlichen Hingabe, die freilich zur Übersteigerung führen und Erschöpfung, bei vielen Zusammenbruch und Elend nach sich ziehen musste. Ausgleich tut not!

Und in uns selbst erwacht erst richtig der Schatz an verborgener Lebenszuversicht, Vertrauen und Gemeingeist, der uns mit-

gegeben, wenn wir versuchen, den jungen Kameraden aus den Kriegsländern in frohem Teilen die verlorene Unbefangenheit und Daseinsfreude zurückzugeben.

Wir lernen wieder, uns an kleinen, uns allzu selbstverständlich gewordenen Dingen zu erfreuen, wenn wir miterleben, welchen Eindruck sie auf die Kriegsjugend machen, die sie nicht mehr kennt oder nie gekannt hat; die sie, auch wenn sie vorhanden waren, von steter Gefahr umlauert nicht mehr rein geniessen konnte. Wir achteten ihrer nicht mehr - sie durften sich ihrer nicht mehr freuen - nun entdecken sie und ihre Gastgeber gemeinsam aufs Neue den Urquell menschlicher Freuden im Naturgenuss, im unbekümmerten Spiel, im beglückenden Miteinander.

Freundschaften bilden sich, die über das erste Zusammensein hinaus ein festes Band schaffen und manche dereinst aus unserm Land in ein andres führen und dort willkommen heissen mögen. Wir lernen fremde Volksart, andre Sitten und Auffassungen verstehen und die Erkenntnis geht uns auf, dass unterhalb derselben das menschliche Herz gleich klopft und dass die Gotteskindschaft aller Menschen sie tiefer zusammenbringt, als die äusseren Verschiedenheiten sie zu trennen vermögen. Und der Wunsch erwacht, später etwas beizutragen zur Völkerverständigung und zur Förderung von Frieden und Eintracht auf Erden.

«Glückliche Kinder» ist ein Bericht aus dem Kinderdorf in Mégève, Frankreich, überschrieben, wo 700 vordem verlassene Kriegswaisen ins frohe, natürliche Leben zurückgekehrt sind. Die beigegebenen Bilder sagen dasselbe in noch eindringlicherer Sprache. Buben und Mädchen, die lange um Kindheit und Frohsinn betrogen waren, erwachen mit ganzer Kraft und Fülle dazu, wenn Schutz von aussen und gemeinsames Jugenderleben den ursprünglichen Kindersinn neu in ihnen aufschliessen.

Unzähligen ist dieses Erleben und in sich selbst Erstarcken noch versagt, wenn wir nicht oder nicht genug helfen. Die Freude, die wir geben, strahlt auf uns zurück. Im Ausland ist in letzter Zeit von Menschen, die uns beobachtet haben, öfter gesagt worden, wir seien ein verdriessliches Volk. Ob dies zutrifft? Vielleicht können die andern dies besser beurteilen als wir. Sicher ist, dass das Miterlebnis unbefangener Freude derer, die sie allzu lange entbehrt haben, in uns auslöschen kann, was verkünstelt, blasiert oder miss-

vergnügt ist. Dass wir neue Masstäbe gewinnen, wenn wir wahrnehmen, wie geringer äusserer Mittel es bedarf, um von innen heitern Sinn zu verbreiten.

Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb, sagt man. Einen fröhlichen Helfer nicht minder!
Elisabeth Rotten

WURZELN DER KRAFT

Erinnerst du dich noch an jenen schwächtigen Franzosenbuben letztes Jahr, welcher, verhetzt und ängstlich in seiner Haltung und in jeder seiner fahrigen Bewegungen, ein einziges Wort nur finden konnte, als vor ihm plötzlich die Jungfrau aus den Nebeln trat?

«C'est pas vrai - non, c'est pas vrai!» Dann blieb er stumm und wandte keinen Blick mehr von dem wundersamen Berg, der sich vor seinen staunenden Augen entschleierte.

Und als wir ihn kurz vor der Abfahrt seines Zuges nach dem stärksten Eindruck fragten, den er nun aus dem Schweizerland nach Frankreich nehme, da hatte er nicht das ungewohnt reichliche Essen, nicht die friedlichen Nächte, nicht das ungezwungen-froh-mütige Lagerleben, nicht die glitzernden Stadtstrassen genannt, sondern still vor sich hingeblickt und leise gesagt: «Oh, vous savez - la montagne, la montagne!» Hatte er nicht gerade darum unsere Berge so tief erleben können, weil alle falsche, hochgezüchtete Pseudokultur in seinem Leben zusammengebrochen war?

Aber du weisst es ja auch von dir selbst: Es gibt in unserem Leben Augenblicke, wo alle gesellschaftliche Tünche von uns abzu-blättern beginnt und wo wir klein, bescheiden, ehrlich gegen uns selber werden. Vielleicht ist es uns nicht einmal klar bewusst; denn was geschieht, geschieht ohne unseren Wunsch und Willen. Denn unversehens beginnt uns vor der Herrlichkeit der Welt etwas übermächtig zu ergreifen - es ist, als würden uns die Augen auf-gegan, dass wir das so bedeutungslose Menschliche vom Ewigwir-kenden zu unterscheiden lernen. Ist es nicht dieses, was uns allem andern zuvor zur Innern Reife führt?

Auf einem Kalenderzettel las ich zufällig das Goethe-Wort: «Die Natur ist das einzige Buch, das auf allen Blättern grossen Inhalt bietet.» Da war es mir wie eine Offenbarung: In dem, was ich ein-

mal in jener Mondnacht erfüllte und erahnte, hatte die gottgeschaffene Natur mich angerufen. Jene Natur, von der ich selber nur ein ganz verschwindend kleiner Teil – und dennoch eines ihrer eigenen Geschöpfe bin.

Und als ich späterhin den Philosophen Schopenhauer kennen lernte, da staunte ich über die Ähnlichkeit der Gedankengänge, die in dem wundersamen Wort den Ausdruck finden: «Viele verstehen die Stimme der Natur bloss deshalb nicht, weil sie ihnen zu einfach klingt.»

Als ich dies las, stieg eine leise Beschämung in mir auf, weil ich erkannte, wievieles in unserem, in meinem eigenen Leben verkrampft, gepresst, gekünstelt ist. Darum geht uns so komplizierten Menschen das Verständnis für die Sprache der Umwelt nicht mehr auf. Nie aber wird uns dies so klar bewusst wie dann, wenn wir das äusserliche Geltenwollen von uns tun und wieder schlicht und ehrlich werden.

Kann man die Stimme der Natur verstehen lernen? Kann jeder in diesem «einzigem Buche» lesen lernen? Ich glaube ja. Ich denke freilich nicht an das geologische, botanische, zoologische oder astronomische Spezialistentum, das nach den unvergänglichen Gesetzen forscht und die Abstammungs- und Entwicklungsmöglichkeiten erklügelt. Der Weg zum tiefen seelischen Naturerlebnis führt ganz anders: Ins stille Zwiegespräch mit der Natur, die sich in unseren Bergen, Seen, Juratälern, ja, auch in der Weite des Mittellandes vor uns enthüllen kann. Wer eilig durch sein Leben hastet, wer in der lärmigen Betriebsamkeit seines All- oder Feiertages sein Vergessen sucht, dem bleiben die kostbarsten Erkenntnisse fremd.

Die Zeit ist wahrlich dazu angetan, dass wir zurück zum Urgrund kehren. So wollen wir uns denn nicht mehr mit der Oberfläche begnügen. Ein Baum, der seichte Wurzeln treibt, ist im ersten Wettersturm verloren. Wir wollen es den Bergwald-Arven gleich tun, die ihre Wurzeln in die Tiefe stossen, weil dort ein unerhörter Kraftquell ist. Im Gegenüber mit der naturgewachsenen Schönheit unseres Heimatlandes aber kann es dann geschehen, dass wir staunend den Reichtum gewahren, der in den Blättern der Natur zu finden ist.

Das Beste, das wir aus den Bergen, von einer weiten Streife durch das Land, aus einem frohen Lager oder einer Skiwanderung

nach Hause nehmen, ist letztlich ja nicht das äussere Erlebnis, ist nicht die fröhliche Kameradschaft, nicht der vielleicht erzielte Rekord, so anerkennenswerte Dinge dies auch sind. Das Beste, Bleibende ist die innere Reife, die uns gegeben wird, wenn wir die Sinne und das Herz weit auf tun lernen für all das, was die unverbildete Natur uns bietet.

Willy Zeller

EUROPAS KINDER IN NOT UND ELEND

*Kinder sind es, mit denen Gott ein neues
Vaterland aufbauen kann.*

Pestalozzi

Millionen Kinder Europas leiden tiefste, bitterste Not an Leib und Seele. Sie sind die unschuldigen Opfer des sechsjährigen Krieges geworden. Eine unbeschreiblich grauenhafte Saat ist aufgegangen, von der wir uns in der Geborgenheit unseres Landes viel zu wenig Rechenschaft geben, die wir in ihrem wirklichen Ausmasse - auch wenn wir glauben, es zu tun - kaum erfassen können.

Was vorher durch das betäubende äussere Kriegsgeschehen verdrängt wurde, wird heute vielfach ob der eingetretenen trügerischen Stille übersehen: die nackte Not des einzelnen Menschen, der Hunger, der aus Millionen von Menschaugen spricht. ..

«Aus dem düstern Hintergrund zerstörter Städte und ausgebrannter Ruinen hebt sich der Leidenszug der Flüchtlinge, des menschlichen Stranges des Krieges, der Heimlosen ab. In den Grosstädten leidet eine entkräftete, von Tuberkulose und Rachitis bedrohte Jugend unter quälendem Hunger. Dort tragen die jungen Menschen - durch das Kriegserlebnis in ihrer geistigen und körperlichen Entwicklung verfrüht gereift - die Zeichen der Unterernährung. In den am stärksten vom Kriege heimgesuchten Gebieten sterben die Säuglinge, ehe sie ein Jahr alt werden.

Welches Antlitz aber wird das Europa von morgen tragen? Wie will man die Welt von morgen aufbauen, wenn nicht mit einem lebenskräftigen Nachwuchs? Wie sollen die Männer von morgen - die Kinder von heute - Recht und Gesetz, Redlichkeit und Pflichterfüllung hochhalten, wenn sie heute durch bitterstes Elend und tiefste Not gehen müssen?

Millionen Kinder aller kriegsbetroffenen europäischen Länder hungern, frieren, sind der Gefahr von Epidemien ausgesetzt. Tausenden, in armselige Lumpen gehüllten Knaben und Mädchen droht der unerbittliche Tod.

Zuerst die Kinder retten! Diesen Ruf lässt das Internationale Komitee vom Roten Kreuz erschallen, in der Überzeugung, dass er nicht ungehört verklingen wird, dass sich alle, die guten Willens sind - ohne die sich die Durchführung grosszügiger Hilfsaktionen nicht denken liesse - in gemein-



Seine Augen klagen an



Kinder hinter Stacheldraht !

Soeben über die Grenze geflohen



samer Anstrengung zusammenschliessen werden, um die Flut des Leidens durch einen Damm der Solidarität zu hannen.»

So lesen wir in einem Artikel für die Unterstützung des Internationalen Roten Kreuzes.

Zuerst die Kinder! Dabei muss man sich immer die Vielgestaltigkeit der erforderlichen Hilfe vor Augen halten, die sich aus dem komplexen Problem der kriegsgeschädigten Kinder ergibt. An den «Zürcher Studienwochen für das kriegsgeschädigte Kind», zu denen sich wenige Monate nach Kriegsschluss an die 200 Delegierte aus zwanzig europäischen Ländern einfanden, kam dies in klarer Weise zum Ausdruck.

«Die Erziehung eines durch Elternlosigkeit und Schulmangel verwaorlosten Kindes ist nicht zu trennen von der seelischen Erschütterung, die durch Bombardemente und Todesnähe in ihm entstanden ist, oder von seinem juristischen Status als namenloses, staatenloses, deportiertes, besitzloses Kind. Diese Kinder sind kriegsversehrt und entwicklungsgehemmt, wobei die Ursachen völlig verschieden sein können: materielle Entwurzelung durch Evakuaton, Deportation oder Ausgebombtsein; persönliche Entwurzelung durch Verlust der Eltern und Angehörigen; physische Versehrtheit durch Unterernährung, Tuberkulose und Rachitis, Verwundungen oder Verstümmelungen; psychische Schädigungen infolge der allen diesen Leiden zugrundeliegenden Eindrücke und Erlebnisse und der moralischen Verwaorlung neben Mangel an Schulung, Bildung und Wissen.»

Doch was sind Worte? Können wir uns vorstellen, was es heisst, dass diese Feststellungen auf Millionen von Kindern zutreffen? Können wir ermessen, wieviel Leid, Schmerz und Tränen sich dahinter verbergen? Die ganze Geschichte des Leidensweges der Kinder während des Krieges und in den Zeiten, die ihm folgten, wird nie erzählt werden. Sie wird sich nur ahnen lassen an den unverwischbaren Spuren, die sie an der jungen Generation Europas hinterlassen wird.

Wenn wir aber daneben an unser eigenes, von Gott gnädig behütetes Leben denken, wenn wir unsere Buben und Mädchen betrachten, die unbeschwert ihre Jugendzeit geniessen durften, während ihre Altersgenossen am Fliegerabwehrgeschütz sasson, sich als junge Maquisarden auf Schleichwegen ängstigten oder vor Hunger geschwächt irgendwo dahinsiechten, dann muss uns doch ein unendlich tiefes Gefühl der Dankbarkeit erfassen und den Ruf «Zuerst die Kinder retten!» ins Herz dringen lassen.

Und wenn nun versucht wird, einen konkreteren, wenn auch recht bescheidenen Einblick in die Not der Jugend einzelner Länder zu geben, so wird uns dennoch das grosse Kinderelend unvorstellbar bleiben. Unsere Angaben stützen sich auf Berichte des Schweizerischen Roten Kreuzes, auf Briefe, die unser Land erreichten, und andere authentische Unterlagen, und diese Zahlen, Berichte und Einzelschicksale von allgemeiner Gültigkeit sollen sprechen und zeigen, dass tatkräftige, von Herzen kommende Hilfe heute dringender denn je nottut.

DIE BEDROHTE VOLKSGESUNDHEIT IN FRANKREICH

Entgegen anders lautenden Meinungen ist die Ernährungslage in Frankreich auch heute noch ungenügend und die Volksgesundheit äusserst bedroht. Die Ernährung wird vor allem auch durch die Tatsache erschwert, dass 40'000 Bauernhöfe während des Krieges zerstört wurden und noch 1 Million Streuminen in 15 Departementen die Landarbeiten gefährden. Dazu entzieht der schwarze Markt spürbar riesige Mengen von Produkten der regulären Verteilung.

Die öffentlichen Zuteilungen stehen immer noch weit unter den benötigten Durchschnittsrationen. Weite Volkskreise, besonders aber der Arbeiter- und Mittelstand in den Grosstädten, können sich heute nicht ausreichend ernähren. Die Verdienstverhältnisse gestatten es zahllosen Familien nicht, sich das Nötigste zu ihrem Unterhalt zu beschaffen. Dazu kommt ein unbeschreiblicher Mangel an Wohnungen, an Medikamenten und sanitärischen Einrichtungen, neben so vielen andern Dingen des täglichen Lebens.

Dass unter diesen Verhältnissen die Kinder und Jugendlichen am meisten zu leiden haben, ist begreiflich. Der Generalsekretär des französischen Gesundheitsministeriums, Dr. Cavaillon, zog im Januar 1946 vor der Schweizerpresse eine Bilanz der Volksgesundheit seines Landes. Er stellte dabei fest, dass die Folgen des Krieges in jeder Familie zu verspüren sind. Untersuchungen haben ergeben, dass 31 bis 39 Prozent aller Kinder einen schlechten Allgemeinzustand aufweisen. Dieser dokumentiert sich z.B. in einer

durchschnittlichen Gewichtsabnahme von 25 bis 30 Prozent. Die Kleinkindersterblichkeit hat auch 1945 gegenüber dem Vorjahr in erschreckendem Masse zugenommen und beträgt bis zu 208 von tausend. Die Ursache liegt vor allem im Fehlen, sowie auch in der schlechten Qualität der vorhandenen Milch. In bezug auf die Tuberkulose stellte Dr. Cavaillon fest, dass sie sich insbesondere in den Städten verfünffacht hat und dass die Infektion unter den Jugendlichen weiter um sich greift. Es ist zu befürchten, dass sich viele Kinder nie mehr von den Folgen langer Entbehrungen und Unterernährung erholen werden. Die geschwächte Körperkonstitution wirkt sich aber auch nachteilig auf die geistige Entwicklung der französischen Jugend aus, wie aus den häufigen Klagen der Lehrer über Apathie und geistige Trägheit der Schüler deutlich hervorgeht.

Neben der geschilderten gesundheitlichen Not ist es aber auch die sittliche und moralische Verwahrlosung der Jugend, die der Krieg verursacht und die Hilfe erheischt.

Katholische Geistliche, die sich in besonderem Masse der Jugend annehmen, erzählen von der verheerenden Wirkung des Kinobesuchs auf die jugendlichen Gemüter. Filme, die sich ihrem Inhalte nach an die Erwachsenen wenden, sind ohne weiteres auch der Jugend zugänglich und immer sieht man in den langen Reihen von Menschen, die sich an die Kinokassen drängen, viele Kinder; Kinder, um die sich niemand kümmert, die Tag für Tag sich selbst überlassen sind.

ZERSTÖRUNG UND HUNGER IN BELGIEN UND HOLLAND

Wie wenige Länder haben Belgien und Holland unter dem Krieg gelitten. Nicht nur, dass ein Grossteil einst blühender Städte und Dörfer zerstört ist, ebenso haben Besetzung, Deportationen und Hunger unermessliches Leid über die tapfere Bevölkerung, und besonders die Kinder, gebracht.

«Um das wahre Antlitz *Belgiens* zu erkennen», schreibt ein Mitarbeiter des Roten Kreuzes, der sich im Dezember 1945 an Ort und Stelle über die Verhältnisse orientierte, «muss man nicht nur eine Stadt wie Brüssel gesehen haben, die vom Krieg ziemlich ver-

schont blieb, man muss sich in die verwüsteten Gebiete begeben, mit jenen sprechen, die den Krieg erlebten, die während Monaten in Kellern hausten und während eines Luftangriffs all ihr Hab und Gut verloren haben. Man muss die gemarterten Dörfer der Ardennen sehen, man muss sich vor Augen führen, was diese Zahlen bedeuten: 500 000 ganz oder teilweise zerstörte Häuser, 35 000 Kriegswitwen. Man muss die Heimstätten dieser Witwen und der kriegsgeschädigten Familien gesehen haben ...»

«In *Holland* übersteigt das Ausmass der Zerstörungen und Verwüstungen alle Massen. Kaum ein Land hat so gehungert, wie *Holland* während der Besetzung. Allein in *Rotterdam* starben zeitweilig 400 Menschen täglich den Hungertod, und noch im Sommer 1945 zählte man in dieser Stadt 24 000 mit Hungeroedem behaftete Menschen und 5000, die künstlich ernährt werden mussten.»

Es wurde noch im November 1945 berichtet, dass in *Holland* 4000 Kinder leben, deren Identität noch nicht ermittelt und 15-20 000, deren Personenstand noch nicht festgestellt werden konnte. Und man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man annimmt, dass dies bei einem grossen Teil nie mehr möglich sein wird.

KRIEGSWAISEN IN FINNLAND

Ein finnischer Bub, dem durch das Rote Kreuz Hilfe zuteil wurde, schrieb in die Schweiz:

«Auch unser Vater hat sich nun in den Krieg begeben. Er ging am 2. Juli. Es war furchtbar, weil er an einen sehr gefährlichen Frontabschnitt kam. Wir waren sehr besorgt um den Vater. Jede Nacht beteten wir weinend zu Gott für ihn.»

Schon das zweite Mal mussten wir unser Heim verlassen. Nach dem Winterkrieg mussten wir aus Karelrien wegziehen. Wir kamen aber dann zurück und hatten ein neues Haus gebaut, das wir Mitte Juli wieder verlassen mussten.» ...

«Der Krieg ist jetzt zu Ende, aber wir mussten unsere liebe Heimat hergeben. Wir müssen wieder heimatlos hier in einer fremden Gegend wohnen und wir wissen nicht, wie lange wir bleiben dürfen. Jetzt erst fühlen wir, wie lieb uns das Heim war, das wir besitzen durften; aber vielleicht hatten wir es nicht verdient, unser Heim länger für uns zu behalten.»

«Nun haben wir hier Frieden. Man hört keinen Kanonendonner mehr an den Grenzen. Die Soldaten kehren nach Hause zurück, um die Feldarbeiten zu verrichten. Aber unser Vater wird nie mehr zurückkommen.»

Wir sehnen uns nach ihm! Der liebe Gott hat ihn zu sich genommen, zusammen mit den vielen anderen, die unserm lieben Vaterland ihr Leben geopfert haben. Wir trösten uns mit dem Gedanken, dass wir so viele sind, die dasselbe leiden müssen.

Weihnachten ist wieder nahe, aber wir werden uns nicht freuen können.

Paavo L.»

Spricht die seelische Not, die aus Briefen finnischer Kinder erklingt, nicht ebenso für alle anderen Waisen, die das gleiche Schicksal traf, vaterlos, heimatlos zu werden? ..

VOM GROSSEN KINDERLEND IN GRIECHENLAND

Unvorstellbar ist das Kinderelend in Griechenland gewesen. Zahllose Kinder sind der Hungersnot zum Opfer gefallen. 30 000 Waisen zählt heute dieses Land. Oft haben Kinder von erst 14 bis 15 Jahren eine ganze Anzahl Geschwister zu versorgen, da die Eltern fehlen.

Von ihrem Wirken in Kinderkrippen mit vielen hundert Kindern, die das Schweizerische Rote Kreuz in Griechenland einrichtete, wissen Schwestern viel zu erzählen:

«Die meisten der von uns betreuten Kinder stammten aus den Gebieten, welche von den Bulgaren besetzt waren. Traurig und ausgehungert brachten die Flüchtlinge, die oft tagelang Über die Berge geflohen waren, ihre Kinder in die Heime. Eigentlich sollten nur Kinder von 2 bis 6 Jahren aufgenommen werden. Aber wer konnte die altern, denen der Hunger aus den Augen sah, fortschicken? So gab es Ausnahmen, immer wieder Ausnahmen. Die Kinder gediehen, wuchsen und wurden wieder froh... Bald wurden auch Schulstunden eingeführt, wenn auch nie vergessen werden durfte, dass die erste Pflicht im Hungerstillen bestand. Kindern, die grosse Entbehrungen hinter sich hatten, sah man schon nach ein paar Tagen an, wie ihre Farbe besser, ihre Wangen voller und das ganze Menschlein lebhafter wurden, wie sie wieder spielen und lachen mochten.

Armselig war auch die Kleidung dieser bedürftigen Kinder, deren Schuhwerk unbeschreiblich war und die weder Strümpfe noch Unterwäsche besaßen. Aus Mehlsäcken nähten die Schwestern Hemden und Hosen, um wenigstens dem grössten Mangel zu steuern, und erstanden Leder, um daraus bessere Schuhe herstellen zu lassen.

Mitte 1945 wurden dann alle Dienstzweige der Mission des Roten Kreuzes an das griechische Ministerium für soziale Fürsorge übergeben, womit diese Kinderhilfsaktion ihren Abschluss nahm.»

AUCH IN UNGARN ELEND UND NOT

«Die Nachrichten aus Ungarn und die Hilferufe von ungarischer Seite lassen erkennen, dass die Lage in diesem Lande äusserst tragisch geworden ist. Mangels Ernährungs- und Heizungsmöglichkeiten mussten die Schulen von Budapest geschlossen werden. Die Mütter verfügen über keinen Tropfen Milch für ihre Kleinkinder. Die Kranken bleiben ohne Medikamente. Überall ist die Ernährungslage ganz bedenklich schlecht.»

Dies war im Informationsbulletin der Kinderhilfe, im Januar 1946, zu lesen

In ganz Ungarn leben heute 10 000 obdachlose Kinder. In Budapest starben während der Belagerungszeit, welche die Bevölkerung in den Kellern verbrachte, die meisten Kinder unter einem Jahr. Allein in dieser Stadt von 1,1 Millionen Einwohnern schätzt man die Zahl der Waisen auf zehntausend; die der tuberkulösen Kinder auf 17 000 und diejenige der allgemein hilfsbedürftigen Kinder zwischen 1 und 14 Jahren auf 20 000.

DIE KINDERNOT IN ALBANIEN UND JUGOSLAWIEN IN WENIGEN ZAHLEN

In *Albanien*, vor allem im südlichen Teil des Landes, wurden während des Krieges mehr als 20 000 Wohnhäuser vollständig zerstört. 150 000 Personen, wovon 70 000 Kinder, sind obdachlos. Man zählt rund 10 000 Vollwaisen und insgesamt 70 000 unterernährte Kinder. Bereits Ende 1943 hatte die Kindersterblichkeit in Albanien 25 bis 40 Prozent betragen. Da es einem Grossteil der Bevölkerung noch heute am Notwendigsten fehlt, ist der allgemeine Gesundheitszustand ausgesprochen schlecht. Auch hier sind Epidemien die Folge des Hungers und des Elends, und insbesondere die Tuberkulose macht erschreckende Fortschritte. Infolge seiner isolierten Lage hat Albanien bisher fast keine Unterstützung von aussen erhalten.

Ähnliche Berichte kommen aus *Jugoslawien*. Durch die militärischen Operationen sind viele Städte und Dörfer fast vollständig zerstört. Ihre Einwohner leben in Höhlen. In gewissen Distrikten wurde selbst die Rinde der Bäume von hungrigen Einwohnern ge-

gessen. Heute zählt man in Jugoslawien 88 000 Vollwaisen, viele Halb-
waisen und Hunderttausende von Kindern, deren Eltern in grösster
wirtschaftlicher Not leben.

DIE NOT DER KINDER IN OESTERREICH

Während in Oberösterreich die Lebenslage noch einigermaßen
erträglich ist, gestalten sich die Ernährungsverhältnisse in Wien
bedeutend schwieriger. Die Kinder sind dort fast durchwegs stark
unterernährt und in ihrer körperlichen Entwicklung zurückgeblie-
ben. 18 000 Kleinkinder unter 12 Monaten leiden an Milch- und
Kleidermangel. Noch viel schlimmer ist die Lage jedoch in Nieder-
österreich, wo es allen Kindern buchstäblich am Nötigsten fehlt.

Und trotzdem verzagen diese Menschen in ihrem schweren
Schicksal nicht. Sie glauben und hoffen, einer besseren Zukunft
entgegenzugehen und helfen sich gegenseitig nach Möglichkeit. Es
müssen nun dringend grössere Aktionen, besonders für die Kinder,
unternommen werden. Neben der Hilfe an die bestehenden Heime
und der zusätzlichen Abgabe von Mahlzeiten an 10-20 000 Kinder
sollen in vermehrter Zahl Kindertransporte in die Schweiz orga-
nisiert werden; Knaben von 10 bis 14 Jahren werden in Pfadfin-
derlagern untergebracht. Gewisse Bedenken, diese Kinder könnten
national-sozialistisch eingestellt sein und deswegen besondere
Schwierigkeiten bereiten, sind unbegründet, da die Gesinnung in
Österreich durchaus demokratisch ist.

JUGENDLICHES BANDENWESEN IN ITALIEN

Erschütternd sind die Berichte, die über das Kinderelend aus
Italien in der Schweiz eintreffen. Zu Tausenden zählen die eltern-
und heimatlosen Kinder in unserm südlichen Nachbarland. Die
italienische Jugend ist in höchstem Masse auch kriminell gefähr-
det. Hunger und Not, sittliche Verwahrlosung und moralischer
Niedergang treiben zahllose Kinder auf den Weg des Verbrechens.

Waisen und andere verlassene Kinder leben gewöhnlich in Ban-
den zusammen und nähren sich von Diebstahl. Die Bemühungen

der italienischen Regierung, diese obdachlosen Kinder in Waisenhäusern und Kinderheimen unterzubringen, hatten bisher nur beschränkten Erfolg.

Hier das Bild eines Buben, der durchaus nicht etwa als extremer Einzelfall anzusehen ist: Ein kleiner Italiener, elternlos, zwölf Jahre alt, wirkt durch Nahrungsmangel wie achtjährig, besuchte nur sporadisch die Schule, lebt vollkommen verwahrlost in den Parks oder Hausfluren Roms, in totaler Feindschaft zu den Erwachsenen, und ist – reich, da er mit allem handelt, was von den alliierten Truppen zu ergattern ist und ihnen dafür nach Bedarf Mädchen zuhält.

In grosser Zahl werden solche Kinder in allen Grosstädten meist nachts von der Polizei auf der Strasse aufgegriffen. Vielfach handelt es sich um kleine Schwarzhändler, um Mädchenvermittler, um Taschendiebe oder um Helfer bei Einbrüchen.

Es gibt in Italien spezielle Gerichte für die Beurteilung von Verbrechen Minderjähriger. In staatlichen Erziehungs- und Korrekptionsanstalten, die überfüllt sind, werden diese Kinder zur Arbeit gezwungen. «Aber», so sagte der Vorsteher eines solchen Jugendgerichts, «das pädagogische und rein menschliche Problem in dieser Angelegenheit wurde bis heute vollkommen vernachlässigt. Der Mangel an geeigneten Erziehern ist eine der grössten Schwierigkeiten, die sich der Bekämpfung der Verbrechernatur bei den Minderjährigen stellt.»

Der Krieg hat Buben von kaum mehr als vierzehn Jahren zu regelrechten Gangstern werden lassen, die selbst mit geladenem Revolver an irgendeiner dunklen Strassenecke die Vorübergehenden bedrohen und ihnen die Brieftasche abnehmen. Zwanzig Diebstähle auf offener Strasse mit geladener Waffe konnten einem dreizehnjährigen Jungen in Mailand nachgewiesen werden.

Warum tat er es? Die Antwort ist immer dieselbe: aus Not, aus Hunger! Und immer ist es die gleiche Klage, die solche Kinder mit vorwurfsvollen Blicken den Erwachsenen entgegenschleudern: Niemand kümmert sich ja um uns, niemand, auch nicht die nächsten Verwandten. Mangel an Liebe, an Verständnis . . . Hier liegt der wahre Grund zu dieser Not der Kinder.

DIE NOT IN DEUTSCHLAND UND DIE SCHWEIZ

Prof. Max Huber, der ehemalige Präsident des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz, umschreibt die grundsätzliche Haltung des Roten Kreuzes wie folgt:

«Es gibt nicht nur eine politisch-militärische Neutralität. Wir kennen auch jene Neutralität gegenüber der menschlichen Person, nicht etwa im Sinne der Indifferenz, sondern des gleichen Verantwortungsbewusstseins gegenüber jedem Menschen ohne Rücksicht auf Nation, Konfession, Partei, Klasse und Rasse. Ohne Rücksicht auf andere Belange helfen wir ganz einfach dem Individuum. Diese Einstellung ist nötig, wenn überhaupt zwischen den streitenden Kriegsparteien ein Weg der Hilfe offenbleiben soll. Dies ist die spezifische Rotkreuz-Aufgabe: Hilfe, die aufgebaut ist auf der Unverletzlichkeit und Heiligkeit der menschlichen Person. Das ist die moralische Grundlage aller Rotkreuz-Tätigkeit: wir kennen weder Feind noch Freund, sondern nur den Menschen in seiner Not!»

Diese Haltung gilt ausnahmslos besonders da, wo es um die Jugend, um die unschuldigen Opfer des Krieges, die notleidenden Kinder geht. Wer könnte noch die Frage nach Abstammung und Herkunft stellen, wenn grosse, traurige Kinderaugen uns hilfeflehend anblicken. Wer könnte es verantworten, verzweifelnd bittende Kinderhände mit dem Gedanken von sich zu stossen: «Ihr habt nun die Schuld eurer Väter zu büssen»?

Das Schweizervolk hat es in den Sammlungen für die deutschen Grosstadtkinder bewiesen, dass es auch hier zu helfen gewillt ist, dass es sich auch dem deutschen Kinderelend nicht kalt verschliesst.

Die Städte vor allem bieten ein typisches Bild vom deutschen Kinderelend. Von ärztlicher Seite verfasste Berichte ergeben, dass als Folge der Überbevölkerung, des Mangels an Wäsche und an Nahrung die Lebensbedingungen sich ständig verschlimmert haben.

Im August 1945 betrug die Kindersterblichkeit in Berlin 65 Prozent, in Eberswalde und Neuruppin 95 bis 100 Prozent; in Prenzlau starben 80 Prozent der 1944 und 1945 geborenen Kinder. Ein anderer Bericht erzählt, wie zur gleichen Zeit ein Oder-Kahn mit einer schrecklichen Fracht im Westhafen von Berlin anlegte. Dreihundert halbtote, verhungerte Kinder im Alter von 2 bis 14 Jahren, welche aus einem Kinderheim in Pommern kamen, lagen im Schiff fast bewusstlos, bedeckt mit Beulen, Krätze und Läusen; Fliegen hatten sich auf ihren Nasen und Ohren festgesetzt und die

Kinder waren zu schwach, um sie zu vertreiben. Körper, Knie und Füße waren infolge des Hungers dick angeschwollen.

Solche Augenzeugenberichte geben uns nur einen kleinen Einblick in die Verhältnisse, unter denen die Kinder in Deutschland zu leiden haben.



180 Millionen Kinder leben in Europa. Die meisten sind unschuldige Opfer dieses Krieges geworden. Vor so viel namenlosem Grauen hat für uns jeder noch so berechtigte politische Groll zu schweigen, hat jede Frage nach den Grenzen unserer Leistungsfähigkeit im Helfen zu verstummen. Jetzt und in Zukunft kann es für uns nur eines geben: Lindern, Helfen, Aufrichten, Retten. Mannigfaltig stellt sich diese Aufgabe, aber der Grundton ihrer Erfüllung bleibt sich immer der gleiche: *tätige Nächstenliebe!*

H. W.

DIE ÄRMSTEN DER ARMEN

KINDER AUS KONZENTRATIONSLAGERN

Frau Irene Gasser schreibt in einem ihrer Berichte:

«Dies ist der traurigste Saal», sagte der Doktor, bevor er mich für die Tür hineinliess. Er hatte mich durch das ganze Haus geführt. Es beherbergt Menschen aus den deutschen Schreckenslagern, die von französischen Rotkreuzkolonnen zur Erholung in unser Land gebracht werden. Eine Sektion der MSA. betreut sie mit Liebe und Sorgfalt. - Viel Trauriges, unvorstellbar Trauriges hatte ich auf diesem Rundgang zu sehen bekommen; aber jetzt sollte ich das Allertraurigste erleben. In dem Saal standen dreissig Betten. In jedem Bett lag ein Knabe. Waren es wirklich Knaben? Magere, winzige Menschlein mit schmalen, ganz weissen Gesichtern, in denen gross und brennend nur die Augen standen. Dunkle, düstere Augen, die abwesend und gleichgültig zur Decke starrten. Die Köpfe dieser Knaben waren kahlgeschoren. «Seit einem Jahr sind die Haare nicht mehr nachgewachsen», erklärte der Arzt. «Vitaminmangel!» - Die bleiche Haut war ganz rau und spröde. Auch hier Vitaminmangel. Arme und Beine glichen dünnen Stöcken, Rücken und Brust waren übersät von Furunkeln und kaum verheilten Abszessen. - Knaben waren es, Kinder; der Entwicklung nach schienen sie zehnjährig, und doch ging aus ihren Schriften hervor, dass sie schon sechzehn und siebzehn Jahre alt waren. - Ich sprach mit einigen. Mit schwachen Stimmen gaben sie Auskunft. Aus Ungarn kamen die meisten; aus Polen und Holland die anderen. «Wo wart ihr?» fragte ich einen dunkeln Ungarjungen, der nur noch einen Arm besass. «In Auschwitz» sagte er und wies mit dem Kopf auf seinen einzigen Arm. «Wir haben ja die Nummer.» - «Wir waren in einem besonderen Lager» flüstert vom andern Bett her der Holländer. «Wir waren ja lauter Kinder!» - Lauter Kinder!
Und wo sind die Eltern? Besser, man fragt nicht. Denn man kennt den Weg, den sie gegangen sind.

«Haben diese Kinder niemanden mehr?» fragte ich den Arzt, als wir draussen waren. «Nein» sagte er, «und es ist auch gut so.» Erstaunt sah ich ihn an. Aber er starrte in den Boden hinein. «Man möchte verzweifeln» erklärte er leise. «Was haben sie mit diesen Buben gemacht! Sie hätten zu Männern werden sollen, zu Männern wie wir.» - «Und ist das jetzt nie mehr möglich?» fragte ich zaghaft. Der Arzt schüttelte den Kopf. «Wir können nicht helfen. Alle sind so schwer tuberkulös, dass der Tod nur eine Frage der Zeit ist.»



Kinder, lauter Kinder! Das Wort des kleinen Holländers bleibt haften. Diese Kinder vermögen wir nicht mehr zu retten; nur noch ihre letzten Lebenswochen können wir verschönern. Aber unzählige andere Kinder warten noch. Ihnen können wir helfen, sie dürfen wir noch retten. Aber schnell - ehe es auch hier zu spät ist.

Was soll mit jenen armen Wesen geschehen, welche weder Vater noch Mutter mehr kennen, sich ihres Heimatlandes nicht mehr bewusst sind, ja nicht einmal mehr ihren eigenen Namen wissen?

Aus den verschiedensten Ländern sind diese Kinder verschleppt worden, aus Polen, Ungarn, Rumänien, Litauen wurden sie deportiert, während ihre Eltern in den Vernichtungslagern den Tod fanden.

Es ist kein Zufall, dass diese Kinder alle ungefähr gleichaltrig sind, denn wer jünger war hat die fürchterliche Zeit nicht überstanden, wer älter war, der kam damit der Bedrohung durch gewaltsamen Tod nur näher. Aber auch von ihrer Altersklasse sind sie die körperlich Stärksten, seelisch Widerstandsfähigsten und geistig Kräftigsten. Es sind Menschen ohne Jugend.

Ein Teil dieser Kleinen gehört zu den «blonden Kindern» unter den vielen Tausenden, die entführt wurden, um «germanisiert» zu werden. Die «Verdeutschungskinder» erhielten ihre Taufe in von der SS geleiteten Anstalten in Deutschland. Nach dieser Schule wurden die Kinder deutschen Familien übergeben, die verpflichtet waren, sie in deutschem Geist und ohne Religion zu erziehen. Die Adoptiveltern erhielten eine monatliche Entschädigung von dreissig RM. Die meisten der bis jetzt aufgefundenen Kinder wurden schwer ausgebeutet und mit der Überlegenheit von Herrenmenschen behandelt. Die Mädchen unter ihnen tragen auf ihrem Leib eine

Narbe, die wie jede andere, von geübter Chirurgenhand geführte Linie aussieht, nur an einer etwas ungewöhnlichen Stelle; Die Unglücklichen wurden von Vertretern der deutschen «Heilkunst» sterilisiert, damit sie niemals Mutter werden können, denn es war ihnen vom Himmel nicht gegeben, nordische Kinder je zur Welt zu bringen.

Der Anblick, den diese Kinder heute bieten ist erschütternd, denn ihr Schicksal ist eines der grausamsten der menschlichen Geschichte. Sie tragen zum Teil heute noch deutsche Namen, die ihnen von den Nazi aufgezwungen wurden. Bisweilen ist es überhaupt schwer festzustellen, ob es sich um polnische oder andere slawische Kinder handelt, denn die Muttersprache haben sie in diesen Jahren, die doch den grössten Teil ihres Lebens ausmachen, verlernt, und was noch davon übrigblieb erinnert an ein übles Basic-Slawisch. Es gibt da eine Gruppe baltischer Kinder, die das Deutsche viel besser beherrschen als ihre Muttersprache, ja, die nicht nur eine richtige schnoddrige Sprache führen, wie sie im preussischen Lexikon steht, sondern deren ganzes Gebaren, das aufbegehrende und herausfordernde Benehmen und die Verlogenheit davon zeugen, dass die Arteigenheit dieser Kinder beinahe ganz verdrängt und deren Um-erziehung im preussischen Geist weitgehend gelungen ist.

Die Kinderhilfe des Roten Kreuzes hat sich einiger hundert der Ärmsten angenommen, trotzdem sich ihre Betreuung sehr schwierig gestalten musste. Einige ehemalige Pfadfinder wurden mit recht schweren Aufgabe betraut.

Die bedauernswerten Jugendlichen, die in ihrer Kindheit nur Angst und Not erlebt haben, kamen gebrochen an Geist und Gesundheit in unser Land; das grauenvolle Schicksal spiegelte sich in ihren Gesichtszügen wieder. Kranke, ausgemergelte Körper, mit müden, traurigen Augen, boten sie an der Grenze einen derart niederschmetternden Anblick, dass französische Soldaten ihnen erschüttert ihre eigene Milch- und Buttermilch abgaben.

Das Schlimmste freilich haben jene erlebt, die in den Konzentrationslagern, in Buchenwald, Auschwitz, in Dachau, Maidanek, Struthof oder in andern dieser Stätten des Grauens ihre Tage fristen mussten. Nicht von allen jenen soll hier die Rede sein, die gemeinsam mit ihren Eltern in die Gaskammern getrieben wurden. Ihnen wurde ein noch grausameres Schicksal erspart. Was die den Kon-

zentrationen zu erzählen wissen, können wir nicht erfassen. Mehrere von ihnen haben dem Ende ihrer Eltern in den berüchtigten Gaszellen beigewohnt und wurden angehalten, bei den täglichen Verbrennungen selbst mitzuhelfen. Wird es ihnen jemals möglich sein, all die schrecklichen Erlebnisse zu vergessen und den Glauben an Güte und Menschlichkeit wieder zu erlangen? Aus Buchenwald haben Kinder, von welchen einige in mehreren Konzentrationslagern gelitten haben, Tagebücher mitgebracht, die uns einen tiefen Einblick in ihre zerstörten Kinderseelen vermitteln. Sie haben ihr Schicksal in eigenen Gedichten und Zeichnungen festgehalten und die Lieder, welche sie im Lager sangen, niedergeschrieben.

*,O Buchenwald, ich kann Dich nicht vergessen.
Weil Du mein Schicksal bist.
Wer Dich verlässt, der kann es erst ermessen.
Wie schön die Freiheit ist'*

Grausam ist das Schicksal mit diesen Jugendlichen umgegangen. Lesen wir in der Leidensgeschichte eines damals 14jährigen Polen, die dieser in seinem Tagebuch in Gedichtform aufgezeichnet hat:

*,Zu meinen Gedanken ist ewig der Oktober des 11. Jahres,
In dem ich habe den Verlust von Vater und Mutter zu beklagen.*

*Für nichts und wieder nichts wurden sie mir entrissen;
Und tausende solcher Opfer haben die Nazi auf dem Gewissen.*

*Ganz alleine geblieben, ganz einsam und allein
Besorgt und verzweifelt, ohne Eltern, ohne Heim.*

*Nicht lange danach wurde ich selbst auch festgenommen,
Nicht genug damit, dass meine Eltern sind fortgekommen.*

*Kaum habe ich damals vierzehn Jahre gehabt
Als man mich ins Konzentrationslager hat gebracht.*

*Die Freiheit verloren! Die Freiheit, das freie Leben!
Zum Frondienst gezwungen, bei Gewitter und Regen.. .>*

*Als die rote Armee ist nach Auschwitz vorgedrungen.
Wurden wir wieder zum Aufbruch gezwungen.*

*Ohne Schuhe und Kleidung, mit einem Stückchen Brot,
Und wer nicht mehr konnte, den schoss man tot.*

*Bei Frost und Kälte, nicht wissend wohin!
Sich verzweifelt fragend: ist das des Lebens Sinn?*

*Ermüdet und hungrig, bei strömendem Regen,
Haben oft viele verwünscht das Leben.*

*Schon lieber den Tod! wozu so ein Leben?
Das waren unsre Gedanken, das war unser Streben.*

*Dann wurden wir später in offene Wagen,
Wie Kühe zum Schlachten werden verladen.*

*Vier Tage und Nächte sind wir so gefahren,
Ohne Essen und Trinken; wir konnten nichts sagen.*

*Mit jeder Stunde haben sich die Toten gemehrt.
Ob vor Hunger, ob vor Kälte - sie wurden nicht geehrt.*

*Wir haben gegen den Tod uns gewehrt.
Wir sassen auf ihnen, es hat uns nicht gestört.*

*Bis endlich wir sind nach Buchenwälder gekommen.
Die Kameraden vom Lager haben gut uns aufgenommen...»*

Ein anderer junger Pole schreibt in gebrochenem Deutsch:
«Wenn die Krieg ist ausgebrochen, habe ich elf Jahre gehabt und es hat angefangen das traurige Leben. Gleich am 1.9.39 ist meine Heim bombardiert worden, weil es war nahe an der Grenze. So haben wir rumgewandert von eine Stadt in die andere. Im Jahre 42 habe ich gesehen, dass es wird noch schlimmer. Ich habe zu beklagen den Verlust von meine geliebten Eltern und Geschwister. Und mich haben sie gleich in ein Lager genommen. Die letzte Minute von unserem Scheiden stellen Sie sich selbst vor, weil wir schon wussten, was das bedeutet. Nach vielen Wochen Weinen und Klagen habe ich gesehen, dass ich muss jetzt selbst für mich sorgen. Und es hat angefangen das schwere Lagerleben. Von 6 Uhr morgens bis 7 Uhr nachts bei der schweren Arbeit gestanden mit einem SS mit einem Stock über uns. Und ein Stücklein Brot mit eine Suppe im Tag. So ging das bis in Januar 1945. Auf einmal müssen wir ausmarschieren, tief nach Deutschland hinein, nach Buchenwälder. Vor Früh bis abends 8 Uhr marschieren ohne Essen, und am Abend 6'000 Mann in eine Scheune reingeschlagen mitten im Winter. Wir sind ausmarschiert in Polen 6'000 Mann und angekommen 1'500. Noch eine Sache kann ich heute nicht verstehen: Wie ein Soldat wollte mich erschliessen mit noch einem. Dann ging die Pistole nicht. Dann konnte der andere nicht mehr, ihn hat eine Handgranate zerrissen. Und ich musste das zusehen...

Aber das, und noch andere Kleinigkeiten, muss man nicht schreiben.

Die Menschen, die es lesen, kennen nicht das innere Leben von uns, und verstehen nicht, um was es sich eigentlich handelt für uns.»

Noch zwei Schicksale:

Unter den Kindern aus Buchenwald, die zur Erholung zu uns in die Schweiz kamen, war ein kleiner Bub, der als Säugling von seinem Vater im Rucksack nach Auschwitz geschmuggelt wurde,

weil sich dieser nicht von dem kleinen Wesen trennen wollte. Der Kleine lebte nun jahrelang versteckt und mit allen Mitteln vor den Aufsehern verborgen. Als eines Tages der Vater nicht mehr in die Baracke zurückkehrte, übernahmen die halbwüchsigen Knaben die Sorge um den Kleinen. Sie wärmten, schützten und nährten ihn, auch auf der langen Wanderung von Auschwitz nach Buchenwalde, während ihr Weg gesäumt war von Erfrorenen und Erschossenen und sie sich ohne Nahrung durch die kalte Winterlandschaft schleppten.

Und da ist ein anderer kleiner Kerl von heute 11 Jahren, der in Buchenwalde einen andern Jungen traf, der in Warschau an der gleichen Strasse wohnte. Sie sind heute wie Vater und Sohn, der ältere fühlt sich verantwortlich für den Kleinen, hegt ihn und pflegt ihn, und dieser hängt an ihm mit Treue und Zuneigung.

Und wie war die Arbeit, die diese 14, 15, 16jährigen zu verrichten hatten?

Schwerarbeit? Ja, gewiss, lesen wir weiter in jenem Tagebuch:

*Gearbeitet an der Eisenbahn; diese Arbeit ist gewiss schwer;
Dazu mit der Peitsche angetrieben, wenn man konnte fast nicht mehr.*

*Geleise unterlegt, Eisenbahnschienen getragen,
Und wer nicht mehr konnte, wurde zu Tode geschlagen.*

*Im Winter, bei grösstem Frost, die Schienen getragen.
Ohne Mantel, ohne Handschuhe, auf dass man sich soll plagen.*

Aber das war noch lange nicht das ärgste! Ein anderer Jugendlicher berichtet:

Die schlimmste und grausamste Arbeit war die in Auschwitz in den Vernichtungslagern. Tagtäglich wurden dort tausende von Menschen vernichtet und vergast. Mit Hunden wurden die Leute in die Gaskammern getrieben. Lange Kolonnen standen davor und warteten oft 24 Stunden bis sie an die Reihe kamen. Wenn ein Schub vergast war, wurden diese Räume wie ein Lift in die Höhe gezogen, und durchventiliert, und dann mussten wir die Leichen auf Rollwagen verladen und ins Krematorium führen.



Kind ohne Jugend



*In den Ruinen Europas
leiden noch ungezählte Kinder*



*Was Ihr an einem dieser
Ärmsten tut...*

Draussen sahen wir die wartenden Kolonnen und wussten, in einigen Stunden würden wir auch diese ins Krematorium führen. Wir sahen die Mütter und Kinder, gesunde und kräftige, kranke und schwache, in Kolonnen stehen, ohne Tränen, ohne Zusammenbrechen, genau wissend, was mit ihnen geschieht. Nichts denkend, weil es undenkbar ist, leisteten wir diese Arbeit.»

Jedoch die körperlichen Leiden waren nicht das Schlimmste für diese Jugend. Nach der Befreiung wurden ihre Wunden gepflegt, ihre Körper ernährt. Aber was geblieben ist, ist die tiefe seelische Zerrüttung dieser grossen Kinder. Sie haben ihre Angehörigen sterben sehen, ihre Eltern, ihre Geschwister. Aber auch ihre Leidensgenossen sahen sie zu Tode gemartert. Und daran tragen sie am schwersten. Welche tiefe Bitterkeit, welches Leid und welche Sehnsucht klingt aus den Worten dieses tschechischen Knaben:

*«Zeiten überlebt unter schwersten Bedingungen
In Not, in KZ-Lagern die Jugend verbracht.
Mehr im Leben kann man nicht verlieren.
Eltern und Heim verloren, mit dem ist alles gedacht!
Aber immer wird kommen für jeden seine Zeit,
Man hat den Nazis bald Vergeltung erteilt.
Erst jetzt haben wir die Rache erlebt.
Lobend können wir sagen, wir haben danach gestrebt.
Eltern sind aber mit nichts zu ersetzen.
Chaotische Zeiten kann man nicht vergessen.»*

Oder aus dem Auschwitz-Lied:

*«Endlos siehst Kolonnen du vorüberziehen,
Vater, Bruder kannst Du oft dazwischen sehn.
Darfst sie nicht mal grüssen, s'kostet dich den Tod,
Vergrössert unwillkürlich ihre Herzensnot.
Traurig ziehen Kolonnen so an dir vorbei,
Schallen hörst du die Kommandos links, zwei, drei!
Hier etwas zu sagen hast Du gar kein Recht,
Wenn Dein Mund auch öfters um Hilfe schreien möcht.
Vater, Mutter! Ob ihr noch zu Hause seid?
Niemand weiss von unserem grossen Herzeleid,
Träumen darf man hier nur von einem Elternhaus,
Von wo dich das Schicksal grausam jagt' heraus.
Sollt ich Dich, oh Heimat, nicht mehr Wiedersehn,
Wie so viele Tausend durch den Schornstein gehn.
Seid gegrüsst, ihr Lieben an unbekanntem Ort,
Und gedenkt meiner, der ich musste fort!»*

r

Ja, jener Betreuer dieser erbarmenswerten Kinder hat verstanden, in welcher Lage sie heute sind, wenn er sagt:

«Es sind Menschen ohne Jugend, und wir versuchen ihnen etwas von ihrer gestohlenen Jugend zurückzugeben. Wir lachen mit Ihnen, wir treiben allerlei Schabernack und fesseln sie gleichzeitig mit konzentriertem Unterricht. Sie lachen auch und sind fröhlich, aber man hat den Eindruck einer oberflächlichen Heiterkeit. In der Tiefe nagt der Verlust der Angehörigen und das Leid um sie. Sie stehen heute ganz allein, mit einem grossen Bedürfnis nach Liebe, dem brennenden Wunsche zu arbeiten und zu lernen, um wieder normal zu werden, und einem Nicht-fertig-werden-können im Herzen.»

Tausende von Jugendlichen schmachteten in den Konzentrationslagern, nur wenige haben die Befreiung erlebt. Wir müssen uns fragen, was diesen Kindern die Kraft gab, das zu überstehen, woran so viele Erwachsene zerbrachen.

Einerseits war es die Kameradschaft, das Zusammenhalten, wie wir es uns ja nicht schöner vorstellen können als in der Betreuung jenes von aller Welt verlassenen Knäbleins, von dem wir schon hörten. Und diese Kameradschaft überbrückt auch heute noch alle religiösen und nationalen Unterschiede, diese Menschen sind tolerant, sie treten alle für das gemeinsame Ziel ein, als Mensch und Kamerad zusammen zu leben trotz verschiedener Denkungsart. Geben sie uns nicht ein leuchtendes Beispiel?

Und dann war es der unbändige Wille zum Leben, der diese jungen Menschen ausharren liess, die starke Lebensbejahung trotz allem, die Hoffnung und Zuversicht, dass sich alles einst zum Bessern wende. Deutlicher kann man dies nicht zeigen, als mit dem Gedichtchen eines kleinen Polen, der seine besten Jugendjahre in Konzentrationslagern verbrachte und alles, alles verloren hat:

*«Tage kommen und vergehen.
Immer kann man das ersehen.
Wenn es dunkel, finster ist.
Kommt am Ende doch das Licht.
Schwinden Tage, dunkle, trübe.
Und am Ende kommt der Friede.*

*Wenn es wird auch was geschehn
Sollst Du stets zufrieden sein.
Wenn Du meinst es geht nicht mehr.
Kommt unverhofft ein Lichtlein her.
Und aus diesem Funken Licht
Brennt die Zukunft dann für Dich!»*

P. Sch.

KINDERSCHICKSALE

KINDER AM ABGRUND

von Irene Gasser

Er hiess Gabor

Gabor kam mit vierzig anderen Jungen in die Schweiz. Sie stammten teils aus Ungarn, teils aus Holland, teils aus der Tschechoslowakei. Gabor war mit ihnen in Auschwitz gewesen und trug wie sie eine schwarze, eintätowierte Nummer auf dem Arm. Alle, die nach Auschwitz kamen, tragen die Nummer, aber wenige sind es, verschwindend wenige, die noch lebend mit ihr herumlaufen. -

«Siebzehn Jahre» stand auf Gabors Personalbogen. «Beruf des Vaters; Arzt. Beruf der Mutter: Ärztin.» «Letzter Aufenthaltsort der Eltern: Deportiert.» Das also ist Gabors Schicksal.

Er wuchs in geordneten Verhältnissen auf, dann kam der Krieg wie ein Wirbelsturm über ihn und riss alles aus den Fugen. Aber Gabor erzählt nicht viel. Wenn man ihn nach dem Lager fragt, sagt er nur; «Wir waren Kinder dort, und wir mussten schwer arbeiten.» Sonst nichts. Über seine Eltern, seine Familie schweigt er völlig. Er klagt nicht, er liegt ganz ruhig in seinem Bett und ist der geduldigste Patient. Und doch ist er nicht apathisch. Er nimmt Anteil an allem. Wenn der Kamerad neben ihm, der stets grosse Schmerzen hat, leiste stöhnt und seufzt, sucht ihn Gabor zu trösten, _und wenn des nachts im Schlaf die Buben schreien und weinen, so steht Gabor auf und zündet das Licht an und ruft den Aufschreckenden beruhigende Worte zu. - Deshalb, weil Gabor so ruhig und in sich geklärt ist, schloss ihn ein Sanitätssoldat, der im Saal Pflegedienste tut, tief ins Herz. Er gewann ihn so lieb, dass er eines Tages an sein Bett trat und sagte: «Gabor, wenn du gesund bist, kommst du mit mir nach Hause. Du wirst mein Sohn.» - Gabor schaute auf, und in seine dunklen Augen trat ein glücklicher Schimmer: «Ja, geht denn das?» fragte er. «Ich werde alles regeln», erklärte der Soldat, und tatsächlich ging ihm in der Folge alles leicht von-

statten und er erhielt die Erlaubnis, den Jungen, wenn er gesund sei, zu sich zu nehmen. Sonntag für Sonntag kam nun auch die Frau des Soldaten zu Gabor; sie plauderte mit ihm, brachte ihm Bücher und kleine Geschenke, und Gabor schien unter dieser Liebe sichtlich aufzublühen. Alle Schwestern und Pfleger freuten sich, dass Gabors Schicksal eine so günstige Wendung zu nehmen schien; nur der behandelnde Arzt äusserte sich niemals zu diesen Zukunftsplänen. – Eines Tages muss Gabor mit ihm gesprochen haben; man weiss von diesem Gespräch nichts, aber der Arzt kam mit tieferschüttertem Gesicht aus dem Zimmer und die Frau des Soldaten erhielt am nächsten Tag einen Brief in Gabors kindlicher, zittriger Handschrift. «Ich danke Ihnen für alles, was Sie an mir getan haben», heisst es darin. «Es war alles so schön, und ich habe eigentlich immer gespürt, dass es nicht so bleiben kann. Aber ich wollte es nicht zugeben. Nun weiss ich es: Ich werde nie Ihr Sohn, weil ich zu krank bin. Aber ich bin nicht traurig, ich sterbe gern. Ich hätte schon einmal sterben sollen und musste mit meiner Mutter vor der Gaskammer anstehen. Meine Mutter kam an die Reihe, aber mich zog ein Mann im letzten Augenblick aus der Schlange. Das war eigentlich nicht gerecht. Nun sterbe ich gern, wo ich es so schön hatte, und ich wäre so froh, wenn Sie nun für andere Kinder sorgen würden, für solche, die wieder gesund werden ...»

Gabor starb bald. So ruhig und abgeklärt, wie er gelebt hatte. Er lächelte nicht im Tod, aber sein Gesicht war entspannt und friedlich. Die Patienten des ganzen Heims traten an sein Bett und legten Blumen um ihn herum. «Wie hiess der Bub?» fragte ein französischer Fremdarbeiter, und ein holländischer Professor antwortete ihm: «Er hiess Gabor ...»

«Ein übles Element...»

«Guido ist ein übles Element», beisst es in einem Bericht der Heimleiterin an die Kinderfürsorgerin. «Er lügt und stiehlt, organisiert im Heim ganze Kinderbanden und bringt alles in Aufruhr. Wir können ihn im Interesse der Disziplin nicht länger bei uns behalten.»

Nachdenklich legt die Fürsorgerin den Brief beiseite. Sie hat viele solcher Schreiben erhalten in der letzten Zeit. Abwechselnd

heissen die «üblen Elemente» Iwan, Georgette, Boris, Robert. Was soll mit ihnen geschehen? Man soll sie fortschicken, sagt ihr?

Ich will euch einmal Guidos Geschichte erzählen. Er lebte in Mailand. Sein Vater und Bruder fielen im Krieg, eine Schwester kam um bei einem Luftangriff. Zurück blieben die Mutter und der zwölfjährige Guido.

«Ich habe Hunger, Mama», sagte Guido jeden Tag, und die Mutter seufzte und antwortete: «Ich auch, mein Sohn.» - Was war zu tun?

Guido war flink und anständig, und solche Jungen konnte man gebrauchen. Für allerlei. Sie dienten als Vermittler bei manchen dunkeln Geschäften, sie waren ausgezeichnete Mittelsmänner in der schwarzen Börse, sie kannten Mädchen und Häuser und führten die Soldaten . . .

Ein übles Element? Guido ernährte seine Mutter. Er brachte ihr Brot heim, Käse und auch Geld. Sie seufzte, wenn er ihr etwas gab, aber sie nahm es und fragte nicht weiter. Der Hunger treibt den Menschen zu vielem. Und dann starb die Mutter. Woran? Guido schüttelt den Kopf, wenn man sich darnach erkundigt und entgegenet einfach: «Es starben so viele in jenen Tagen.»

Der Bub blieb allein, allein mit Kameraden, die sich gleich ihm in der Stadt herumtrieben. Sie taten sich zu einer Bande zusammen und streiften plündernd und stehend durch das Land. Viele tun das heute; die Kinderbanden in Italien sind für die Alliierten zum fast unlösbaren Problem geworden. Irgendwann einmal kam Guido in die Schweiz. Er sagt, ein Mann hätte ihn mitgenommen und als seinen Sohn ausgegeben. Zahllos sind solche Grenzkinder, die den Erwachsenen den Grenzübergang erleichtern mussten. Auch in der Schweiz versteckte sich Guido. Er konnte nichts anderes: Man lügt, man stiehlt - und man lässt sich von den Erwachsenen niemals erwischen. Von ihnen kommt nur Böses. Schliesslich wurde er dennoch aufgestöbert; er war ein kleines wildes Tier, das sich fürchtet.

Sein Name? Er schwieg.

Woher er komme? Er schwieg.

Tage und Wochen dauerte es, bis er einigermaßen wahrscheinlich klingende Angaben machte, und auch jetzt noch musste man alle möglichen Zweifel hegen. Er lügt ja nicht, «corrigge solamente la verita» - er korrigiert nur die Wahrheit. Und wenn er stiehlt,

so ist das kein Stehlen, «si cerca solamente da mangiare» – man sucht nur etwas zum Essen.

Guido hat sich die neue Moral des Kriegskindes angeeignet, die es in sechs finsternen Jahren erlernen musste. Es wird die ganze Liebe und Hingabe der Erwachsenen nötig sein, um mit dieser Moral, an der sie die Schuld tragen, fertig zu werden.

Ist Guido ein «übles Element»? Ist er nicht vielmehr ein armes, irregeleitetes Kind, an dem wir unendlich viel gutzumachen haben? Auch wir – gerade wir – Schweizer, die wir uns so gerne die Enkel Pestalozzis nennen. Eine unermessliche Schuld hat sich unsere Generation aufgeladen, und davon, wie wir sie gutmachen, wird die Zukunft der nächsten Jahrzehnte abhängen.

Marianne und der Koffer

Marianne hat einen Koffer bekommen. Einen praktischen, kleinen Koffer, wie ihn heute so viele Flüchtlingskinder haben. Er ist das letzte Geschenk an die vielen tausend Buben und Mädchen aus der ganzen Welt, die sie während Jahren beherbergt hat.

In den Koffer packt Marianne ihre wenigen Sachen. Es ist tatsächlich nicht viel. Die Pflegeeltern, bei denen Marianne seit einem Jahr wohnt, sind arm und können ihr nicht viele Kleider schenken. Soviele Kinder wollen ja heute fortreisen, und unzählige Koffer warten darauf, dass man sie fülle. Aber Marianne macht sich über ihren geringen Besitz wenig Gedanken. Sie kommt sich reich vor, wenn sie den Koffer betrachtet und ihn mit dem armseligen Bündel vergleicht, das sie vor einem Jahr als einzige Habe in die Schweiz brachte. Nur furchtbar traurig stimmt sie der Koffer; denn Marianne ist sechzehn Jahre alt und mag sich weit zurückerinnern. Sie denkt an grosse, umfangreiche Familienkoffer, welche die Mutter einst mit tausenderlei Sachen belud, wenn die ganze Familie in die Ferien zog. Die ganze Familie: Vater, Mutter, zwei Brüder und Marianne. Das waren fröhliche, sorglose Zeiten: Jedes kam mit irgendeinem Gegenstand angerückt, der «unbedingt mitmusste», und die Mutter wehrte sich verzweifelt und wies auf den Berg von Dingen, die bereits keinen Platz mehr hatten.

Später erschienen andere Koffer. Schwarze, schmale Militärkisten, mit denen man in den Krieg ging. Der Vater nahm eine solche Kiste mit, und weder er noch sie kamen jemals zurück. Die

Brüder erhielten schon nur noch Rucksäcke; heimlich, in der Nacht, wurden sie gepackt; leise Schritte, leises Türschliessen. . . man nannte das «unterirdisch werden». Es folgten die lauten Schritte und die lauten Stimmen. Sie galten der Mutter und Marianne, und für sie blieb nur noch ein schmales Bündel übrig. Ein Zug war da, in dem schrecklich viele Leute schrien; man schob Mutter und Tochter hinein, aber bevor sich die Tür endgültig schloss, holte ein Quäker Marianne heraus. Die Mutter blieb darin.

So kam Marianne in die Schweiz.

Koffer, Militärkisten, Rucksack, Bündel – die traurigen Stufen einer zehnjährigen Erinnerung. Ist es ein Wunder, dass Marianne weint, wenn sie nun wiederum einen Koffer packt? Sie darf wegfahren – heimreisen nennen sie es – aber wohin? Der Vater ist tot, die Mutter ist tot, von den Brüdern fehlt jede Spur.

Heim . . . das bedeutet in Mariannes Fall ein Land, in dem sie keine Menschenseele mehr kennt, in dem sie ganz auf sich selber angewiesen ist.

Träne auf Träne rinnt in den Koffer. Die Pflegemutter, die nachschauen will, ob der Koffer schon gepackt ist, sieht das weinende Mädchen und denkt bei sich: Ein Jahr lang gaben wir dem Kind Heimat. Könnte wir nicht auch für sein neues Leben etwas tun? Aber die Pflegemutter ist arm; allein ist sie machtlos. Leise schliesst sie den Koffer und packt ihren Segen und viele gute Wünsche mit ein.

Drei Kinder stehen am Bahnhof

So war das: Ein Schärlein Kinder marschierte zum Bahnhof. Kinder, kleine und grössere, begleitet von einigen Erwachsenen. Ein paar von ihnen trugen Rucksäcke und Koffern; sie keuchten ein bisschen unter ihrer Last. Die anderen sangen. – «Was sind das für Kinder?» fragte eine neugierige Frau. «Flüchtlingskinder, die nach Hause gehen», gab man ihr zur Antwort. -----

«Nach Hause», dachte Beate. Ging sie wirklich nach Hause? Es musste wohl so sein, denn da wartete ein Zug mit einladend geöffneten Türen und Fenstern. Beate liebt die Züge nicht; sie hat allzu viele erleben müssen. Da war einmal einer, in dem viele, viele Menschen steckten; alle schrien und weinten, die Luft war stickig und übel, und auf ganz kleinem Raum drängten sich Männer und

Frauen, deren Gesichter blass und deren Augen schwarze Löcher waren. Die Fahrt endete im Lager. Lange, lange war Beate dort; anfangs mit der Mutter, dann allein. Die Mutter ging in den Himmel und liess ihr Kind zurück. - «Wie war es im Lager?» Immer wieder fragt man Beate dies, aber sie kann keine rechte Antwort geben. «Wir mussten schwer arbeiten», sagt sie wohl, oder auch: «Wir hatten immer Hunger.» Sonst nichts. Denn die Monate zogen an ihr wie ein schreckensvoller Film vorüber, und sie erwachte eigentlich erst, als sie in der Schweiz bei guten Leuten war. Nur in den Nächten kommt das Böse noch heute zurück, fahren die Züge, schreien die Menschen. Und dann schreit auch Beate. - Aber jetzt geht sie heim. Alles, alles ist vorüber, ein neues Leben fängt an. So hat man es ihr gesagt. - Heim - das heisst, eine Tante, die sie nicht kennt, ein Haus, in dem sie niemals war, ein Land, das sie noch nie gesehen. Heim, das heisst, dass die Lagernummer, die man einstmals in ihren Arm tätowierte, niemals mehr abgelesen wird, dass sie sich niemals mehr wird fürchten müssen vor rauhen Stimmen und schweren Schritten in der Nacht. - Heim . . . das heisst, dass niemals mehr eine Mutter, niemals mehr ein Vater aus den bösen überfüllten Zügen aussteigen werden. Beate geht heim . . . und doch weint sie.

Auch Pino darf heim. Er steht neben Beate und trägt seinen Rucksack, den ihm die Heimleiterin ordentlich gepackt hat. Viel Gutes hat sie dreingetan, Dinge, die Pino wohl wird brauchen können. «Sie ist froh, dass ich gehe», denkt Pino, «ich habe ihr das Leben schwer genug gemacht.» - Es ging aber auch merkwürdig zu in diesem Heim. Wenn er sich mit aller List ein Stück Brot ergattert hatte, hiess es, das sei gestohlen; wenn er sich von der Arbeit gedrückt und nachher eine schöne Geschichte erzählt hatte, schalt man ihn einen Lügner. «Ein schlechter Kerl», hörte er einmal eine Lehrerin sagen. Zu Hause war man anders. Die Mutter freute sich jedesmal, wenn er ihr Essen nach Hause brachte und fragte nie, woher er es hatte. Und nachher, als sie tot war und er mit den anderen Jungen im Land herumstreifte, war stets derjenige der Führer, der die Deutschen am besten anschwindeln konnte. Und wir oft hatten ihn auch die Erwachsenen zum Schwindeln gezwungen! Nur durch Schwindeln war er überhaupt in die Schweiz gekommen. Ein Mann war da, der hatte ihm gesagt, er heisse Ge-

notti, und er, Pino, müsse nun sein Sohn sein. «Warum?» fragte Pino, und der Mann sagte: «Weil wir beide dann leichter hinkommen.» So wurde er als Pino Genotti in die Schweiz gelassen, und erst im Heim fingen sie an, tausend Fragen zu stellen, und jedesmal gab es eine grosse Geschichte, wenn er nicht die Wahrheit sagte. «Du musst immer wahr sein», sagte die Heimleiterin, und Pino bemühte sich schliesslich auch, ihr zu gehorchen. Es war auch gar nicht schwer, dies zu tun, denn das meiste bekam man von selber und musste sich nicht darum wehren. - Aber wie würde es nun zu Hause sein? Die Mutter war tot; ob die Brüder noch lebten, wusste er nicht. «Wir werden uns auch um dich kümmern, wenn du zu Hause bist», hatte die Heimleiterin versprochen. Vielleicht! Pino stellt seinen Rucksack in den wartenden Zug. Vielleicht waren die Erwachsenen wirklich nicht so schlecht.

Mit brennenden Augen starrte Dunja auf die geöffneten Wagentüren. Was gäbe sie darum, wenn sie einsteigen dürfte, wenn das Abfahrtsignal auch ihr gelten würde. Aber sie darf nicht, kein Zug wartet auf sie. «Dunja, du musst Geduld haben», hatte der Vater gesagt, als sie ihn vor einem Monat zum Bahnhof begleitet hatte. «Schau, ich fahre heim, aber ich weiss ja nicht, wie es zu Hause aussieht. Sicher steht unser Haus nicht mehr, sicher werden wir hungern und frieren, sicher sind die alten Freunde alle fort.» - «Aber du wirst sicher die Leute wieder gesund machen können, wie früher?» hatte Dunja gefragt. Der Vater hatte nur traurig gelächelt. «Dunja, ich weiss gar nicht, was ich machen werde. Ich habe kein Haus, keine Instrumente, keine Medikamente, kein Geld, keine Nahrung, kein Obdach. Ich muss neu anfangen, wir alle müssen neu aufbauen. Was soll mein kleines Mädchen dabei tun? Es kann es so schön haben in der Schweiz, kann in aller Ruhe warten, bis sein Vater ihm einen dicken Brief schreibt, darin es heisst: «Dunja, komm heim. Dein Vater hat Heimweh.» - Dunja weint, genauso wie Beate. Doch sie weint, weil sie nicht nach Hause darf.

Dann fährt der Zug ab. Die Kinder winken und die Zurückbleibenden winken auch. Lange schaut die Heimleiterin den entschwindenden Wagen nach. «Man sollte viel mehr für sie tun können», denkt sie, «für die, die fortfahren und für die, die dableiben. Viel mehr.» - Dann wendet sie sich ab und verlässt mit dem

Schärlein der Zurückbleibenden den Bahnhof. An ihrer Hand geht der kleine, fünfjährige Jöri, von dem niemand weiss, wie er heisst, woher er kommt und wohin er einmal gehen wird. «Tante», fragt er, «was ist das eigentlich: heimfahren?»

DIE SEELENOT KRIEGSGESCHÄDIGTER KINDER

Faldoli

Eine Kinderkolonie in Frankreich unter Leitung eines Pfadfinderführers

Einmal war da ein Kind, das nicht mehr lachen konnte. Er hiess Jean-Pierre und war zwölf Jahre alt. Zwölf Jahre? Monsieur Jean, der Heimleiter, schaute ungläubig auf den Begleitbrief, dann auf den Buben, als er am Bahnhof des Cevennenstädtchens das Kindergrüpplein in Empfang nahm. Mindestens drei von diesem Dutzend Jahre waren an dem Burschen vorbeigegangen ohne seinem Körper etwas zu geben. Ein Neunjähriger war es, der vor ihm stand. Das Gesicht allerdings – dieses von der Reise russige und müde Gesicht – schien das eines vierzigjährigen Mannes zu sein. Unter den strohgelben, vom Beret halb verdeckten Haaren starrten zwei gleichgültige Augen ins Leere. Aber das Seltsamste war wohl der Mund, geformt von zwei fadendünnen blassen Lippen – ein bitterer, erfahrener – ein viel, viel zu reifer Mund.

Die Lokomotive der altmodischen Provinzbahn pfiiff gellend und setzte sich schnaufend in Bewegung. Der Heimleiter lud mit Hilfe der Abholmannschaft, es waren die älteren Buben der Kolonie, die unzähligen Kofferchen, Kartonschachteln und Kleiderbündel auf den Handwagen, und los ging's durch's Städtlein, dem Heim entgegen, das auf der andern Talseite etwas erhöht am Waldrande lag. Die «Neuen» redeten nicht viel. Wohl versuchte der Leiter mit diesem oder jenem ein Gespräch anzufangen, doch seinen scherzhaften Worten antwortete meist nur ein schüchternes höfliches «oui, Monsieur». Stumm trabten sie hinter den lachenden und schwatzenden «Alten» her und musterten befangen die neue Umgebung. Abwarten – dachte der Leiter – in wenigen Tagen seid ihr übermütig wie die andern, und ich habe dann wohl meine liebe Mühe, euch im Zaume zu halten.

Bald passierte der kleine Trupp die Brücke unter der ein seichter Fluss zwischen grell besonnten Felsen dahinsickerte. Vom andern Ende näherte sich eine Viehherde, umhüllt von zwei Hirtenhunden. Da geschah etwas Unerwartetes. Ein jäher Windstoss riss einem der Jungen das Beret vom Kopf und rollte es vor die Füsse der vordersten Kuh. Sie hockte mit gespreizten Beinen und beglotzte mit einem derart dummen Gesichtsausdruck das fremde Ding, dass alle Buben in lautes Gelächter ausbrachen - und diesmal sogar die Neuen. Das Eis schien gebrochen. Schnell schaute der Leiter auf den Knaben Jean-Pierre. Der schien aber überhaupt nichts bemerkt zu haben. Und als seine Kameraden lachend den Zwischenfall besprachen, trottete er stumm seines Weges. «Est-ce que tu ne te sens pas bien?» erkundigte sich Herr Jean, «Qu'est-ce que tu as donc?»

«Rien, Monsieur» sagte der Bub und schaute weg.

«Mein Gott!» rief die Hausmutter und schlug die Hände über dem Kopf zusammen, als das Trüpplein in das Haus mit den roten Fensterläden trat. «Wie seid ihr dreckig! Schnell in die Badwanne mit euch! Doch - vorerst kommt in die Küche - ihr habt sicher einen Mordshunger!» Und schon schoben zwei feste Arme die verschüchterten Kinder durch die Türe. Alles stand bereit: Sechs grosse Tassen mit herrlich duftendem Kaffee, sechs Scheiben Brot mit Butter darauf. Butter! Und wie dick gestrichen! Die Kinder machten die Augen ordentlich auf. So etwas gab es wirklich in Frankreich? Und da war ein Junge - er hiess Marcel und zählte acht Jahre - der ganz im Ernst fragte, was das weisse Zeug auf dem Brot wohl wäre und ob man es auch essen könne. «Madre mia! no ensucie el suelo esta labado! Macht mir den Boden nicht dreckig!» schrillte die Stimme der spanischen Köchin durch ihr Geschirrgeklapper - sie war am Abwaschen. Jetzt rissen die Neuen ihre Augen noch mehr auf. «Quelle drôle de langue parle-t-on ici?» fragte einer verwundert. Er wurde sofort von den Alten belehrt: «Dans cette maison on parle le français, l'espagnol et le Schwizertütsch! parce que...», der Sprecher hob den Zeigfinger nach Professorenart, «c'est une colonie suisse!» Der Andere gab sich aber nicht geschlagen. Er habe wohl gewusst, dass in der Schweiz drei Sprachen gesprochen würden, aber nicht, dass eine davon Spanisch sei.

Es war der Brauch, nach dem Essen drei, vier Lieder zu singen – alte Weisen und Ronden aus jener dämmergrauen Zeit, da fast nur Hirten, Schafe und Wölfe Frankreichs Ebenen bevölkerten, und die darum meist von solchen handelten –, dann aber auch frohe schmissige Pfadfinderlieder und heroische Märsche, lebendige Denkmäler ruhmvoller Vergangenheit. Der Gesang diente als Ventil für das Lärmbedürfnis der jugendlichen Tafelrunde. Denn was nachher kam, war Ruhe – strengste Ruhe, vom Hausarzt befohlen. Die Gruppen der Buben und Mädchen zogen sich in ihre Zimmer zurück. Eine gute Weile noch drang Gewisper und Gekicher durch die Türen, auf denen gross und farbig die Gruppentiere prangten. Da und dort riefen die Gruppenchefs ein gebieterisches «Silence!». Ihnen fiel die ehren- und verantwortungsvolle Aufgabe zu, die Kleinen zu überwachen.

Bald regierte wohlthuende Stille in dem weissen Haus mit roten Läden. An gewöhnlichen Tagen wenigstens. –

Aber heute? –

Heute musste der Heimleiter wohl oder übel ein Auge zu-drücken, als das erregte Geflüster bei der Ankunft der Neuen das sonst geduldete Mass zu übersteigen drohte. Der pffiffige Serge aus der Cannebière war es, der sie zuerst erspähte. «Les voilà, les nouveaux!» hallte sein Ruf im Korridor. Les nouveaux! Wie ein Gummiball sprang das Wort von Zimmer zu Zimmer, von Mund zu Mund, und bald drängte sich am Eingang das Gewirr von blonden, braunen, schwarzen, struppigen und wuscheligen Köpfen, mit neugierigen Augen und schwatzenden Mündern. Mitten in dem Gewoge stand Herr Jean wehrlos und lachend. Schliesslich erhob er die Hand. «Ihr sollt jetzt eure neuen Kameraden kennenlernen!» rief er, und sofort war alles still. Der Leiter wandte sich an den ersten: «Comment t'appelles-tu?»

– Marcel.

– Et toi?

– Jeannette.

– Und du. Kleines?

Schüchtern und dünn kam es, als spräche eine Elfe aus einem Blumenkelch:

– Rolande.

– Weiter! Der lange Costaud daneben?

- Serge! - Das tönte männlich bestimmt. Später erfuhren sie, dass er bereits beim Maquis mitgemacht hatte und ohne Angehörige war. Der Übername «Maquisard» blieb ihm, und er war nicht wenig stolz darauf.

Pierrette hiess ein Mädchen mit blonden Zöpfen.

Nur der letzte Bub gab keine Antwort. Verdrossen kaute er sein Butterbrot. Er musterte fast feindselig seine neuen Kameraden.

«Sag ihnen deinen Namen!» wiederholte der Leiter. Aber der dünne Mund kaute stumm weiter. Die Kinder tuschelten und streckten die Köpfe neugierig vor. «Il est fatigué», erklärte Herr Jean und fuhr mit der Hand über den Haarschopf des Verstockten, «il s'appelle Jean-Pierre. Morgen ist er ausgeruht und dann wird er euch ein guter und fröhlicher Kamerad werden!» Hoffentlich! - fügte er in Gedanken bei.

Er gab den Kindern ein Zeichen und da jauchzte ein Gesang auf - laut und voll überbordender Fröhlichkeit. Es war das Lagerlied dieses Hauses. Tausend Kinder hatten es hier schon gesungen - und Tausende vielleicht würden es noch singen. Die Sänger gingen. Aber das Lied gehörte dem Haus und blieb. Und die Neuen, die da kamen, sangen es - und gaben es weiter. Das Lied wird nie sterben, so wie niemals das Lachen der Jugend in der Welt vergehen wird.

*Amis, chantons avec entrain
Notre si joyeux refrain,
Lançons-le comme un défi
Au chagrin, à l'ennui!
Faidoli...*

*A travers les grands chemins,
Allons, nous donnant la main.
Et pour chasser les soucis.
Reprenons à l'envi:
Faidoli...*

*Si la soupe brûle au camp,
Si la tente fie h' le camp.
Au lieu de nous lamenter.
Mettons-nous à chanter:
Faidoli...*

*Parfois les brav's gens furieux.
De nous voir aussi joyeux.
Veulent nous «enguirlander»,
Chantons pour les calmer:
Faidoli...*

Noch singend kehrten die Kinder in ihre Schlafsäle zurück, wo das Ereignis im Flüsterton besprochen und die Ankömmlinge nach Gebühr durchgehechelt und abgeschätzt wurden.

«Scheint, es hat nette Kerle dabei», meinte einer vom Fähnli der «Ecoreuils».

«Und andere!» hielt ihm ein zweiter entgegen, «zum Beispiel der Magere mit den strohgelben Haaren . . .»

«Der Jeanpierre? der sein Maul nicht aufat?»

«Ja - ich glaube, das ist ein ziemlich blöder Kumpan. Ich möchte ihn nicht in unserm Fähnli haben!»

«Ich auch nicht!»

«Ich auch nicht!»

Keiner mochte den langweiligen, armen Jeanpierre, der nicht lachen konnte.

Aber es kam dennoch anders.

Denn auch in einem andern Zimmer wurde von Jean-Pierre gesprochen. Im Bureau sassen der Leiter, die Hausmutter und die Begleiterin der Kinder, eine Krankenschwester aus Paris, beim Kaffee.

«Der schwierigste scheint mir der kleine Jean-Pierre zu sein», begann Herr Jean und paffte bedächtig seine Pfeife, «der arme Kerl hat buchstäblich das Lachen verlernt.»

«Solche Fälle sind mir schon oft begegnet»; die Dame mit der Armbinde schlürfte hastig einen Zug; «es ist traurig - traurig! Ich bin glücklich, dass in Ihrem Heim so viel Fröhlichkeit herrscht. Das wird dem Bub sicher gut tun.»

«Hat er etwa ein Bombardement erleben müssen?» wollte die Hausmutter wissen. Die Schwester schüttelte den Kopf. «Das Haus seiner Familie steht unversehrt im Süden von Paris. Auch hat er noch Vater und Mutter. Allerdings -», und hier tat sie einen Seufzer, «scheinen sie sich nicht so um das Kind zu kümmern, wie es sich für rechte Eltern gehörte. Der Vater trinkt. Die Mutter arbeitete während des Krieges lange Zeit in einer Munitionsfabrik - für die Deutschen. Gezwungen natürlich. Und da ist irgend ein älterer Bruder, der zum Maquis ging und kurz vor der Liberation als verschollen gemeldet wurde . . .»

«Ach so!» murmelte der Hausleiter und blickte nachdenklich in die blauen Wolken seiner Pfeife.

«Vielleicht ist er auch nur sehr müde. Die Reise war furchtbar anstrengend», gab die Schwester zu bedenken, «aber Sie müssen gut für ihn sorgen!»

«Auf jeden Fall schlage ich vor, dass wir ihn zu den Ecureuils

stecken», sagte die Hausmutter, «das sind vernünftige Burschen, die recht mit ihm umgehen werden.»

Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden.

Aber Camille, der Chef der Eichhörnchen war gar nicht einverstanden. Als Herr Jean den Neuen in sein Zimmer führen wollte, machte er einen Kopf und begann - in Missachtung seiner vierzehn Jahre - zu weinen.

«Immer gibt man mir die Schwachen, Schlechten und Langweiligen!» schluchzte er, «alle gerissenen Kerle kommen in die andern Fähnli. Was soll ich mit dem anfangen? Der tut den Mund nur auf, um zu essen.» Er begleitete diese Worte mit einer herausfordernden Geste gegen Jean-Pierre. Am liebsten wäre er mit Fäusten auf das gleichgültige, leicht spöttische Gesicht losgegangen, nur um ihm endlich einmal eine Regung abzuwingen. Aber Jean-Pierre fühlte sich von der ihm offen gezeigten Abneigung nicht im mindesten betroffen. Ihn interessierte das Ganze überhaupt nicht, und er nahm die Hände nicht aus den Hosentaschen.

«Veux-tu aller chez les Ecureuils?» fragte ihn der Leiter.

«Ça m'est égal, comme vous voulez, Monsieur!» war die teilnahmslose Antwort. Camille fuhr fort zu maulen: «Vraiment, ma patrouille sert comme poubelle. Meine Gruppe dient als Abfallkübel.»

Jetzt wurde der Leiter ernstlich böse. «So? Meinst du? Schämst du dich nicht? Hast du gar kein Taktgefühl, dass du so zu ihm sprichst?»

Er nahm ihn beiseite und fuhr fort: «Ich dachte, gerade du besässtest das nötige Feingefühl, um ihm helfen zu können. Ausgerechnet und deinem Fähnli habe ich in diesem Punkt mehr zgetraut als allen andern, darum wollte ich ihn dir geben! Es schmerzt mich nun sehr, zu sehen, dass ich mich getäuscht habe. Deine Gruppe sei ein Misthaufen, sagst du? Das ist mir neu - aber ich muss es glauben, so wie ihr euch aufführt Jeanpierre gegenüber. Die andern Gruppen sind aber keine Misthaufen. Ich gebe ihn also den Panther!» Er schwieg und forschte lange in Camilles Gesicht. Der Bub weinte nicht mehr. Er kämpfte mit sich. «Gut - ich will ihn nehmen.» Es klang noch etwas unsicher.

«C'est sérieux?» Herr Jean streckte ihm die Rechte zu. Camille

nahm sie zögernd, aber der Leiter drückte sie herzlich. «Das habe ich gewusst!» rief er und verliess heiteren Sinnes das Zimmer. Der Fähnführer aber ging zu Jean-Pierre und half ihm sein Bett einrichten.

Zwei Wochen vergingen. Jeanpierre lernte das Lachen nicht. Vom Augenblick, wo der fröhliche Klang der Handharmonika die Kinder aus den Betten holt, bis zu feierlichen Stunde, da die beiden Fahnen niedergleiten und die «Cantique des Patrouilles» durch die Dämmerung ruft - gibt es für die Erwachsenen im Kinderheim manchen Übermut zu dämpfen, manchen Streit zu schlichten und viele Tränen zu trocknen. Die Schlingel werden bestraft, die Braven belohnt - so lautet das Gesetz, im Grossen wie im Kleinen. Das ist einfach und klar. Aber der Fall Jean-Pierres war weder das eine noch das andere, er stand ausserhalb des Gesetzes, ausserhalb des Leben in der Kolonie, und unter den Erwachsenen herrschte grosse Ratlosigkeit, wiewohl sie sich auch um den Jungen bemühten.

Er folgte dem Unterricht zur Zufriedenheit des Hauslehrers, aber ohne innere Anteilnahme. Die kleinen Dienste und Arbeiten im Haus, die man von ihm verlangte, tat er gewissenhaft und ohne Murren - doch auch ohne Freude. In den Pausen, auf den Spaziergängen, bei den grossen Spielen im Wald, lief und spielte er mit den andern - begeisterungslos und abwesend. Mit seinen Zimmergenossen redete er nur das Allernötigste. Oft schlich er sich beiseite und starrte minutenlang ins Leere. Dann geschah es wohl, dass sie ihn mit ängstlicher Neugierde beobachteten, bis er sich ertappt fühlte und ihnen zornig den Rücken kehrte. «Il a le cafard», sprachen sie untereinander, «ça passera!» Denn trotz seines verschlossenen Wesens mochten sie ihn gern und sorgten sich um ihn.

In Frankreich ist der Donnerstag schulfrei. Im Cevennenstädtchen sind diese Donnerstage wahre Feste der Jugend. Frühmorgens schon herrscht ein frohes Durcheinander auf den Plätzen vor den unzähligen Kinderpensionen und Schulen. Bunte Kindertrüpplein, Pfadfindergruppen, Schwärme übermütiger Mädchen und Buben warten auf ihre Lehrer, vor denen sie die ganze Woche stumm sitzen und schwitzen mussten, um jetzt mit ihnen als freie, fast



Wir wollen ihnen verständlich machen, dass das Leben nicht nur aus Hunger, Krankheit und Leiden besteht.



*Wie kann dieses Unrecht
je wieder gutgemacht
werden ?*



*Wie werden wir genug
Güte aufbringen, um sie
den erlebten Schrecken
vergessen zu lassen?*

gleichgestellte Kameraden auf herrliche Entdeckungsfahrt zu gehen - in den Wald, an den Fluss, auf die Felsen. Bald hallt es in den weiten Föhrenhainen, auf den kargen, von hohem Ginster bewachsenen Weiden, von Lachen, Rufen und Singen - bis die Sonne hinter den Vulkanberg im Westen sinkt.

Die Kinder der Schweizerkolonie rüsteten sich für ein grosses Picknick am Fluss. Nach Herzenslust durften sie sich austoben, spielen, haden und faulenzten. Dazu kam aber noch etwas anderes. Jeden Donnerstag verpflichtete der Leiter seine Fähnli zu einer «Bonne action» - einer guten Tat, wie es bei den Pfadfindern Brauch war. Keine der Gruppen durfte vom Ausflug heimkehren, ohne dass eine neue Kerhe den Stock seines Wimpels zierte. Diese Kerhe durfte der Chef nur dann anbringen, wenn sein Fähnli auf dem ahenteuerlichen Weg - nach Ritterart - irgend jemandem einen kleinen Dienst leisten konnte.

So sah man oftmals Gruppen, die sich vom lärmenden Haufen der Badenden trennten, nach kurzer Beratung sich ankleideten und unauffällig verschwanden. Und ahends wunderte sich vielleicht ein Bauer über einen ausgebesserten Zaun vor seinem Hause, und eine einsame Frau über einen Sack Tannzapfen, der plötzlich vor der Wohnungstüre lag. Sicher - manche der Einfälle waren drollig und kindlich, das Getane oft wenig nützlich - aber es kam aus gutwilligen Herzen und wog darum das Tausendfache mancher wortreichen und selbstwichtigen Tat der Grossen.

Camille schickte Jean-Pierre unter irgendeinem Vorwand weg und führte sein Fähnli in die Kolonie zurück. Sie hockten auf der Gartenmauer und berieten sich. Sie wollten heute - koste es was es wolle - den unglücklichen Jungen zum Lachen bringen. Francis, seiner rübenfarbenen Haare wegen «Poil de carotte» genannt - übrigens die Theatergrösse des Hauses - schlug einen Unterhaltungsabend vor, mit einer von ihm eigens für Jean-Pierre gedichteten Schnitzeibank, die er als unfehlbar bezeichnete. Der Plan fand bei den andern wenig Echo. Ähnliches war schon oft versucht worden - ohne jeden Erfolg. Immerhin beschlossen sie, den Abend durchzuführen.

Dann aber war es ihr Chef selbst, der etwas ausdachte, das alle aufhorchen und in Rufe begeisterter Zustimmung ausbrechen liess. Glückselig stürmten sie treppauf in ihr Dortoir, zerrten ihre Koffer-

chen aus dem Schrank, darin die kostbarsten ihrer Besitztümer zu suchen.

Camilles Plan war ein Plan für Herzen, stark und weit, wie es Bubenherzen sind. Jeder sollte das opfern, was ihm am liebsten war.

Bei Camille war's ein Indianerbuch, das ihm seine Schwester zum Geburtstag schenkte.

Francis gab die drei seltensten Briefmarken seiner Sammlung.

Maurice trennte sich von einem bunten Bilderrähmchen, das er in der Schreinerwerkstätte selbst gebastelt hatte.

Da kamen Farbstifte zum Vorschein, Bonbons, eine billige Mundharmonika. Und «Papouse», der Jüngste, warf einen letzten schmerzvollen Blick auf seinen - echt amerikanischen Kaugummi.

Die sieben Aufrechten machten sieben saubere Päcklein. Sieben Bubenhände schrieben auf jedes eine Adresse. Ohne Absender.

Sie trugen die Pakete siegesgewiss zur Post und brachten mit viel Überredungskunst die brave Postbalterin dazu, das Ganze abzustempeln und dem übrigen Courier beizulegen.

«Nun», meinte Camille, als sie an den Fluss zurückkehrten, «wenn das nicht hilft, dann sollt ihr mich einen Dummkopf nennen!»

Natürlich war der Unterhaltungsabend gelungen. Francis war in seinem Element, er übersprudelte von Einfällen und er glänzte mit seinem Witz, wie er noch nie geglänzt. Die Schnitzelbank trug ihm stürmischen Beifall ein. Nur Jean-Pierre sass stumm da und rührte die Hände nicht.

Francis kochte innerlich. Seiner Eitelkeit hätte es so geschmeichelt, wenn er gerade der Held gewesen wäre . . . Blöder Kerl! brummte er leise. Er verlor allmählich seine gute Laune und seine Witze wurden weniger gut, ohne dass jemand im Saal wusste warum.

Ein Fähnli brachte heitere Black-Outs, mit uralten aber unverwühtlichen Bärten. Das Gelächter war gross - aber Jean-Pierre blieb unbewegt. Die Mädchen tanzten einen zierlichen Reigen - Jean-Pierre schaute weg. Andere Gruppen traten auf, mit Pantomimen, heiteren Szenen, begleitet von viel Gerede, Geschrei und Wassergespritze.

Die Aller kleinsten mimten die alte Weise vom Grafen Malbrough, der in den Krieg zog und nicht mehr zurückkehrte. «Ma-

dame à sa tour monte» - sangen die Mädchen und die kleine Schlossfrau schritt einige Male im Kreis herum, mit gesenktem Kopf und gefalteten Händen. Da war es allen, als ächzte eine alte Wendeltreppe, als rauschten Seidengewänder.

«Malbrough ne revient pas», sang das Kind. Sein Vater war von den Deutschen deportiert worden.

Eine Fabel von La Fontaine zauberte einen Esel auf die Bühne, der zum Ergötzen der Kleinen mit den Kartonohren wackelte. Die Kinder krächten vor Freude und die Erwachsenen machten vergnügte Gesichter.

Aber Jean-Pierre lachte nicht.

Das Fest war aus. Der Heimleiter ging ins Büro, um die Post zu holen. Die Kinder tuschelten gespannt und ein allgemeines «Ah!» entstieg dreissig Kehlen, als er mit einem Berg von Paketen hereinkam.

Er legte alles auf den Tisch und schien etwas zu überlegen. Mit einem schalkhaften Lächeln nahm er das erste Colis zur Hand, betrachtete es lange und las laut die Adresse: «Jean-Pierre Desmoulins!»

«Moi??» Zum ersten Mal

veränderte sich das Gesicht des Jungen, Überraschung und Unglauben malten sich darin. Zitternde Hände empfingen das Paket, unruhige Augen suchten einen Absender. Er drehte das Paket nach allen Seiten - hielt stutzig inne. Und schon war alles vorbei. Das Leuchten in den Augen erlosch - brach in sich zusammen wie abgebranntes Bengalfeuer. Der spöttische kalte Zug nahm wieder Besitz von seinem Gesicht.

Die Ecureuils schauten sich enttäuscht an. Ein unbeschreiblich bitteres Gefühl stieg in Camille auf. Der kleine Papouze dachte an den Kaugummi. Alle Sieben bereuten ihre Opferwilligkeit. Es war offenbar, dass Jean-Pierre alles gemerkt hatte. Aber deshalb brauchte er doch nicht so spöttisch dreinzublicken! Camille kochte in Wut und Hass.

Das zweite Paket war ebenfalls für Jean-Pierre.

Das dritte Paket - für Jean-Pierre.

Das Vierte - für Jean-Pierre.

Der Saal begann unruhig zu werden. Gemurmel brandete auf, erstaunte und bissige Bemerkungen wurden laut.

Aber die Verteilung ging weiter: Jean-Pierre Desmoulins, Jean-Pierre Desmoulins. Es war ganz unfasslich. Die Unruhe wuchs und wurde fast zur Rebellion. Besass denn der eine so zahlreiche Verwandtschaft? Weshalb dann diese ewige Trauermiene?

Das fünfte Paket: Jean-Pierre Desmoulins.

Das Sechste: Jean-Pierre Desmoulins. Er nahm es - und legte es gleich weg.

Aber beim siebenten geschah es. Er warf es zu Boden. Alles schwieg und war wie versteinert. Jean-Pierre weinte. Der Heimleiter blickte verdutzt auf. Er war unschlüssig, was er tun sollte. Hingehen, den Burschen beiseitenehmen, ausfragen und trösten. Nein! warnte etwas in ihm, in Ruhe lassen! Offene Wunden nicht befingern! -

Er verteilte den Rest der Post.

Einige Kinder bekamen Briefe. Und da war einer für Jean-Pierre.

«Jean-Pierre!» rief der Leiter laut. Der Bub hörte nicht. Er kauerte auf dem Stuhl, das bleiche Gesicht in den Händen vergraben.

«Jean-Pierre!» wiederholte Herr Jean mild. Es herrschte atemlose Stille. Da schritt der Leiter zum Buben hin, zog seinen Kopf sanft hoch und legte ihm den Brief in die Hände. Jean-Pierre zerriß ihn in zwei Teile. Das war für Camille zu viel. Er stürzte sich auf die beiden Fetzen, öffnete die Kuvertteile und legte die Papiere nebeneinander.

«Wenn du zu blöde oder zu nobel bist, um den Brief zu lesen, so will ich es tun.» Schnell überflog er die Zeilen. Auf seinem Gesicht malte sich grösstes Erstaunen. «Da lies doch selber, Dummkopf! Oder wirst du noch mehr flennen, wenn du eine gute Nachricht vernimmst?» Stotternd vor Aufregung las er vor:

«Mein lieber Bruder!

Sicher bist Du überrascht, von mir ein Lebenszeichen zu erhalten. Ich kann Dir die freudige Nachricht geben, dass ich seit gestern in Paris bin. Ich komme direkt aus dem Konzentrationslager Dachau, wo uns die Amerikaner im April befreiten, aber nicht sofort heimschaffen konnten. Lieber Bruder, ich bin gesund obwohl ich Schreckliches durchgemacht habe. Ich freue mich, dich bald ...»

Er kam nicht weiter. Alle starrten erschreckt auf Jean-Pierre. Der war aufgesprungen, mit verzerrtem Gesicht und flackernden Augen.

«Ce n'est pas vrai! ce n'est pas vrai!» stöhnte er, «c'est vous qui avez fait cela!» Sein wilder Blick suchte einen Übeltäter.

Den Kindern stockte der Atem. Rasch nahm der Leiter die Fetzen zur Hand, prüfte Marken und Stempel. «Der Brief ist echt!» erklärte er. Die Kinder atmeten auf.

«Ce n'est pas vrai!» heulte der Bub.

«Er ist echt! Da - lies ihn selber!» befahl Herr Jean so ruhig und bestimmt, dass der Junge gehorchte.

Etwas später lag Jean-Pierre bäuchlings auf seinem Bett, den Brief in der zuckenden Hand, und weinte, und lachte.

Herr Jean nahm die Handharmonika und sang noch eine gute Viertelstunde mit den Kindern. Erst dann erlaubte er ihnen. Dortoirs aufzusuchen.

Die sieben Pakete lagen verlassen im dunkeln Speisesaal. Sie hatten versagt und man vergass sie.

Am andern Morgen aber machte Camille den Vorschlag, sie dem Bruder Jean-Pierres zu schicken, der ein Jahr im Konzentrationslager war.

Sie holten ein grosses Papier und legten die sieben Pakete zusammen. Es wurde ein umfangreiches Bündel. Fest wickelte Camille die Schnur darum herum - als umwinde er sieben Buben zu einem soliden Paket, das fähig war, Erschütterungen auszuhalten und andern Freude zu bereiten. P. S.

KINDER FLÜCHTEN

Glockenton und Kerzenschein dringen durch die tiefste Nacht

«Papa, wie lange haben wir noch zu marschieren?»

«Das weiss nur Gott.»

Und sie schleppten sich weiter. -

«Papa.»

«Was hast du denn?»

«Ich . . .»

«Du kannst kaum mehr weitergehen, ich sehe es wohl.»

«Du bist auch müde, Papa.»

«Wenn ich dich wenigstens tragen könnte; aber es geht nicht.
Ich bin zu erschöpft.»

«Oh Papa, das habe ich keinen Moment gedacht.»

«Nur Mut, mein Kind. Vielleicht müssen wir noch eine Stunde marschieren, vielleicht auch nur noch eine halbe, und dann ...»

«Und dann sind wir gerettet, nicht? Komm, wir wollen weiterziehen.»

Und sie schlepten sich weiter, stolperten über Steine und Wurzeln, sanken auf die Knie und erhoben sich mühsam wieder. Schmal zog sich der Weg dahin, dicht stand der Wald, dunkel und düster war die Nacht.

Die beiden müden Wanderer waren Flüchtlinge aus Frankreich. Wie tausende und abertausende ihrer Landsleute mussten sie in dieser traurigen Zeit ihre geliebte Heimaterde verlassen, die Stätte ihrer Väter, all ihr Hab und Gut. Sie zogen gegen die Schweizergrenze, ins Land der Freiheit und Menschlichkeit, in dem es nicht Herren und Knechte, Sieger und Besiegte gab, sondern freie Menschen.

Wer könnte sagen, was sie alles gelitten haben? Mehr denn hundert Kilometer von der Grenze hatten sie gewohnt. Dann waren sie ausgezogen. Nachts marschierten sie durch unbekannte Gebiete und tagsüber versteckten sie sich in den tiefsten Wäldern. Stets zitterten sie vor der Gefahr, aufgefunden zu werden. Und zu der Angst gesellten sich noch Müdigkeit und Hunger; denn sie wagten sich nicht zu den Menschen. Und auf den Feldern fanden sie, jetzt im Dezember, nur wenig Essbares.

Von einem Hügel aus sahen sie einmal das Ziel ihrer Flucht: Genf. Aber je näher sie der Grenze kamen, desto furchtsamer und ängstlicher wurden sie. Des öftern versuchte der Knabe seinen Vater zu ermutigen:

«Papa, wacht nicht Gott über den Seinen?»

«Gottes Wege sind unerforschlich. - Wenn ich jetzt allein wäre, würde ich sagen: Und Dein Wille geschehe, und würde hier bleiben. Aber es geht um dich, du darfst nicht in ihre Hände fallen.»

So kamen sie, zu Tode erschöpft, von steter Angst gepeinigt, in den Jura. Überall wachten fremde Soldaten. Nur auf den aller unwegsamsten und rauhesten Pfaden hatte man eine Möglichkeit, über die Grenze zu gelangen. Hunderte von Flüchtlingen waren

hier, kurz vor ihrer Rettung, von den grausamen, erbarmungslosen Soldaten, den fremden Eindringlingen, ergriffen und abgeschleppt worden.

In diesen letzten Tagen verdoppelten sie ihre Vorsicht. Wenn sie gewagt hätten, nach dem Wege zu fragen, hätten sie schon in einem Nachtmarsch die Grenze erreichen können. Aber sie hatten sich noch einmal verirrt, gingen parallel zur Grenze dahin. Sie begannen zu zögern und zu zweifeln. Aber was war da zu machen? Der Knabe konnte sich kaum mehr vorwärts schleppen, und auch der Vater war nicht viel besser dran. Wieder schien eine Nacht verloren zu sein; denn sie mussten wohl oder übel das Tageslicht abwarten, um sich dann zu orientieren.

Erschöpft hielten sie an und bereiteten sich auf einem Haufen durrer Blätter und mit einem Mantel ein dürftiges Lager, dicht neben einem riesigen Stein. – Es war doch eigentlich sonderbar, dass sich mitten aus dem ebenen Waldboden unvermittelt ein Felsblock erhob. – Als sie sich schon niedergelegt hatten, erhob sich der Vater noch einmal, um die Gegend auszukundschaften. Und er erkannte, dass es sich um einen eratischen Block handle, den ein Gletscher in längst vergangenen Zeiten hierhergetragen hatte. Statt sich wieder hinzulegen erkletterte er den Felsen und setzte sich oben hin.

«Papa, wo bist du?»

«Willst du nicht schlafen, mein Kind?»

«Nein, ich komme auch hinauf.»

«Nun gut, so komm denn. Der Stein hat hier eine breite Mulde, die uns als Lager dienen kann.»

Der Knabe stieg hinauf und legte sich dicht neben seinem Vater nieder.

«Papa, weisst du, was mir eben in den Sinn gekommen ist. . . Wir haben auf unserer Reise vergessen, die Tage zu zählen. Es könnte aber sein . . . ich glaube . . ., dass an diesem Tage Christus geboren wurde . . ., dass heute also Weihnachten ist.»

«Weihnachten», wiederholte der Vater gedehnt: «Weihnachten! Es ist wohl möglich – ja, du hast recht, heute ist Weihnachten. – Weihnachten! Das ist eines dieser Worte, die mit einem Schlage Licht in die undurchdringlichste Finsternis zu bringen vermögen. Gott selbst hat dir dieses Wort in den Mund gelegt, mein Kind,

Weihnachten! Während ich vorhin dasass, traurig, bereit mich über die Welt zu beklagen, wie wenn es keinen lieben Gott gäbe, in ebendem Moment ruft Er sich mir wieder in den Sinn zurück. Wenn wir doch mit unseren Christenbrüdern die Geburt Christi feiern dürften, morgen, in der Kirche, im Frieden. Stell dir das vor . . .»

«Oh mein Vater ... Es dünkt mich . . . ich fühle etwas Sonderbares, wie wenn Gott mir dies eben versprechen würde.»

«Auch mich ergreift es merkwürdig. - Doch höre: Die Nacht ist lang. Wenn du dich ein wenig ausgeruht haben wirst, wollen wir versuchen, noch in dieser Nacht den Weg nach Genf zu finden. Und ich bin überzeugt, dass wir ihn finden werden, und morgen dann . . . Schlafe jetzt noch eine Stunde und dann wollen wir weiterziehen.»

Der Knabe legte sich ins weiche Moos, das den Granit überzog und schlief nach kurzer Zeit friedlich ein. Aber der arme Vater fand noch keine Ruhe. Vor einem Jahre noch waren sie alle zusammen gewesen, die Mutter, die beiden Kinder und er. Und heute waren die Mama und das Töchterchen irgendwo dort unten, in einem dieser entsetzlichen Lager eingesperrt und der Knabe lag mit ihm im dunkeln Wald auf einem verwitterten Felsen. Während der Vater diesen schrecklichen Gedanken nachging, sah er, dass ein schmerzlicher Traum den schlafenden Knaben beunruhigte. Flehend rief er nach seiner Mama und der kleinen Schwester und streckte die Händchen aus, wie wenn er sie zurückhalten wollte. Ebenso hatte er getan, als an jenem schrecklichen Tage die fremden Soldaten in ihr Heim eingedrungen und die Familie auseinandergerissen hatten.

Aber plötzlich schüttelte ihn der Vater sachte und flüsterte ihm leise ins Ohr: «Erwache . . . die Soldaten ... sei still!»

Halb im Schlafe noch glaubte das Kind, es handle sich um die Soldaten, die seine Mutter abschleppten und redete einige Worte weiter.

«Sei still», wiederholte der Vater. «Dort im Walde sind Soldaten. Sie kommen auf uns zu. Sei ruhig!»

Jetzt begriff der Knabe, um was es sich handle.

Vier Soldaten kamen in der Tat den Fussweg herauf, gegen den Felsen zu. Der erste trug eine Taschenlampe, mit der er eifrig in den Wald hinein leuchtete, nach links, nach rechts, nach vorne,

und die Nachfolgenden schauten dem hellen Scheine aufmerksam nach. Gespenstisch leuchteten die Baumstämme aus der Finsternis auf. Sie schienen sich gleichsam zu bewegen.

«Nichts zu finden», sagte einer der Uniformierten.

«Nichts», wiederholte ein anderer.

«Hat man sie wirklich hier gesehen?»

«Natürlich, diesen Abend, ein Mann und ein Kind.»

«Sie müssen hier durchgegangen sein.»

«Jawohl, durchgegangen. Hier ist der Pierre-Moussue.»

«In dem Falle sind sie über die Grenze entkommen.»

«Geh'n wir weiter, es sind immerhin zweihundert Mark zu verdienen.»

«Und viele Schritte zu verlieren . . . Doch . . .»

Das letzte hatte der Soldat mit der Laterne gesprochen. Er war etwas näher zu dem Felsen hingegangen und hatte den Blätterhaufen entdeckt, auf dem vorhin die Flüchtlinge ausgeruht hatten.

«Sie sind entkommen. Zu schade, das wäre hübsch gewesen, die Leuten hier auf der Grenze zu schnappen.»

«Offenbar wussten sie gar nicht, dass sie an der Grenze waren. Sie hätten sich sonst nur auf der andern Seite des Steines hinzulegen brauchen . . .»

«Und wir hätten sie gleichwohl gepackt, da gerade keine Schweizer da sind. Wir hätten dem Pack nur zu rufen brauchen . . . Doch was soll das? Man hört Glockengeläute?»

«Das sind die Glocken von Dardagny. Es ist elf, das Weihnachtsgeläute. – Doch was wolltest du noch sagen.»

«Ich sagte, dass wir ihnen nur hätten rufen müssen, wie wir es letzte Woche taten. Wir entdeckten zwei Franzosen, ein Mann und ein Kind, dreissig Schritte jenseits der Grenze, hier in der Nähe, mitten am Tage. Er rief uns zurück, er sei auf Schweizerboden und wollte sich entfernen. Ich schrie ihm nach: «Wenn du nicht anhältst, werde ich dir deinen Bengel erschiessen.» Und ich zielte hinüber, gerade auf den Kopf des Kindes.

«Das dürfen sie nicht», schrie er: «Sie werden es nicht wagen.»

Ich wiederholte: «Halte an, oder ich werde das Kind töten.» Er hielt an. «Und jetzt kommst du zurück.»

«Zurückkommen? Ich bin auf Schweizerboden.»

«Komm her, oder ich erschiesse dein Kind.» Zuerst schien es.

als ob er wirklich kommen werde; dann machte er Miene, sich zu entfernen.

«Ich werde dein Kind erschliessen. Pass auf . . . eins . . . zwei. . .»

«Nein, lasst mir das Kind am Leben.»

«So komm zurück.» Ich zielte immer noch. Langsam kam er näher. Er zitterte, schrie, bat und heulte wie ein Kind, der Feigling. Als er nur noch drei Schritte von mir entfernt war . . .»

«Da hast du ihn gepackt?»

«Das versteht sich von selbst.»

«Und nun?»

«Und jetzt sind sie im Himmel.» Und der fremde Soldat lachte, lachte, lachte über seine Heldentat. Auch die andern heulten vor Freude, aufrichtig bedauernd, dass sie nicht dabei gewesen waren. Neben dem teuflischen Lachen vernahm man die Weihnachtsglocken. Doch die Fremdlinge fühlten den abscheulichen Gegensatz nicht, den Gegensatz ihres tierischen Lachens und des Glockengeläutes.

Der Rohling hatte sich inzwischen gegen den Felsen gelehnt, auf dem beide Flüchtlinge unbeweglich, ohne ein Wort zu sprechen, lagen. Sie hatten vernommen, dass sie hier auf der Grenze waren, konnten aber nicht hinüber kommen. Sie erlebten schreckliche Augenblicke. Vor der Ankunft der grausamen Soldaten hätten sie zwanzigmal Zeit gehabt, zu entkommen, endgültig zu entkommen. Hundert Schritte, fünfzig Schritte in dieser dunkeln Nacht hätten ihnen die Rettung gebracht. Wenn die Fremdlinge nicht auf den Gedanken kamen hinaufzusteigen, würden sie gerettet sein.

Die Soldaten dachten keinen Augenblick daran. Sie zogen weg, immer noch höllisch grinsend über die hässliche Geschichte.

Sie waren kaum zwanzig Schritte weit gekommen, da hörte man von der andern Seite Geräusche. Auch die Flüchtlinge vernahmen sie, und erspähten zwischen den Baumstämmen hellen Fackelschein. War das die Rettung? Oder war es ein anderer Feind? Dies war wohl möglich, wenn die Grenze so wenig respektiert wurde, wie man eben gehört hatte. Die Soldaten waren stehen geblieben, lauschten, sahen den Lichtschein näher kommen und kehrten zum Felsen zurück. Einer von ihnen, stieg, um besser sehen zu können, hinauf ... stiess an die Flüchtlinge und schrie:

«Kommt rasch her, ich habe sie!»

In zwei Sätzen waren die Kameraden bei ihm. Im gleichen Moment erhob sich aus dem deutlich gewordenen Lichterschein ein feierlicher Gesang, ein Psalm. Die erstaunten Soldaten horchten hinüber. Da riss sich der Vater los, hob seinen Sohn auf und stürzte sich mit ihm zu den singenden Menschen hinunter, laut um Hilfe rufend. Und es wurde ihnen Hilfe gebracht. Vierzig Hände streckten sich ihnen entgegen, schlossen die zitternden Flüchtlinge ein. Die fremden Soldaten entfernten sich eiligst. Und der kaum unterbrochene Psalm wurde in wahrer Freude und Dankbarkeit zu Ende gesungen.

Die beiden Geretteten konnten kaum begreifen, wie sich alles zugetragen hatte. Der Vater hielt den Knaben fest umschlossen, als ob er es nicht wagen würde, ihn loszulassen und der Knabe schmiegte sich eng an ihn. Sie wurden zum Felsen zurückgeführt, Die Gedanken der beiden wandten sich zuerst zu Gott, dann zu den Umstehenden, Sie bemerkten, dass ihrer viele da waren, Männer, Frauen und Kinder. Alle schienen in festlicher Stimmung zu sein. Dann wurde es im Walde hell und klar; denn oben auf dem Grenzstein hatte man ein Christbäumchen mit vielen, flackernden Kerzen hingestellt.

Die Flüchtlinge wussten, dass sich hier eine Waldweihnacht abspielte, die man gerne an einsamen Orten feiert. Sie erfuhren auch, dass dieser Stein einstmals den heidnischen Vorfahren als Altar für ihre Blutopfer gedient hatte. Jetzt aber stand der leuchtende Baum dort oben, der grüne Baum des Friedens und der Freiheit.

B. E.

DER KLEINE GAST AN UNSEREM TISCH

KLEINER GAST AUS DEM ELSASS

Als wir Marithé zum ersten Mal sahen, – ein schmales Strichlein vor der dunkelgrünen Wohnzimmertapete, – da stand sie wie ein Hühnchen auf einem Bein; das andere hatte sie schüchtern hochgezogen, und in ihren hellen Augen lag ein ängstlich fragender Ausdruck. Sie hielt die schützende Hand der Rotkreuzschwester, – die sie zu uns gebracht hatte, – fest umklammert, und man sah ihr an, dass sie uns nicht ganz traute. Sie war aus Mülhausen gekommen und eines der Kinder, die dringend Ruhe, reichliche Nahrung, tiefen Schlaf und eine friedliche Atmosphäre nötig hatten.

Muck und Katrin, – angetan mit ihren besten weissen Ärmelschürzen, – machten ihrerseits einen etwas scheuen Eindruck. Sie hatten sich zwar den ganzen Morgen auf die neue Wohngenosin vorbereitet, indem sie ihre Spielzeugtruhe einer gründlichen Musterrung unterzogen, und die zerbrochenen Dinge auf einen, die für das Elsässerkind bestimmten Sachen (sie waren sämtlich gut erhalten und teilweise sogar zärtlich geliebt) auf einen zweiten Haufen geschichtet hatten. Aber nun konnten sie anscheinend nicht auf drei zählen.

Die Schwester ging unauffällig fort, und plötzlich sass Marithé an unserm runden Esstisch, vor sich eine Tasse dampfender Milch und ein Butterbrot. Es war eine richtige gemütliche Ohrentasse mit lustigen Zeichnungen, in die sie ihr blasses Gesichtchen versenkte. Man hörte sie schlucken, und Muck und Katrin taten dasselbe.

Dann blickte Marithé auf. «Mini Tasse diheim isch plus jolie», verkündete sie in unverfälschtem Elsässerisch und mit feinem Stimmchen, «'s het e Rose druff, aber e Hänkel bet sie keine meh, und e Stick isch abgebroche; aber sie isch plus jolie.» Das Eis war getaut, und als Muck und Katrin anfangen, auf sie einzureden, hörte

sie aufmerksam zu und antwortete vergnügt. Sie schien sich langsam heimisch zu fühlen.

Nun folgte die Überreichung des Spielzeugs. Die Kinder zogen die Kleine ins Zimmer nebenan, wo die beiden Haufen, – die Ausschussware und die Geschenke, – friedlich nebeneinander ruhten. Auf dem Geschenkhügel thronte Katrins drollige Baby-Puppe mit den klappernden Augen; es hatte der jungen Mutter viel Überwindung gekostet, sie auf dem Altar zukünftiger Freundschaft zu opfern, aber sie hatte sich tapferen Herzens dazu entschlossen. Marithé betrachtete das rundbäckige Puppenkind ernsthaft; dann machte sie eine kleine Drehung nach rechts und streckte ihre dünnen Arme nach dem zerzausten Stoffhampelmann aus, der mit schlenkrigen Gliedern auf dem andern Haufen lag. «O, e Polichinelle», rief sie mit verklärtem Gesicht und drückte den schmutzigen Gesellen liebevoll an sich, «und där darf i ha?» Niemand hatte das Herz, ihr die Beute zu entreissen, – und so schief das neue Kind des Hauses glücklich ein, den Hampelmann neben sich auf dem Kopfkissen. Zuhause sei es schön, hatte sie vor dem Ablöschen noch geflüstert, da liege sie mit der Josi und dem Kätterle im gleichen Bett, das sei so gemütlich, und sie hätten halt nicht genug Betten. Aber so wie hier gehe es ja auch . . .

Marithé wurde ein sehr liebes Mitglied unseres Haushaltes. Sie war immer zufrieden, und aus angeborener Höflichkeit beanstandete sie ihr nicht zusagende Dinge nur vorsichtig und schonend. Hätten wir nämlich je geglaubt, ihr eine besondere Wohltat zu erweisen durch warme Bäder im weissgekachelten Badezimmer, durch Essen auf unzerbrochenen Tellern und mit silbernem Besteck, durch Spielen auf einem gepflegten Rasen, – so wären wir sofort eines Bessern belehrt worden. Immer wieder klang bei Marithé die Sehnsucht durch nach dem hölzernen Waschzuber in der heimatlichen Küche, in dem sie abgeschrubbt zu werden pflegte, – nach der irdenen Schüssel, aus der sie gemeinsam mit ihren Schwestern die Kartoffelsuppe löffelte, – nach den unerschöpflichen Reizen einer gepflasterten Strasse, in welcher alle Spiele lustiger, abenteuerlicher waren als in einem braven eingezäunten Garten.

Oft sass sie mit Muck und Katrin in einer Ecke und malte ihnen die ferne Heimat aus als ein wahres Paradies, – trotz Hunger,

Kälte und Ängsten. Die Kriegsschrecken waren verblasst, die guten Erinnerungen waren geblieben.

Den Gipfel des Glücks und des Heimatlichseins erklimmte sie aber nach drei Wochen, als sie strahlend zu mir hereingefegt kam. «O, Maman», rief sie atemlos, «das isch sooo luschtig gsi. Hüt hämmer richtig g'stritte, der Mück, 's Kätterle und ich. Lüeg do . . .» und sie hielt mir ein Bündel ausgerissener Haare hin, der Farbe nach zu schliessen von ihrem eigenen braunen Schopf. Bevor ich mich erheben und meine Beiden vor ein Strafgericht zitieren konnte, war sie mir um den Hals gefallen: «'s isch soo schön gsi, 's Stritte. Wie diheim z'Mühlhüse.» Und das war das grösste Lob, das sie unserm Familienkreis konnte zuteil werden lassen. Als unser drittes Kind nach ein paar Monaten nachhause fuhr, mit runden Beinchen und einem gefüllten Köfferchen, weinten Muck und Katrin heisse Tränen. Marithé weinte nicht. Nur als sie zum Abschied schnell mit der Hand über das weisse Kissen ihrer kleinen Lagerstätte fuhr und leise sagte: «Au revoir. Bettle», da sahen wir, wie etwas Glitzerndes über ihre jetzt rosigen Bäckchen rollte. Aber dann lachte sie schon wieder und rief übermütig: «Bald müeud er aber zue uns kemme und luege, wie-n-ich 's schön ha à la maison!» und das versprochen wir auch, aufrichtigen Herzens.

Adele Baerlocher

ANDRÉ UND DIE FAMILIE KELLER

Als Herr Keller den kleinen Franzosenbub im Pfaderheim abgeholt hatte und auf sein Haus zuschritt, standen Peter und Frau Keller neugierig hinter dem Fenstervorhang und spionierten auf die Strasse hinunter. «Ein kleiner Bub, aber schlecht sieht er nicht aus», stellte die Mutter fest, und Peter sagte: «Das glaube ich wohl; im Lager hatten sie nämlich ein fürstliches Essen.» Er selber, Peter, war natürlich sehr gespannt auf den kleinen Franzosen, der nun für lange Zeit neben ihm leben würde. Dann läutete es, und Frau Keller öffnete. «Voilà notre petit Parisien», stellte der Vater seinen kleinen Begleiter vor, der nun aus der Nähe gesehen ein rundes, fröhliches Lausbubengesicht zeigte, und dieser machte eine hübsche Verbeugung und sagte: «Bonjour, Madame, bonjour, Monsieur.»

Die Mutter, welche seit ihrer Welschlandzeit ihr Französisch zum grössten Teil wieder vergessen hatte, zeigte deswegen keine Hemmungen, sondern packte den Schlingel an den Schultern, hob ihn hoch empor und gab ihm ein liebes, mütterliches Schweizermüntschli. Dann stellte sie ihn wieder auf den Boden und sagte lachend: «Das ist kein Monsieur, das ist unser Peter.» Und André gab ihm munter die Hand und sagte: «Bonjour, Pedch, souglatt!» Dieses Wort hatte er im Pfadfinderlager gelernt, und noch viele andere, die er nun sofort dem Peter mitteilen musste, während Frau Keller das Nachtessen anrichtete. Was gab es da nicht alles zu entdecken und zu bewundern! Zuerst das heimelige Bubenzimmer, in welchem nun für die nächsten Monate sein Bett stand, dann Peters Handorgel, die elektrische Eisenbahn, Vaters wunderbare Schreibmaschine, und schliesslich eine riesige Schüssel voll dampfender Rösti - souglatt!

Und so eroberte sich André schon in den ersten fünf Minuten die Herzen der Familie Keller. Es ging nicht lange, da hätte man meinen können, er habe immer ins Haus gehört. War Peter in der Schule, half er der Madame beim Einkaufen oder im Haushalt, oder er zeichnete und schrieb, um dann, wenn sein Freund wieder daheim und von den Aufgaben frei war, diesen durch seine lustigen Einfälle immer wieder aufs neue zu entzücken. Die Eltern sahen mit geheimer Freude, wie Peter durch diese Freundschaft gewann, indem er aufmerksamer und geschickter wurde.

Die beiden Buben unterrichteten sich auch gegenseitig in ihrer Muttersprache, und bald konnte André schon richtig «auf Deutsch» für den Vater die Zeitung oder Zigarren holen gehen.



Es gab natürlich auch Zeiten, wo die Buben zu lebhaft und laut wurden. In einem solchen Augenblick - André hatte auf dem Estrich einen uralten Schaukelstuhl gefunden und ihn in die Wohnung hinunter geschleppt, um darauf den siegreichen Einmarsch der Alliierten in Paris zu demonstrieren - hielt es Frau Keller einmal für angebracht, durch eine energische und eindringliche Strafpredigt dem Tumult ein jähes Ende zu bereiten. Ihren Worten folgte auch tatsächlich ein augenblickliches Stillschweigen, und sie zog sich, innerlich triumphierend, in die Küche zurück. Als Herr

Keller aber aus dem Nebenzimmer unter die Tür trat, um durch sein Erscheinen den Ernst der Situation noch zu unterstreichen, musste er feststellen, dass nur sein eigener Sohn tief beeindruckt war. André hingegen, der gerade damit beschäftigt war, den Stuhl, seinen Panzerwagen, wegzuschaffen, machte sich vertraulich an ihn heran und fragte leise: «War das jetzt eine Strafpredigt, Monsieur Keller?» - «Allerdings!» versuchte der Vater streng zu erscheinen; aber es gelang ihm zuerst nicht recht und schlug schliesslich sogar ins Gegenteil um, als der Kleine mit einer fast gering-schätzigen Schulterbewegung entgegnete: «Wirklich? - Da sollten Sie aber erst einmal meine Mama hören!»



Von der Heimreise mochte er nicht sprechen. Es gefiel ihm in der Schweiz wie nirgends sonst. In Paris hatte er nicht ein so schönes Badezimmer, keine Schreibmaschine und keinen «Pedch». Sein Vater war ein armer Arbeiter in der Vorstadt, die Mutter vertrieb Zeitungen, und das kleine Schwesterlein war tagsüber bei einer Tante. Im Haus waren fast alle Fensterscheiben zerbrochen, und niemand dachte daran, sie zu ersetzen.

Nein, er wollte nicht mehr heim.

«Wenn ich heimgehen muss, breche ich mir absichtlich ein Bein», pflegte er zu sagen.

Vielleicht hat das sein mitleidiger Schutzengel gehört, denn sein Wunsch wurde, wenn auch nicht wörtlich, erfüllt. Als er einmal mit einigen Kameraden im Tierpark spielte, stürzte er von der Schaukel und konnte nicht mehr aufstehen. Sein rechter Knöchel war dick angeschwollen und schmerzte sehr: es war eine kräftige Verstauchung.

Und André? Keine Äusserung des Schmerzes entfuhr ihm - im Gegenteil: er strahlte übers ganze Gesicht und rief begeistert: «Quelle chance! Jetzt bleibe ich in der Schweiz!»



Er gab sich alle erdenkliche Mühe, seine Heilung so stark als möglich zu verzögern, und war untröstlich, als ihm der Doktor den Verband wegnahm und er, so sehr er auch in sich hineinhorchte, beim Gehen nicht mehr auch nur den leisesten Schmerz verspürte.

Diese Tatsache hinderte ihn natürlich keineswegs, auch weiterhin kräftig zu hinken und das Gesicht schmerzlich zu verziehen. Darin war er ein wahrhaftiger Künstler. Einmal aber erwischte ihn Herr Keller doch. Da waren sie in der Waschküche und hörten plötzlich ein mächtiges Brummen am Himmel. «Spitfire!» rief Peter aus dem Garten, und auf welchen Buben würde das keinen Eindruck machen? Herr Keller konnte nur staunen, mit welcher Behendigkeit André die Treppe in den Garten hinauf flitzte. Als dann die Flugzeuge vorbei waren, fragte er den kleinen Franzosen ganz harmlos: «Eh hien, wie geht es jetzt eigentlich mit deinem Fuss? Ist der Schaden nicht hald geheilt?» Da wurde sich André augenblicklich seines Fehlers bewusst; es kam aber nicht einmal zu einem Erröten, sondern er hatte sich sofort gefasst und erwiderte so treuherzig und überzeugend, dass man ihm glauben musste: «Ja, das ist tatsächlich seltsam. Sehen Sie: Treppaufwärts gehts seit kurzer Zeit wieder tadellos; aber auf der Ebene oder gar abwärts, da wird es wohl noch lange schlimm sein.» Und mit dem Ausdruck tapfer ertragener Schmerzen hinkte er schwerfällig die Waschküchentreppe hinab.

Nach diesem Erlebnis, das André als einen liebenswürdigen, aber raffinierten Schlaumeier entpuppt hatte, wurde man bei Kellers vorsichtiger und misstrauischer. Verschiedene Beobachtungen schienen nun plötzlich äusserst verdächtig. Da war zum Beispiel die Geschichte mit der Mehlsuppe: Immer an denjenigen Tagen, an welchen diese Suppe auf den Tisch kam, wurde André von heftigen Bauchschmerzen befallen, die meist bis kurz nach dem Mittagessen dauerten und durch ein reichhaltiges Zvieri wettgemacht zu werden pflegten. Nun fragten sich die Eltern: «Sollte er am Ende die Mehlsuppe nicht gern haben?» Und sie beschlossen, in diesem Fall durch eine List Klarheit zu schaffen.

Eines Morgens kam André in die Küche und fragte, wie gewohnt, nach dem heutigen Menu. Er tat dies jeden Tag, denn das Essen war für ihn das Wichtigste, und jede Mahlzeit bedeutete ihm ein Fest. Manches verwöhnte Schweizerkind könnte sich an seiner Dankbarkeit ein Beispiel nehmen.

Heute aber wurde der kleine André enttäuscht, als ihm die Pflegemutter eine herrliche Mehlsuppe ankündigte. Traurig schlich er weg, und bald schon meldeten sich die gewohnten Bauchschmer-

zen. «Komm, wir gehen rasch zum Doktor hinüber», sagte Frau Keller mit gut gespielter Besorgnis, «der macht dir dann eine Einspritzung, die zwar ein wenig schmerzhaft ist, dafür aber das Bauchweh augenblicklich vertreibt.» Andrés Augen wurden gross vor Schrecken. Eine Einspritzung? Niemals! «Ah non, Madame», wehrte er mit ebenso gut gespielter Bescheidenheit ab, «so schlimm ist es nicht. Das Beste ist, wenn ich mich ein wenig hinlege. Auf jeden Fall muss ich heute auf das Essen verzichten.» Seine Märtyrermiene war meisterhaft. «Da haben wir dich!» frohlockte Frau Keller innerlich und kochte ihm einen Kamillentee, den er zurückwies. «Aber Suppe kannst du doch gewiss nehmen», versuchte sie noch einmal, aber der kleine Patient blieb standhaft.

Als am Mittag Herr Keller von der Arbeit zurückkam und ihm seine Frau den Krankheitsfall meldete, zwinkerte er ihr verständnisvoll zu.

Man setzte sich zu Tisch. André hielt sich auch im Esszimmer auf und beobachtete, wie Frau Keller die Mehlsuppe auftrug.

Doch nein, was war das! Nichts von Mehlsuppe - im Gegenteil: Gerstensuppe war es, seine Liebesspeise!

«Ich habe mein Menu geändert, André», sagte die Mutter, «ich will die Mehlsuppe für morgen sparen, wenn es dir wieder besser geht; denn bis jetzt hattest du unglücklicherweise noch nie die Möglichkeit, von dieser ausgezeichneten Suppe zu kosten.»

Dem kleinen Franzosen standen vor Wut und Enttäuschung die Tränen in den Augen; doch er gab sich nicht geschlagen. «Eh bien, machte er nach einem Augenblick des Stillschweigens, «vielleicht ist meine Krankheit so, dass sie durch das Fasten nur noch schlimmer wird, Appetitlosigkeit spüre ich nämlich eigentlich nicht. Auf jeden Fall sollte ich doch versuchen, ob ich nicht einige Bissen hinunterbringe.»

Frau Keller, die ihren Mann nicht mehr anschauen konnte, ohne die Beherrschung zu verlieren, brachte ihm einen Teller Suppe. Er kostete einen kleinen Schluck, hielt abwartend inne, wagte einen zweiten Schluck, einen dritten, seine Züge hellten sich auf, er trank einen ganzen Löffel auf einmal, einen zweiten ... und schliesslich verkündete er mit einem glücklichen, erleichterten Lächeln: «Es geht.» Darauf ass er mit gutem Appetit weiter.

Am nächsten Tag aber, als es wirklich Mehlsuppe gab, «ging» es überraschenderweise auch.



Obschon es ihm in der Schweiz ausgezeichnet gefiel, fand er doch manches – und wer würde das einem kleinen Franzosen übel nehmen? –, das in seiner Heimat besser sei.

«Wieso machen Sie den Salat mit Zitronensaft?» fragte er Frau Keller, als er sie beim Zubereiten des Mittagessens aufmerksam beobachtete. «Wir brauchen in Paris immer nur reinstes Olivenöl.» – «Wenn es Ihnen zu wenig ist, monsieur», antwortete die Mutter, «müssen Sie halt mit dem nächsten Zug nach Paris zurückfahren, denn wir armen Schweizer haben fast kein Öl mehr.»

«Nein, nein!!» rief da André schnell. «So war es nicht gemeint. Ich meinte nur so. Wir haben nämlich . . . eigentlich ... sozusagen . . . weder Zitronen noch Olivenöl.»

Und Salat hat er dann trotzdem viel gegessen, der kleine Aufschneider.



Frau Keller pflegte fast nie einen Hut zu tragen, und es war eine grosse Ausnahme, als sie eines Sonntags, als man zu einem Spaziergang aufbrechen wollte, mit so einer wundervollen neuen Modeschöpfung auf dem Kopf erschien. Als André sie erblickte, brach er in ein fassungsloses Lachen aus und war überhaupt nicht mehr zu beruhigen, und dieses Lachen wirkte so ansteckend, dass auch Herr Keller und Peter davon ergriffen wurden und während des ganzen Bummels von Zeit zu Zeit wieder unbeherrscht zu kichern begannen. Die Mutter war zwar nicht empfindlich und lachte anfänglich fröhlich mit, auf die Dauer aber schien ihr, es sei nun genug gelacht worden, und schliesslich, als ihre drei Begleiter einfach nicht aufhören konnten, wurde sie wirklich ein wenig böse. Schliesslich war dieser Hut nicht sooo lächerlich.

André, der trotz seiner nicht allzu vornehmen Herkunft für

solche Dinge ein sehr feines Gefühl hatte, machte sich wegen dieses Vorfalls Gewissensbisse. Er hatte ihr ja nicht weh tun wollen.

Am folgenden Morgen fand Frau Keller in ihrer Küchenschürze einen kleinen Zettel, auf welchem in fehlerhaftem Französisch folgende rührende Worte zu lesen waren:

Liebe Madame,

Ich muss einfach lachen, wenn ich an Ihren Hut denke: man möchte sagen, es sei ein Fladen. Wäre ich doch nur reich, dann könnte ich Ihnen einen anderen kaufen!



Andréa

Herr Keller lag nach dem Mittagessen im Lehnstuhl auf der sonnigen Terrasse und studierte die Zeitung. Seine Frau arbeitete in der Küche. Diese Situation benützte André immer zu einem besonders lustigen Spiel. Da bat er nämlich Frau Keller, ihm einen «schwyzertütschen» Satz zu lehren, den er dann eilig auf die Terrasse hinaustrug und dem zeitungslisenden Vater mit strahlendem Gesicht wiederholte, wobei er in höchstes Triumphgeheil ausbrach, wenn Herr Keller den Sinn wirklich verstand. Dann musste er ihn nämlich ins Französische übersetzen, und André rannte vergnügt in die Küche zurück und berichtete den Erfolg.

Nun kann man sich aber vorstellen, dass Frau Keller nicht immer Zeit zu solchen Spielen hatte, und dass ihr Mann auch gerne die Zeitung in Ruhe gelesen hätte. Wie sollte man den Kleinen zur Ruhe bringen?

Da hatte Frau Keller eine Idee. Als André wieder einmal erschien und ein Sätzlein wünschte, sagte sie: «Gib mer en Ohrfyge!» André prägte es sich ein und murmelte immer vor sich hin: «Gibemer en Orrfig», während er aus der Küche verschwand.

Er kam nach einiger Zeit, langsamer als gewöhnlich, zurück. «C'est vrai», fragte er, «que ça signifie: donne-moi une gifle?» «Jaja, monsieur» war die Antwort. Da sagte er nur «Sans blague!», rieb sich ein wenig die Backe und trollte sich davon.



Vor dem Abschied hatten sich alle ein wenig gefürchtet. Aber er wurde viel heiterer, als sie sich vorgestellt hatten. Auf dem Weg zum Bahnhof nämlich plauderte André fröhlich von seinem Schwesterlein, dem er allerlei schöne Geschenkelein mitzubringen hatte. Ausserdem war er sehr stolz auf den neuen Kittel, den er heute zum erstenmal tragen durfte. (Frau Keller hatte einen alten von Peter wieder auffrischen lassen; aber André hätte geschworen, er sei völlig neu.)

Auf dem Bahnhof strömten von allen Seiten her die kleinen Franzosen zusammen, und da gab es natürlich ein frohes, lautes Wiedersehen, ein Erzählen und Zeigen - und Aufschneiden! Die vielen Pflageeltern standen still im Hintergrund, und obschon sie alle ein wenig traurig waren, lächelten sie ihren Schützlingen tapfer zu. Wer weiss, ob sie sie je einmal wiedersehen würden?

Die Zeit der Abfahrt war da. Die Wagenfenster waren ausgefüllt mit lustigen Bubenköpfen, und in jedem dieser Köpfe war ein Mundwerk, das fast ununterbrochen lief. Ein Lärmen war das! Aber den André hörte man doch aus allen Anderen heraus. Er hatte offensichtlich seine alte Rolle als Wortführer der Lagergemeinschaft bereits wieder übernommen. «On reviendra!» schrie er, und aus fünfzig Kehlen echote es: «On reviendra!»

Die Lokomotive piff - und der Zug fuhr rückwärts, um von neuem anzuhalten. «On est arrivé - descendez, s'il vous plaît!» ahmte André mit unvergleichlicher Schauspielkunst einen Zugführer nach, und das fröhliche Lachen, das auch die Umherstehenden und sogar den gestrengen Herrn Vorstand mit dem gedrehten Schnurrbart ansteckte, war der letzte Eindruck, den das nun endgültig entschwindende Völklein seinen Beschützern hinterliess.

G. Sch.

JEAN, DER RITTER OHNE FURCHT UND TADEL

Der kleine Jean kam Ende Juni mit vielen Kameraden aus Südfrankreich in die Schweiz. Eines Ahends, als ich von der Stadt zurückkehrte, war er ganz einfach da. Meine Mutter führte mich an sein Bett, wo er nach den ermüdenden Reisetagen endlich ruhen durfte und wo er auch sogleich eingeschlafen war. Lange betrachteten wir beide das kleine Kindergesichtchen, das da etwas zaghaft unter der Decke hervorschaute. «Sonderbar», sagte nach einer Weile meine Mutter, « als ich ihn abholte ... er war so ganz anders als seine Kameraden, ich weiss nicht recht woran es liegt, aber ich hab ihn mir nicht so vorgestellt.» - Ja, was hatten wir denn erwartet?

Ganz einfach, wir hatten einen Buben mit südländischem Temperament, grosser Begeisterungsfähigkeit und einer gehörigen Dosis sympathischer Frechheit erwartet, einen Buben aber auch, dem

man die Geschehnisse des Krieges irgendwie anmerken werde.

Und nun Jean, er war so ganz anders. In seinem Gesichtchen war auch nicht das Geringste von körperlichem Mangel zu lesen, ja er hatte geradezu Pausbacken. In seinem ganzen Wesen war er still, schien gar nicht verwahrlost zu sein, zeigte sich im Gegenteil oft erstaunlich gut erzogen.

Nur konnte er sich nie so richtig freuen, immer wieder huschte es wie ein Schatten über sein junges Gesicht, und er hatte oft etwas Trauriges an sich, was wir uns lange Zeit nicht zu erklären vermochten. Erst langsam und nur sehr zaghaft gab er seine sorgsam gehüteten Geheimnisse preis.

Es war gar nicht das Kriegserlebnis, was Jean immer noch so traurig stimmte. Aber seine Mutter hatte ihn verlassen müssen, nicht wegen des Krieges, viel schlimmer noch, er hatte es selbst gesehen, wie sie in berechtigtem Zorne von seinem Vater geschieden war. Da mochte der Vater hinterher noch so versuchen, seinen Fehler wieder gut zu machen - zu welchem prächtigem jungen Menschen hatte er im Übrigen, obwohl selbst blind, seinen Buben schon erzogen - aber den Eindruck des einen unglücklichen Augenblicks konnte er nie mehr verwischen in der so zarten Kinderseele. Niemand wird es je können, auch wir vermochten es nicht.

Sicher, als Jean spürte, dass wir ihn alle sehr gern hatten, da war er oft voll Fröhlichkeit den ganzen Tag über, jetzt erst zeigte er, dass er glücklicherweise auch ein lieber Lausbub sein konnte. Zuweilen erwies er sich als galanter und mutiger Kavalier, marschierte er doch einmal, als er mit uns in den Ferien weilte, er, der kaum Zwölfjährige, zwei Stunden weit allein durch den finstern Wald, um seine kleine Freundin am Bahnhofe abzuholen.

All dies vermochte aber nicht darüber hinwegzutäuschen, dass in seinem Herzen durch den Verlust seiner Mutter etwas unwiederbringlich verloren gegangen war.

Petit Jean war ein grosser Patriot, wenn er die Marseillaise auch nicht so laut sang, wie seine Kameraden im Lager. Aber wenn er von Frankreich sprach, so leuchteten seine Augen, und wir spürten, wie sehr er seine Heimat liebte.

Und nun bist du von uns gegangen lieber, kleiner Jean. Aber wir werden Dich nicht vergessen, und wir glauben mit Dir an die Zukunft Deines grossen und schönen Vaterlandes. E. W.

AUS DEM TAGEBUCH EINES PFLEGEVATERS

29. Juni.

Morgen also soll er anrücken, unser neuer «Sohn», ein Kriegskind aus Frankreich. – Wollen mal sehen!

1. Juli.

«Allons enfants ...» – hell klingt es aus dem Badezimmer. Marcel, der quecksilbrige Franzosenhuh aus dem Midi produziert sich. Seine neueste Entdeckung scheint die grossartige Akustik zu sein, die geplättelten Baderäumen eigen ist. Und wie er sie ausnützt! – Nun, offenbar fühlt er sich recht wohl bei uns. leicht,

Eigentlich seltsam, diese Südländer! Wie lebendig, wie Marcel wie so ganz anders sind sie doch als wir! Wenn ich diesen einmal mit unserm Peter vergleiche! Mein Gott! Hat mein Sohn je bei der Abendtoilette «Rufst du, mein Vaterland» angestimmt?

Jetzt bricht der Gesang ab. Meine Frau scheint eingegriffen zu haben. Die Waschprozedur beginnt; zugleich hebt eine rege Diskussion an zwischen «Madame» und Marcel. Die Meinungen über den Wert einer intensiven Zahnpflege gehen offenbar stark auseinander. Schliesslich siegt «Mama i. V.», und folgsam bürstet der Pflegesohn seine Zähne, dass der Schaum nur so fliegt!

Nun aber rasch ins Bett mit dem Bengel, sonst alarmiert er uns die ganze Nachbarschaft mit seinen patriotischen Gesängen!

Und singend rennt er durch den Korridor: «Allons enfants...!»

4. Juli.

Man gewöhnt sich langsam daran, am Morgen sanft durch ungewohnte Klänge geweckt zu werden. Um dieselbe Zeit, um die sonst der Wecker unbarmherzig losrasselt, erklingt jetzt Marcells helle Stimme aus dem Zimmer der Buben. «Allons enfants de la patrie!»

Die Marseillaise! – Die Marseillaise am Morgen, die Marseillaise am Mittag, die Marseillaise am Abend!

Welch patriotisches Volk, diese Franzosen!

6. Juli.

Heute haben mich meine Kollegen im Büro ziemlich komisch angehlickt. Wieso denn eigentlich? – Seltsam. Sass meine Kravatte schief . . . Unerklärlich . . .

7. Juli.

Ich hab's! Von selber bin ich zwar nicht darauf gekommen, aber auf dem Heimweg hat mich Ernst gefragt, ob ich eigentlich den Franzosenfimmel hätte, es sei beinahe nicht mehr auszuhalten in meiner Nähe – immer diese Marseillaise! – Mein Gott, er hat recht! In der Tat habe ich mich in letzter Zeit verschiedentlich dabei ertappt, dass ich, ganz unbewusst, die Marseillaise vor mich hinpfiff oder summt!

Ich muss mich mehr zusammennehmen!

10. Juli.

Meine Frau beneidet mich bereits darum, dass ich mich tagsüber ins Büro flüchten kann. – Marcel's patriotische Gesänge schlagen ihr sichtlich auf die Nerven.

12. Juli.

Nein, es nützt alles nichts. Die Marseillaise ist und hleibt unverwüstlich. Was haben wir nicht schon alles angewendet. . . Ein Liederbuch gekauft – umsonst, Marcel kann nicht Noten lesen, Anfrage bei uns nahestehenden Pädagogen – umsonst, unser Gast widersteht allen «Besserungsversuchen» bezüglich seines Liederschatzes.

Was tun? – Uns graut vor dem bevorstehenden 14. Juli, dem Nationalfeiertag der Franzosen . . .

14. Juli.

«Allons enfants de la patrie .. .» Das ist Dein Tag, Marcel! Bei einer mächtigen Torte haben wir gefeiert! Es war eine Pracht! Und was wir erreicht haben bei dieser Gelegenheit! Eine erzieherische Glanzleistung! – Vor der Torte nämlich, da nahm ich mir meinen Pflegesohn vor, ganz väterlich. Ich klärte ihn auf über den tiefen Sinn einer Nationalhymne. «Siehst Du, auch wir in der Schweiz haben so eine Art Marseillaise. Du kennst es nicht, das Lied? – Das ist es ja eben. – Weisst Du, so eine Nationalhymne singt man nicht immer und allüberall. Das ist sozusagen etwas Heiliges, damit muss man sorgsam umgehen, sonst ist der ganze tiefere Sinn dahin... Und darum, mein Sohn, wollen wir die Marseillaise von nun an nur noch bei ganz feierlichen Angelegenheiten singen, dann aber

helfen wir gleich alle mit, damit Du siehst, dass wir zusammen gehören - einverstanden?»

Marcel nickte. Ich wischte den Schweiß von der Stirn (man halte einmal obige Rede in französischer Sprache!) und übergab gerührt unserm Pflegekind eine kleine Schachtel, enthaltend - eine Mundharmonika, samt Gebrauchsanweisung. Auf Französisch, versteht sich.

Strahlend verschwand Marcel mit seinem Schatz im Nebenzimmer. Bald erklangen einige Töne, dann ganze Tonleitern und auf einmal zur Feier des Tages laut und gefühlvoll - die Marseillaise!

Vive la France!

H. W.

POURQUOI DONC TOUJOURS TRAVAILLER?

Die Buben waren, wie jeden Dienstagnachmittag, wieder einmal bei dem netten alten Stadtpfarrer gewesen, der so freundlich war, ihnen Religionsunterricht zu erteilen. Nun war es Zeit für das Nachtessen, und sie konnten jeden Augenblick erscheinen.

Sie kamen aber nicht. Eine Stunde verging, wir wurden unruhig. Schliesslich telefonierten wir ins Pfarrhaus. Nein, die Buben seien gar nicht dagewesen, man habe angenommen, sie hätten einen Ausflug gemacht. Nun waren wir aber bestürzt. Wo mochten sie denn sein? War ihnen ein Unglück passiert?

Gerade, als wir uns entschlossen hatten, die Polizei zu benachrichtigen, läutete die Hausglocke. Ja, sie waren es, fröhlich und ohne jedes Schuldbewusstsein. Wir brauchten sie nicht lange auszufragen, denn die begeisterte Erzählung dieses Nachmittags sprudelte nur so von ihren Lippen:

Der Joseph habe sein Religionsbuch vergessen, und da hätte es doch keinen Sinn gehabt, zum Pfarrer zu gehen. Drum seien sie halt zum Tennisplatz gegangen, um Bälle aufzulesen. Ja, und dann habe man ihnen noch Geld gegeben, und sie hätten sich etwas zu essen gekauft - «vous savez, on avait faim après ce boulot» - und seien schliesslich noch ins Kino gegangen. O, besonders schön sei der Film nicht gewesen, «la femme était moche et lui, il n'avait pas assez de culot».

Unsere Empörung über den so verbrachten «Religionsnachmittag» machte ihnen wenig Eindruck. – «Mais on ne peut donc pas toujours travailler! Chez nous on va au moins chaque semaine avec maman au ciné!»
H. Sch.

DER BRATEN

Zwei alleinstehende ältere Damen, die ihren kleinen Basler Haushalt mit einem seit Jahren innig betreuten Terrier teilen, haben einen aufgeweckten 8jährigen Elsässerbuben bei sich aufgenommen und sind wahrhaft glücklich mit dem munteren, quicklebendigen Familienzuwachs. In ihr einsames Altersdasein kommt wieder Leben, sie haben neue, wichtige Aufgaben mit der Einkleidung und dem Unterricht ihres nicht allzu verwilderten kleinen Gastes übernommen. Und auch Sherry, der treue Hund, zeigt keine eifersüchtigen Regungen wie sonst häufig bei anderen Gästen des Hauses, sondern hat Jean in sein Hundeherz geschlossen, weicht ihm nicht von der Seite. Alles geht prächtig bis zu jenem Tag, da die beiden Damen gemeinsam ausgehen und Jean zum ersten Mal allein zu Hause lassen. Als sie zum Abendbrot wieder heimkommen, steigt ihnen schon auf der Treppe ein seltsam-kräftiger Bratenduft in die Nase, der, als sie die Tür öffnen, die ganze Wohnung durchzieht. Fragend, nichts Gutes ahnend – denn sie vermuten gestohlene Ware! – sehen sie Jean in der Küche hantieren, der wie eine erfahrene Hausfrau den Rahm für die Bratensauce vorbereitet. Vor seinem strahlenden Lächeln erstirbt ihre erschrockene Frage.

«Tante, koste nur mal, ich habe schon probiert – es schmeckt wunderbar; ihr müsst doch auch mal was Gutes haben zur Feier des Weltfriedens. Ich wollte euch nur eine Freude machen.» – «Aber Jean, dieser Luxus – woher hast du denn nur . . .?» – «Ja erkennt ihr denn nicht euren Sherry? . . . Mutter fand immer, dass diese Rasse den zartesten Geschmack hat; wir haben zu Haus mindestens drei Mal Terrier geschlachtet.. .»

Jean's Redeschwall versiegt plötzlich im Anblick der beiden entsetzten Frauen, die in ein unerklärliches Schluchzen und Jammern ausbrechen. Er schüttelt nur traurig, verwundert und ungläubig den Kopf, als sie die Bratpfanne vom Feuer reissen, Sherrys sterbliche Reste im kleinen Vorgarten bestatten und das Grab mit

einem Blumenstrauss schmücken. Die stattliche Pfanne werfen sie mit einem aus Ekel und Trauer gemischten Gefühl zum alten Eisen.

Zwei Tage lang sprechen sie mit Jean kein Wort. Er schleicht verwundert, aber durchaus nicht schuldbewusst durch die Wohnung, als suche er das Rätsel ihrer Tränen und ihres Entsetzens zu lösen. Die beiden Damen haben lange beraten, ob sie Jean, der erst drei Wochen in ihrem Hause weilt, nicht wieder dem Roten Kreuz überweisen sollen, um andere Pflegeeltern für ihn suchen zu lassen. Dann aber haben sie sich zu dem Entschluss durchgerungen, ihn zu behalten. «Andere Menschen würden Jean vielleicht noch weniger verstehen», sagen sie resigniert, aber versöhnlich zu der Beraterin von der Kinderhilfe. «Und was würde dann aus ihm werden? - Er kann ja nichts dafür - der Krieg ist an allem schuld - nur der Krieg!» ...

G. J.

«AHA, DAS HAT EUCH PESTALOZZI GELEHRT»

Michel, das achtjährige Franzosenhühlein, langweilt sich ein wenig, wenn sein Spielgefährte, der gleichaltrige Schweizerhuh, in der Schule sitzt. Andere Kinder sind nicht im Hause. Damit das Heimweh nicht aufkommt, beschäftigt ihn die Hausfrau, indem sie ihm kleine Dienste zumutet: Zum Essen rufen, Briefe zum Postkasten tragen. Holz in die Küche bringen usw. Michel widerspricht nie; seine Mutter, eine arme Witwe, hat ihm wohl zugeredet, stets sofort zu gehorchen. Auch höflich ist er und dankt für die kleinste Gabe.

Wohl nicht einzig ist aber seine Auffassung über den Zweck seines Schweizerbesuches. Darüber befragt, antwortete er einfach: «Je venais pour bien manger et pour m'amuser.» Ich (auch für einige Tage Feriengast im Hause) erkläre ihm nun, dass es ihn doch mehr befriedige, hie und da eine kleine Arbeit zu verrichten, als nur immer an Essen und Spiel zu denken. Er schien nicht ganz überzeugt zu sein.

Heute nun kommt eine Illustrierte Zeitung als Sondernummer für Pestalozzi. Sofort sitzt Michel an meiner Seite. Blatt um Blatt durchgehen wir miteinander. Wie gebannt blicken seine grossen Augen auf die prächtigen Bilder. «Pestalozzi unter den Waisen in

Stans» fesselt ihn am meisten. Immer wieder blättern wir nach dieser Seite. Verschiedene Male muss ich ihm den grossen Menschenfreund mit dem Herzen voll Liebe und Güte schildern. Plötzlich schaut er mich an und ruft: «Aha, das hat euch Pestalozzi gelehrt, lieb zu sein mit uns Kriegskindern.»
M. B.

RENÉ AUS TARASCON

René, unser kleiner Franzosenbub, liebt die Musik ungeheuer. Sein Liederschatz kennt keine Grenzen. Wenn René nicht gerade schläft oder isst, dann singt er. Sein Dasein erinnert an eine Oper: Alles ist Gesang!

Eines Tages kommt der Junge zu mir mit der erstaunlichen Frage: «Erhält Ihr Sohn Musikunterricht?» - Ich verneine, denn Hanspeter ist wirklich nicht sehr musikalisch. «Und wenn ich nun Ihr Sohn wäre, würden Sie mir dann solche «leçons» geben lassen?» - «Gewiss, René!» Da blickt mich das Kerlchen fest an und sagt: «Bong, Madame, - je reste votre fils!»



Mein Mann fehlt heute beim Nachtessen. René will natürlich wissen, was los ist. Ich erkläre ihm offen und ehrlich, dass «Monsieur» an einer Sitzung sei und erst gegen 10 Uhr heimkehre. Der kleine Frechdachs zwinkert mit seinen Augen und bemerkt zweifeind: «Oh, Madame, je connais ça! - Vous savez, mon papa ne rentre non plus pas avant deux heures du matin, s'il s'en va le soir!»



René wird zur Schule geschickt. Er ist begeistert. «Was gefällt Dir denn so gut?», fragen wir erstaunt. «Die Lehrerin!» - «Wieso denn?» - «Elle a l'oreille dure!»
H. W.

LE CLACIER

Wie viele Ausländer das tun, stellte sich Francis die Schweiz so vor: Alphütten und -hörner, jodelnde Sennen, Kühe und Käse, hohe Berge mit ewigem Schnee in rosa Beleuchtung - und Gletscher. Gletscher! Ja, sie haben es Francis angetan, gerade weil er

sich nichts darunter vorzustellen weiss. Immer und immer wieder muss man ihm erklären, was Gletscher sind: Eis, viel Eis, mit tiefen Spalten. Nein, noch viel dickeres Eis – soo hoch! Und ewig! Nein, im Sommer schmilzt das nicht weg. – Schlittschuhlaufen? – Nein, das tut man nicht darauf, aber ganze Touren kann man auf den Gletschern unternehmen. Jawohl, an einem Seil! – Francis schüttelt den Kopf. Das kann er nicht fassen! Ob wir denn kein Bild hätten von einem Gletscher? – Wir kramen in sämtlichen Schubladen. Doch, da ist etwas! Eine uralte Postkarte, die Tante Emma anno 1907 als «Grüsslein an den Ib. Ernstli» aus Grindelwald sandte. – Prachtvoll! Abendstimmung am oberen Grindelwaldgletscher. Blau und rosa, mit Edelweiss und Alpenrosen nebst Alphornbläser. Hochbeglückt zieht Francis mit dem Kunstwerk ab und hat keine Ruhe, bis die Karte über seinem Bett an die Wand geheftet ist.

Spät am Abend. Die Kinder sind schon längst im Bett. Da – plötzlich öffnet sich die Türe unseres Wohnzimmers, und der kleine Francis kommt getrippelt, im Nachthemd. Um Entschuldigung bit tend und von einer bangen Frage erfüllt blicken seine Augen. –

«Monsieur», beginnt er, «excusez-moi, mais je voudrais seulement vite savoir – croyez-vous que je vais pouvoir prendre avec moi, en France, cette carte du glacier?»

H. Sch.

UNSER KLEINES HENRIETTLI

«C'est bon», ruft unser Franzosenkind mit vollen Backen und entsprechender Handbewegung über den Tisch und stösst glücklich seine Kartoffeln ins hungrige Mäulchen. «C'est hon», seufzt es noch einmal mit tiefer Überzeugung. So gut sollen sie sein, unsere Kartoffeln? Es sind doch nur Geschwellte. Eine goldglänzende, währschafte Vorkriegsrösti hätte uns vielleicht zu einem solchen Ausruf veranlasst oder gar jene knusprigen Stengelchen, die, wenn man sich recht erinnert, einst unter dem französischen Namen «pommes frites» bekannt waren. Aber man braucht nur das eifrig schmausende Henriettli anzuschauen, dem diese Kartoffeln ein Erlebnis bedeuten, und sogleich findet man dankbar, dass die «Geschwellten» wirklich herrlich sind; man wusste es nur bis jetzt nicht.

Es ist bald ein halbes Jahr bei uns, das Henriettli, das vor Schwäche nicht allein aufstehen konnte, wenn es am Boden sass; jetzt aber im Eiltempo der Mutter nach auf den Estrich oder in den Keller saust. Die einst grossen traurigen Augen blicken jetzt lustig drein, und die Bäcklein sind rosig geworden seit den Winterferien, die es im Oberland verbringen konnte. Die reine Bergluft wirkte Wunder bei diesem Kriegskind. Und wie heimelig war es in der kleinen, einfachen Wohnung mit den hellen Holzwänden, wo die sonst vielbeschäftigten Schulkinder von morgens bis abends Ferien hatten! Glücklich sass es auf dem Schlitten, den der grosse Bruder den sonnbeschienenen Abhang hinuntersteuerte. Und es war schön, am Abend, nach dem Heimkommen mit den Geschwistern in der warmen Stube zu spielen, während das Holz im Ofen knisterte. Am frühen Morgen aber, wenn eine frische, ferienfrohe Bubenstimme schmetterte: «Niene geit's so schön und lustig», antwortete das Henriettli mit seinem eigenen Liedchen: «Ne pleures pas Jeannette, on te mariera». Hatte es fertig gesungen, so folgten andere Lieder aus seiner schönen, einst so lebensfrohen Heimat.

Aber einmal, an einem strahlenden Wintertag, als die Grossen Ski fuhren und das Kind mit der Mutter allein zu Hause geblieben war, kamen ihm plötzlich Erinnerungen. Erinnerungen an jenes andere Leben jenseits der Linie, welche die Schweiz vom Nachbarlande trennt, wo Flugzeuge ihre Verderben bringende Last hinabgeworfen hatten. Mit entsetzten Augen und veränderter Stimme erzählte es, dass ein Nachbarskind am Beinchen verletzt worden sei. Und es erzählte weiter vom Übernachten im Luftschutzkeller, von schmutzigen Mäusen und Ratten in seinem weissen Bettchen, es berichtete von der Flucht mit Vater und Mutter vor den fliegenden Ungeheuern ... bis plötzlich draussen ein lautes, fröhliches Gepolter ertönte, die Grossen mit ihren Skiern nach Hause kamen und man bald darauf um den gedeckten Tisch sass, wo die trüben Gedanken vergingen wie der Schnee an der Mittagsonne.

Als man nach den Ferien in die neblige Stadt, in die kalten, ungeheizten Stuben zurückgekehrt war, da fing das Kind an, vom Frühling zu träumen, wie es Blumen suchen, wie es Sandkuchen backen und die Puppen spazieren fahren werde. «Et puis je mettrai une robe toute claire et tu me feras une robe rose et une robe bleue et beaucoup d'autres robes de printemps et je serai jolie

là-dedans?» Und ernsthaft fährt es fort: «Je serai aussi jolie quand je serai grande?»

Es muss aber auch allerlei lernen, das Henriettli. Dass das Heft eines Schülers vom Progymnasium so wichtig ist wie die Akten eines Bankdirektors und das heimliche Herausreissen von Seiten unabsehbare Folgen für den Betroffenen nach sich ziehen kann.

Das bei Tisch wie ein Mühlrädchen ununterbrochen laufende Plappermäulchen muss sich anpassen in der Berner Familie, wo auch Vater und Mutter gerne hie und da etwas zueinander sagen würden.

Und wenn das Kind anfangs nur das Eine kannte: «C'est pour moi», so lernt es allmählich, dass genug da ist auch für die andern, und dass Geben, wenn nicht seliger denn Nehmen, so doch auch ein bisschen selig macht.

Es muss lernen, die Wahrheit zu sagen. Fragte es anfangs mit grossen, erstaunten Augen: «pourquoi faut-il dire la vérité?», so hat das gelehrige Kind nun begriffen, dass man ihm vertrauen möchte.

Wird es gelegentlich für solche Errungenschaft mit etwas Süssem belohnt, dann ist sein Glück auf dem Höhepunkt.

Und doch, – es möchte nicht nur Schokolade. «Tu m'aimes?» fragt es innig. «Je t'aime beaucoup.» Da sagt es nachdenklich: «Tu sais, quand je rentrerai chez nous, je veux apporter une pomme à ma maman, une belle pomme rouge et encore du gâteau et encore du chocolat. Et je veux aussi en donner un peu à papa. Mais il faudra que tu m'accompagnes et après je veux revenir avec toi et je veux toujours rester ici.»

Liebes Henriettli! auch wenn du in deine Heimat zurückkehrst, wollen wir dich lieb behalten. Du sollst immer wiederkehren dürfen und ein zu Hause finden bei uns. Denn du hast uns gelehrt dankbar zu werden für dieses zu Hause, du, unser liebes, kleines, warmherziges Franzosenkind!

M. Sch.

WÄGE DÄM MUESCH DU NID TRUURIG SI!

Wie oft hat er es gesungen, um nicht traurig zu sein? Er sang es, als er nicht ins Strandbad gehen durfte, weil es zu kalt war, und er sang es, wenn es am Samstagnachmittag regnete. Breitspurig

stand er in seinen Stiefeln vor uns, sein Wolfsküppli auf dem Haarschopf, von dem vorne seine halbnachgewachsene «mèche» herauschaute. Er wollte ein guter Pfadi sein, der sich nicht fürchtet vor dem Regen. Er summt das gleiche Liedchen auch leise jeden Abend, wenn ich aus dem Zimmer ging.

In der letzten Woche sass ich oft abends bei ihm am Bett, und jedes Mal, wenn ich aufstehen wollte, sagte er: «Ne pars pas encore!» Er hätte ja schon längst schlafen sollen, aber ich konnte doch nicht fort. Er hielt mich mit seiner kleinen Hand fest, die grossen Augen hatte er weit offen, und ich glaube, sie waren feucht...

Unter seinem Kopfkissen schaute ein Negerlein hervor, das ich ihm einmal bei Franz Carl Weber gekauft hatte. Ich gab ihm das Bildchen seiner Eltern, er küsste es und sagte ihnen «gute Nacht». Dann deckte ich ihn zu und löschte das Licht..., aber seine kleine Hand fasste die meine und wollte sie nicht loslassen. «Bonne nuit, Pierre, et n'oublie pas ta prière! – Tu dois dormir maintenant!» sagte ich leise. «Wäge däm muesch du nid truurig si. .. Schlaf guet!» tönte es zurück, und still schloss ich die Tür.

Und so war es auch am letzten Abend. Ich musste fort in den Landdienst, und er sagte beim Fortgehen zu mir: «Je vais m'enuyer après toi!» Er war so treuherzig, so anhänglich, so hilfsbereit, man musste ihn liebhaben. –

Und dann standen sie alle am Bahnhof, jeder seine Erkennungs-marke angeheftet, machten belanglose Witze und lachten gezwungen dazu.

Im Zug waren alle an den Fenstern, jeder wollte seiner «maman» oder seinem «Müetti» noch einmal, zum letzten Mal die Hand geben. Jeder suchte sich ein Plätzchen, jeder wollte hinaussehen. «Tschau Spächtli, salü Filo, au revoir Kaddi, adieu Varus!» tönte es durcheinander. «Adieu, adieu, saluez la France, vos parents!» kam es zurück.

Sie fingen an zu singen:

*Nous allons tous en guerre
En marchant deux à deux.
Le drapeau qui nous couvre.
Il flotte tout... joyeux...*



Der kleine Sonnenstrahl



Abschiedsessen



*Ce n'est pas un Adieu, mes frères
Ce n'est qu'un Au revoir ...*

Sie konnten nicht mehr singen.

Da zwinkerte einer mit den Lidern, dort wischte ein anderer verschämt mit dem Handrücken über die Augen. «Pourquoi pleures-tu?» fragte eine Pflegemutter. «Je ne pleure pas!» schluchzte er und versteckte sich hinter seinen Kameraden.

Auch unser Pierre zitterte, und seine Augen waren nass. «Il faut penser: Wäge däm . . . comme tu me l'avais promis!» sagte ich, doch er schüttelte nur den Kopf. «Tu ne veux pas?» «Je ne peux pas!» war die Antwort.

Er weinte nicht, er riss nur die glänzenden Augen auf, und seine Lippen zitterten.

Und dann setzte sich der Zug in Bewegung. Jeder rief nach denen, die er kannte, gab noch allen die Hand, bis der Zug zu rasch fuhr. Wir standen da und schauten den Fähnlein, den Taschentüchern und den winkenden Händen nach.

Ich tat noch einige Schritte und hlieb dann stehen. Ich wollte winken, Pierre war nicht mehr am Fenster, und alles, was ich sah, war verschwommen. Ich biss auf die Lippen, die Tränen standen mir in den Augen, erst jetzt merkte ich, dass ich weinte.

Der Zug fuhr schneller und schneller, und man sah sie nicht mehr. Wir werden sie vielleicht nie mehr sehen, unsere Buben.

«Wäge däm ...» Es fällt uns schwer so zu denken, und manchem wird es gehen wie dem kleine Pierre und mir, sie werden es nicht können. Und doch, wir dürfen nicht zu traurig sein, wir müssen sogar froh sein, dass wir ihnen unsere Liebe und alles, was sie so nötig hatten, geben konnten, dass wir so das grosse Leid ein wenig lindern durften.

Wir mussten sie hergehen, die Buben, die uns so ans Herz gewachsen waren. Was wird aus ihnen? Wer weiss?

Sie werden uns vielleicht schreiben. Dieser oder jener wird einmal ein Lagerheft anschauen oder ein mühsam errungenes «souvenir» von seinem «chef» in die Hand nehmen. Sie werden sich an die Schweiz erinnern, sie werden uns nicht vergessen.

Auch wir werden sie nicht vergessen, Gott wird ihnen weiter helfen und gute Männer aus ihnen machen. Darauf wollen wir alle fest hoffen.

M. Sch.

AN CHRISTIANE, DAS KLEINE FRANZOSENKIND

Nun bist du wieder ausgeflogen, du kleiner bunter Schmetterling! Ja Schmetterling . . . Als du im Frühling zu uns kamst, in deinem fadenscheinigen grünen Mäntelchen, die dunklen kurzen Haare schlicht über die Ohren herabgekämmt und durch kein fröhliches Band aufgeheilt, an den Füßen ein Paar derbe, allzu derbe Holzschuhe, da hattest du nichts vom Schmetterling an dir, nein, da hättest du mit deinem Grün und Braun viel eher Ähnlichkeit gehabt mit einer unscheinbaren kleinen Raupe, wenn, ja wenn dein Lächeln nicht gewesen wäre, das dich auch gleich wieder erhob aus deiner Unscheinbarkeit, dieses Lächeln, das wie aus einer andern Welt kam und nichts gemein hatte mit dem kargen Leben der Entbehrungen deiner sieben Kinderjahre! Denn nie, meine Christiane, werde ich dieses erste Lächeln vergessen, mit dem du zögernd über unsere Schwelle tratetest, die klaren braunen Augen voll Vertrauen auf mich gerichtet. Schon damals warst du die Gebende, die Schenkende, und ich, die ich dir entgegentrat voll innerer Bereitschaft, dir während drei kurzen Monaten all die Fürsorge zukommen zu lassen, die du in den Jahren der Kriegsnot entbehren musstest, ich war die Empfangende, die Beschenkte. Und wie ich dir nun einen ersten Kuss auf deine reine Stirn drückte, da geschah es nicht eigentlich aus einer Regung des Erbarmens, sondern aus dem heissen Verlangen, die ganze Holdseligkeit dieses Lächelns irgendwie einzufangen und zu bannen. Und so, kleine Christiane, konnte dieses Raupenstadium, in dem ich dich einen ganz kurzen Augenblick lang gesehen hatte, auch nicht lange dauern, ja, der kleine Schmetterling in dir entpuppte sich noch gleichen Tags, als du, ähnlich angetan wie Ursula, deine kleine Gespielin, das weisse Sonntagsschürzchen über dem hellen Kleidchen und im Haar die bunte Schleife, durch den Garten hüpfetest, das rote Kindervelo ausprobierend oder das Trottnet, oder als du im Rasen deine ersten Purzelbäume schlugest, «la calupette». Ja diese «calupettes», die waren sozusagen deine grosse Nummer, und ich glaube, Christiane, dass du keine Gelegenheit versäumt hast, sie anzubringen und auszukosten! Und dann die Schaukel! Das war etwas Neues, nie Gesehenes, und nur zaghaft und leicht durften wir dich schwingen an jenem ersten Tag. Doch nur am

ersten, denn wie mit allem, warst du auch damit bald vertraut, und deine Kühnheit kannte keine Grenzen. Ja, ich glaube es dir, dass du, wie du mir oft glückstrahlend sagtest, beinahe in den Himmel geflogen wärest, denn alles an dir schwang sich auf und flatterte und strebte über alle Begrenzungen hinaus, wenn du auf der Schaukel sassst und diese Kindeslust durchlebtest mit der ganzen Inbrunst deiner kleinen Seele, langentbehrtes Glück tief und innig aufzunehmen.

Denn dein armes kleines Leben, was hatte es dir bisher anderes geboten als Krieg, Elend und Not und als einziges Glück - ach, und auch das ein namenlos trauriges Glück - eine Mutter, die für dich hungerte, bis sie krank und abgezehrt darnieder lag - diese arme, unbekannte Frau, an die ich so oft denken muss, und die ich im Geiste vor mir sehe, wie sie mit dir vor dem nahenden Feind fliehen musste mit jenem grossen Bündel, von dem du mir immer wieder erzähltest, und das sie am zweiten Tage der Flucht in ihrer Erschöpfung zurückliess und in ihrer Verzweiflung nur noch ihr schönes Sonntagskleid mit sich nahm, auch dieses nur mühsam hinter sich her schleppend, oft fallenlassend und dann wieder aufhebend und weiterziehend bis zur nächsten grossen Erschöpfung und bis zur ersten nächtlichen Ruhe im grossen, unergründlich tiefen Wald. Ja, arme Christiane, in den ersten Wochen deines Hierseins machtest du immer wieder den Versuch, all das Schwere abzuladen, und ich liess dich sprechen und hoffte, deine kleine Seele zu erleichtern, indem ich ihre Last auf die meine lud. Doch, als deine glückhaften drei Monate allmählich vorübergingen, da zeigte es sich, dass jenes spontane Aussprechen der ersten Wochen nichts gefrommt hatte und dass all das erlebte Glück nicht vermocht hatte, die Schatten deiner kleinen Seele zu verscheuchen. Die Erinnerung an deine Mutter blieb verknüpft mit dem Elend und der Not eurer Kriegsjahre, und so werde auch ich sie nie anders als so zu sehen vermögen, diese abgehärmte Frau in der feuchten Kellerwohnung, die euch zugeteilt worden war, als euer Wohnhaus in Trümmern lag . . .

Und nun bist du wieder dort und erfüllst die traurigen Räume mit deinem frohen Geplauder und dem leichten Geriesel deiner unzähligen Lieder. Wie seltsam müssen sie sich anhören in der feuchten Düsterteit jener Räume, deine Lieder von Liebe und

Sonnenschein, von Tapferkeit und Freude! Deine helle, jubelnde Stimme sang sie alle so gut, und es war alles echt und herrlich wahr, wenn du auf blumigen Alpmatten laut und innig dahersangest:

*C'est si simple d'aimer, De sourir'
à la vie...*

Wie aber müssen diese Worte in deiner Kellerwohnung widerhallen? Müssen sie nicht wie eure Kleider langsam vermodern und zerfallen, können sie in der Dumpfheit eurer schweren Luft länger als für eines Augenblickes Dauer wie irr herumflattern, jene beglückenden Worte: «c'est si simple d'aimer...»?

Was du wohl deiner Mutter erzählt hast von der Schweiz? Hast du wohl einmal wieder jenes Glücksgefühl empfunden wie damals, als du mich nach einem froh verlebten Sonntagnachmittag auf dem Heimweg stürmisch umarmtest und ausriefest: «Les oiseaux chantent, le ciel est bleu et le soleil brille!» Wärest du damals ein paar Jahre älter gewesen, ich hätte dir diese Worte trotz ihrer Innigkeit nicht glauben können, denn sie wären dann Gedicht oder Lied oder Schulaufsatz gewesen. So aber, mit deinen sieben Jahren, jenseits aller Literatur und Poesie, hast du sie wirklich neu erschaffen aus dem Überfluss deiner kindlichen Seele, so dass ich tief ergriffen war von dem kleinen Wunder, das sich da abgespielt hatte. Und noch einmal solltest du zur kleinen Dichterin werden, damals in den Ferien, erinnerst du dich, als wir dich und Ursula wieder aus dem Bett herausholten, um euch das Alpenglügen zu zeigen. Da sassest du, eng an mich gelehnt, auf meinem Schoss und sagtest leise vor dich hin: «Le rose de la neige des montagnes, et le bleu des collines, et là-bas le lac bleu avec un petit mouvement, et les bateaux dessus, et en haut le grand ciel clair!» Ich hätte dir damals nicht zu sagen brauchen, du solltest das alles nie vergessen, mit diesen schlichten Worten hast du ja Stück für Stück in dein Herz eingeschlossen, denn sonst hättest du, wieder ins Bett zurückgekehrt, nie mit jener ungestümen Innigkeit ausrufen können, das sei dein schönster Abend gewesen, diese Viertelstunde Alpenglügen.

Ob du wohl noch an unseren Kasperle denkst, und an den schönen Prinzen im grünen Wams und den roten Hosen? Weisst du noch, wie du heimlich benommen warst bei all den Vorbereitungen für die Vorstellung? Du konntest nicht glauben, dass diese

Puppen alle sollten sprechen können, wenn einmal der grosse Augenblick da war und die Vorstellung begann. Wie konntest du, Christiane, mit deiner grossen gläubigen Seele anders als ebenfalls nach Seele und Herz dieser Holzpuppen suchen! Noch sehe ich dich still und forschend vor dem neu angekleideten Prinzen sitzen und mich schliesslich in tiefem Ernst fragen: «Est-ce qu'il me regarde pour de vrai, le prince?»

Ja, dieses «pour de vrai»! Es gab ja nichts Schöneres, als dir seltsame Dinge von Feen, Zwergen und Märchenprinzen zu erzählen. Dein Glaube daran war so stark, dass du dich wirklich mitten unter ihnen wähtest und immer und immer wieder in Glück und Bangigkeit fragtest: «C'est pour de vrai, vrai, vrai, Mami?» Wie gut du sie alle kanntest und sie zu mimen wusstest, die schöne edle Fee Prèle, oder die böse Fee Carabosse. Und dann Père Lustucru, der schmutzige alte Bösewicht, der sich in jeder einsamen Waldhütte verborgen halten konnte! Ueberall war deine Phantasie am Werk, und oft legte sich auf einsamen Waldwegen deine kleine weiche Hand in die meine und deine sonst so helle Stimme klang verhalten, wenn du Zwerge, eine Fee oder den Père Lustucru in der Nähe wähtest. Oft aber schien es mir wieder, als schreitest du selbst in deiner leichten, unbeschwerten Art als verzauberte Prinzessin über diese Erde.

Kleine Christiane, als du zu uns kamst, da glaubten wir dich arm, da besasest du ausser deinen paar Habseligkeiten nichts als eine kleine grüne Handtasche, deren fehlenden Griff du selbst durch ein Fetzen rosa Band ersetzt hattest, und darin eine kleine Perlenkette, eine bunte Glasscherbe in einem Stück Seidenpapier, ein leeres Fläschchen, einen Kamm und die alte Aufhängekette eines Ueberziehers. Das war dein ganzer Besitz an irdischen Gütern, und das Herz tat uns jedesmal weh, wenn wir dies armselige Täschchen betrachteten. Und doch, wie reich warst du schon damals, wie unerschöpflich voll war dein warmes Herz, wie leicht und weit deine kleine Kinderseele! Nein, dieses arme grüne Täschchen barg nichts von alledem, was deinen wirklichen Besitz ausmachte, und keine noch so grosse und noch so herrliche Tasche der ganzen Welt hätte dir die Wärme deines kleinen Herzens, den hohen Flug deiner Seele und den göttlichen Funken in ihr ersetzen können! Wenn deine Händchen und deine Lippen auch nie das Beten gelernt

hatten und du nichts wusstest von einem Gott im Himmel, so hatte es doch immer in dir gelebt und geblüht, was an jenen ersten Abenden bei uns so ungestüm aus dir herausbrach, das Glück, das Göttliche bewusst werden zu lassen, ihm gegenüber zu treten und es in Inbrunst zu bitten, Mutter und Vater zu beschützen, denn forschend und ernst hattest du mich beim ersten Händefalten ja gefragt: «Est-ce que le bon Dieu est aussi en France? ... et en Allemagne? ...» Dann aber wurden deine kleinen Gebete zu inniger Zwiesprache mit Gott, und du fühltest dich stark und gross wie er, wenn du für die hungernde Mutter in Frankreich, den kranken Vater in Deutschland um Hilfe batest und du allmählich und ohne unser Dazutun auch alle andern Menschen, die dir lieb waren, in deine Fürbitte aufnahmst. So wurden deine kleinen Gebete denn auch für uns bald etwas wie ein Segensspruch, und wieder waren wir, wie so oft, deine Beschenkten.

Jetzt aber, wo du längst wieder ferne von uns in deiner dumpfen Kellerwohnung weilst, frage ich mich voll Bangigkeit, wie dein kleines Gebet wohl zwischen den kahlen feuchten Wänden deines Schlafgemaches erklingt und ob es das Gemüt deiner armen Mutter, die so oft weint, aufhellt und mit Hoffnung erfüllt, oder ob sie sich ihm in Bitterkeit verschliesst. – Doch wie dem auch sei, du bist ein Anfang, voller Hoffnung und Lebenswillen, ein neuer Morgen wird auch in deiner Kellerwohnung anbrechen, und hell

und fröhlich, wie du es immer sangest, wirst du wieder zu singen anheben:

*Nous sommes les enfants de France,
Décidés, courageux, pleins d'entrain!*

Und dann wirst du heraufkommen aus der Tiefe ans Licht, wirst mit deinesgleichen die Trümmer wegschaffen und Neues aufbauen, denn so reich deine kleine Seele ist, so reich ist auch dein Land, und seit ich dich kenne, ist mir nicht mehr bange um dieses, und wenn du und ihr alle, die ihr heute noch hungert und darbt, wieder frei atmen könnt, und wenn es wieder hell um euch wird, dann frisch ans Werk und dann, mein kleiner bunter Schmetterling, sing es noch einmal mit aller Kraft, dass es überall gehört und aufgenommen werde, dein unvergessliches Liedchen von Liebe, Sonnenschein und Zuversicht: «C'est si simple d'aimer . . .»

Magda Neuweiler

EINZELNE PFADFINDER-ERHOLUNGS- LAGER FÜR AUSLANDKINDER IN FRÜHEREN JAHREN

1936

VOM HILFSWERK FÜR EMIGRANTENKINDER

Der grosse Sturm hat noch nicht eingesetzt, der die Einwohner ganzer Dörfer und Städte wie dürres Laub über die Strassen Europas fegen wird. Aber die Vorboten des grossen Unheils sind schon da. Überall in den Ländern rings um Deutschland tauchen sie auf. Man nennt sie noch nicht Flüchtlinge; Emigranten heissen sie, weil sie nicht eigentlich geflohen, sondern «freiwillig» gegangen, oder sagen wir besser gegangen worden sind.

Unter diesen Emigranten gibt es eine besondere Kategorie, gewissermassen die Veteranen der Emigration. Es sind die Russen in Frankreich und vor allem in Paris, die während und nach der grossen Revolution gegangen sind und in dem Lande Zuflucht genommen haben, von dem das stolze Wort sagt: Jedermann hat zwei Vaterländer, das seine und Frankreich.

Aber dieses Frankreich muss unter dem Druck der Krise seinen Söhnen aus der Fremde, den Ausländern, die Arbeitsbewilligung entziehen, und in der Folge kehren Not und Hunger ein bei den Russen in Paris. Besonders den Kindern setzt das zu. Sie werden blass und blasser. Man sollte sie aus den kümmerlichen Hinterhäusern und aus den dunkeln Gassen einmal herausnehmen können. Eine grüne Wiese mit Sonnenschein und Kameraden, ein friedliches Familienleben und ein rechtes Essen täte ihnen gut.

Zu dieser Zeit entstanden in unserem Lande Hilfswerke für Emigrantenkinder, die damals mit sehr bescheidenen Mitteln auskommen mussten. Trotzdem konnten die freiwilligen, hilfsbereiten Männer und Frauen, welche von schönster humanitärer Gesinnung erfüllt waren, eine recht wirkungsvolle und segensreiche Tätig-

keit entfalten. Helfen in beschränktem Rahmen kann reichlich Früchte tragen, wenn es durch Herzlichkeit und Güte bereichert wird; denn durch die kleinste Gabe bereiten wir die grösste Freude, wenn wir damit dem Beschenkten Mitgefühl und Nächstenliebe bekunden. Diese unentwegten Pioniere im Dienste notleidender Auslandkinder verstanden es, immer weitere Kreise für diese hohe Christenpflicht zu gewinnen.

Sie wandten sich auch an die Pfadfinder und fragten an, ob sie nicht eine Anzahl dieser ärmsten Emigrantenbuben übernehmen könnten. Es wurde dabei geäussert, dass die Pfadfinder recht günstige Voraussetzungen für die Unterbringung und Betreuung notleidender Kinder aufwiesen; hinter ihnen stehe ein verständiger Elternkreis, der ihre Schützlinge wohl für ein paar Wochen aufnehmen werde, ihre Führer seien gewohnt, mit Buben umzugehen, für die Pfadfinder selbst könnte die Begegnung mit fremden Kameraden zum Erlebnis werden, sie verfügten ja über Zelte, Lagerküchen, Fussbälle, Boote und veranstalteten Spiele, Lagerfeuer, kurz, alles was ein Bubenherz erfreut. Dies und Ähnliches wurde vom Hilfswerk erwähnt, um den Pfadfindern die schöne Aufgabe vor Augen zu führen. Die Zusage wurde denn auch nie bereut. Diese kleine Aktion gestaltete sich wirklich zu einem interessanten Erlebnis, worüber die Tagebücher jener Pfadfinderführer berichten.

O.

Russische Emigrantenkinder am Sarnersee

Am 22. Juli sind sie angekommen, diese Buben. Blass und verschieden, einige wie verdünnte blaue Milch, mit einem elenden Wärchen in Kartonschachteln oder Bündeln zusammengeschnürt. Wir haben sie freundlich aufgenommen, sie sogleich ins Pfaderhemd gesteckt und ihnen den Zötteler über die Ohren gezogen. Es dauerte allerdings einige Zeit, bis all die Basil, die Vladimir, die Igorowitsch, Sergewitsch und wie die Witsche noch alle hiessen, eine lagertüchtige Ausrüstung hatten...

Im Lager am Sarnersee fühlten sie sich bald zu Hause, hatten sie doch einige Zelte für sich, einen See zum Baden, genügend zu Essen und Berge zum Anstauen. So war denn auch bald eine echt russische Haushaltung im Gange. Grosse Arbeiter waren sie jedenfalls nicht, was man an der Zeltordnung anmerkte; sie meinten, es sei viel besser für sie, im See Flossfahren zu lernen, um einmal später einen Wolgaschlepper steuern zu können! Aus den bleichen Buben wurde ein lärmendes Volk, und wir konnten nur ergehen zuhören, wenn wieder einmal die Unterhaltung auf Russisch losging. Da redete der Igor mit Vladimir etwas von «Mauki-Bauki» und der Oleg refe-

rierte dem Cyrill etwas von Varenje». Und dem Heric musste man nach jedem Frühstück einen Konfitürenbart abrasieren. Als der Constantin unfreiwillig ins Wasser fiel und «gerettet» werden musste, schrieb er begeistert nach Hause, jetzt könne er sogar einige Züge unter Wasser schwimmen, und plötzlich kam eine Mahnung aus Paris, ja nicht die Eigernordwand, die doch ganz in der Nähe sei, zu ersteigen; denn davon hatte man sogar bis nach Paris gehört...

Viel zu rasch ging das Lager zu Ende. Aber die Buben blieben ja noch bei Pflegeeltern, und wir konnten immer noch Lagerfeuer mit russischen Chorgesängen und Tänzen veranstalten und über die Spässe des Serge-witsch lachen.

Russenbuben in Bernerfamilien

Nach dem Lager sollen die Buben noch in Familien untergebracht werden. So mache ich mich denn mit meinen 30 Steckbriefen auf die Reise und suche Pflegeeltern. Oben auf der Fiche ist eine Photographie des Buben, unten stehen die Personalien und eine kurze Charakterbeschreibung.

Ich habe sozusagen 30 Steine auf dem Herzen, und für jeden, der mir abgenommen wird, bin ich dankbar. Anfangs geht es ordentlich. Aber dann fängt es an zu harzen. Man hätte lieber Mädchen - oder kleinere Buben - man wolle es sich noch überlegen - die Besten seien ja wohl schon weg. Ich ermuntere und weise darauf hin, dass wir die Buben jeweilen Samstags zu Übungen sammeln, dass wir sie wenn nötig auch die Woche über suchen, dass sie im Lager ja schon etwas erzogen worden seien.

18 Buben habe ich untergebracht, aber dann stockt der Absatz und reitet mir schlaflose Nächte. Noch eine Adresse, was dann? Draussen vor der Stadt wohnt eine ältere Dame auf einem schönen Gut. Sie umrde vielleicht einen Buben nehmen, obschon es in ihrem Alter nicht ganz leicht sein dürfte, so einen Wildfang im Hause zu haben. Zaghafst spreche ich vor. Sie blättert die 12 Fichen langsam durch. Kann sie sich wohl entschliessen? Dann wären es nur noch 11. Sie überlegt sich die Sache, und dann schaut sie plötzlich auf und sagt: «Wissen Sie was.» ich übernehme alle zwölf !» Es ist zum ersten Mal in meinem Leben, dass ich meinen Ohren nicht traue. «Wie bitte? ich habe nicht recht verstanden.» Sie wiederholt es: «Alle zwölf.» «Ja, aber wie denn?...» «Doch, doch, das geht schon. Es ist da nebenan noch ein Gebäude, das ausgeräumt und hergerichtet werden kann. Das gibt für ein paar Wochen ein nettes Heim, und dann ist da die schöne Umgebung, in der sich die Buben tummeln können.» Wie ich gedankt habe und aus dem Hause gekommen bin, weiss ich heute noch nicht. Ich weiss nur noch, dass mein Velo auf dem Heimweg Flügel hatte, und dass mir die alte Dame mit dem weissen Haar nachts als Engel vorgekommen ist...

Als wir sie nach ein paar Wochen wieder zurückkehren lassen mussten, in ihre schattigen Gassen und Hinterhäuser, da wussten wir, dass wir von diesen Buben mehr empfangen hatten, als wir ihnen hatten geben können.

Das war unser erster Versuch.

O.

1941
EIN PFADFINDERLAGER FÜR NOTLEIDENDE KINDER
DES WELTKRIEGES IN GENÈVE

In Frankreich hatte sich die Ernährungslage so stark verschlechtert, dass die Not der Kinder immer ärger in Erscheinung trat.

Kinderzüge rollten in die Schweiz. Die jungen Gäste aus dem befreunden Frankreich sollten wenigstens während ihrer Ferienzeit nicht hungern.

In Genf hatte sich eine Vereinigung «Vacances Suisses pour les enfants meurtris par la guerre» gebildet, welche unter Leitung ihres rührigen Präsidenten, in Verbindung mit der Kinderhilfe des Roten Kreuzes, eine grössere Anzahl kriegsgeschädigter Kinder aus Südfrankreich aufnahm. Zum Teil wurden diese Kinder in verschiedenen Ferienkolonien und Kinderheimen untergebracht, während für ca. 60 ein Pfadfinderlager unter Leitung des Genfer Pfadfinderkommissärs organisiert wurde, wobei Rotarier die Kosten übernahmen. Die Vereinigung «Vacances Suisses» hatte sich vorgenommen, den kleinen Gästen ausser allem Materiellen so viel menschliche Güte als nur möglich entgegen zu bringen. In seinem Aufruf am 11. März 1941 forderte ihr Präsident seine Kameraden in Genf zu einer sozialen Tat für kriegsgeschädigte Kinder auf.

«Pourquoi ne pas monter une œuvre collective, laisser les gosses ensemble, leur donner du bien-être matériel, mais en commun; les retaper physiquement, mais en les entourant aussi d'une discipline morale, aussi ferme que bienveillante. Lorsque le moment sera venu de les renvoyer vers leur propre milieu de famille, faites en sorte qu'ils n'emportent pas le souvenir d'un bonheur provisoire et trop court, mais la souvenance heureuse de belles vacances passées ensemble, comme ils étaient dans le wagon qui leur a déjà fait faire le voyage merveilleux vers les lacs suisses. Donnez-leur des vacances collectives, gaies, saines, pleines de jeunesse et de soleil, mais sans luxe. Et, si cela est possible, et on le peut en deux mois, formez-les moralement, apprenez-leur à se suffire un peu à eux-mêmes, à se rendre utiles aussi.

Le but de notre association commune sera:

Permettre à des enfants ressortissants de pays en état de guerre, d'occupation ou d'armistice, et sans distinction de race, de nationalité ou de confession, de faire gratuitement en Suisse un séjour de vacances. L'association assurera leurs frais d'entretien et de séjour, soit en les plaçant dans des colonies de vacances ou des pensions d'enfants, soit en organisant, pour les enfants au-dessus de dix ans, des camps d'éclaireurs.»

Diese Aktion, die von hohem Idealismus einiger Genfer Rotarier getragen wurde, nahm sowohl für die Kinder als für ihre Betreuer einen sehr erfreulichen Verlauf.

«Arrivés au Home du passant, où ils dorment leur première nuit, immédiate visite médicale. Il faut, en effet, décider pour chacun le camp qui lui conviendra le mieux au point de vue santé, les plus malingres devant être dirigés vers les montagnes vaudoises. Aussi, attelés à cette ardue répartition, les membres du Comité de Vacances Suisses font-ils connaissance, un à un, avec tous les enfants, après leur passage entre les mains bienveillantes du médecin de service. Plusieurs ont de petits bobos; départ pour la clinique. La plupart nous sont rendus le lendemain matin déjà, sauf un, le lamentable Chappard, qui rejoint bientôt Gimel où il fait connaissance, enfin, avec la gaieté. Nous avons pu nous rendre compte que les enfants nous arrivaient, à quelques exceptions près, pour ainsi dire démunis de tout. La distribution des vêtements et des souliers commence: tâche difficile entre toutes: nous comptons sur de grands gaillards, mais nous recevons plutôt de «petits formats». Les dames rotariennes sont là: elles improvisent un atelier de couture; pyjamas et chemises, déjà confectionnés par elles, sont mis à la taille voulue pour chacun, et tous reçoivent bientôt un lourd sac de montagne. Les convois s'organisent pour Bretaye s. Villars, Florimont, Gimel et pour le camp Maréchal Lyautey.»

Camp éCLAIREUR Maréchal Lyautey

Partant de l'idée qu'un grand garçon n'est pas à son aise dans une famille étrangère pour des raisons à la fois pratiques et morales, qu'il a droit à des vacances empreintes de liberté, j'en suis venu, pour nos protégés, à penser tout bonnement à nos éCLAIREURS, appelés qu'ils sont à faire du travail un jeu et de leurs amusements des actes préparant l'avenir. Comment donc suralimenter des gosses, en leur donnant les joies saines du scoutisme? Un camp d'enfants étrangers encadrés par nos éCLAIREURS suisses, un camp de vie libre et même un peu désordonnée, camp de vacances, camp tumultueux, mais soumis à la discipline scoute, à un perfectionnement moral de tous les jours, camp d'exercices violents et de solide boustifaille.

La marraine du Camp n'a point cessé de les choyer comme une mère. Comme je croisais, sous les chênes, mon petit copain Jésus, je lui demandai où il bondissait ainsi: «Chez marraine» me dit-il, et, brandissant une chemise déchirée et des bas troués, «chez la Dame qui coud».

Je crois que la formule du camp est la bonne. Les enfants se trouvent chez eux: possibilités de discipline, d'amitié. Le camp,

d'autre part, est moins confortable que la famille et les garçons ne sont pas désaxés, par la suite, surtout sur le plan social: les lettres reçues, depuis, des garçons, marquent très bien ce point de vue.

La plupart des garçons du Camp Lyautey sont des fils de prisonniers ou des petits réfugiés lorrains et alsaciens: ces derniers séjournent depuis une année bientôt dans le sud, et c'est une surprise que d'entendre leur voix déjà adaptée à l'accent mélodieux du Midi de la France. Tous ces garçons, vêtus de la cape uranaise, marquée sur la poitrine de l'écusson suisse, font la meilleure impression. C'est, dans la plupart des cas, des enfants de familles honorables, qui ont tout perdu.

Nos expériences de 1941 mériteraient d'être longuement compulsées, afin d'en retirer des principes pratiques pour l'avenir; afin d'éviter trop de développements, pour rendre ces expériences plus accessibles aussi, il est possible d'énoncer les axiomes suivants, les uns confirmant ce que nous pensions déjà, les autres résultant de la pratique:

- 1. Faire porter l'effort de Vacances Suisses sur de grands garçons qui rie peuvent être facilement reçus dans des familles suisses: éviter ainsi, au retour, les comparaisons de ces esprits enfantins mais critiques déjà, avec leur milieu familial propre.*
- 2. Les grouper en des camps, selon leur langue maternelle; les replacer dans leur ambiance habituelle, sinon le sentiment «vacances» disparaît: la Suisse ne doit pas être considérée comme un pays «étranger».*
- 3. Leur donner du grand air. Us viennent presque tous des grandes villes; leur assurer des vacances libres; les entourer d'hommes ou d'adolescents sérieux; faire appel à leur travail personnel; Le camp doit devenir leur chose', et non pas un home: il ne faut pas faire la charité à des garçons.*
- 4. Autant que possible, laisser ces enfants étrangers strictement entre eux; maintenir la présence de leur patrie, leur en parler, quotidiennement; leur apprendre à connaître notre Suisse, son histoire, ses institutions; étudier un programme pour eux.*
- 5. Le problème religieux doit être médité pour chaque camp particulier; c'est notre devoir que de régler cette importante question d'après la religion des enfants, au mieux de leurs propres coutumes, mais sans forcer, le bon Dieu étant plus que bienveillant pour des gamins en vacances.*
- 6. La nourriture, simple, mais très abondante: pas de luxe ...du robuste; étudier les menus en vue de leur permettre d'emmagasiner pour l'hiver suivant; les coucher un peu à la dure: ils y gagnent.*

7. Où cela est possible, les faire un peu travailler scolairement; mais, dans la règle, surtout redressement moral et... des vacances; accentuer sur les chants suisses qu'ils garderont toute leur vie.
8. Si cela n'est pas prévu par la Croix-Rouge suisse, les enfants doivent être assurés – assurance scoute – au moins contre les accidents. La surveillance médicale des camps doit être très stricte: attention aux multiples bobos qu'entraîne une reprise d'alimentation normale, aux petits ennuis des garçons.
9. A côté de la restauration physique, leur donner un sens de la discipline collective, développer leur esprit d'initiative. Le Chef du camp doit allier la rigolade avec un sens précis de l'obéissance, sinon les blagues apparaissent et les accidents.
10. Leur démontrer la valeur de l'entraînement sportif: presque tous nos garçons sont entrés, à leur retour en France, dans le scoutisme français; nous le savons par leurs lettres.
11. Nous n'avons pas affaire à des enfants malades; six semaines de séjour suffisent à les retaper. Et, d'autre part, nos garçons, à leur retour chez eux, doivent reprendre l'école. Six semaines d'heureuses vacances font plus, physiquement et moralement, que trois mois «de pension^T», même la meilleure. Un trop long séjour risque, conséquence grave, de séparer l'enfant de son milieu familial et de lui donner d'amers regrets, rentré chez lui. F. L.

1942

**FÜNF PFADFINDERLAGER FÜR KRIEGSGESCHÄDIGTE
BUBEN AUS FRANKREICH IN DEN KANTONEN
ZÜRICH, NEUENBURG, GENÈVE, VAUD UND BERN**

Der Präsident der «Vacances Suisses» traf schon im Herbst 1941 seine Vorbereitungen für eine weitere, grössere Aktion. Es gelang ihm, Rotary-Clubs anderer Kantone für das Hilfswerk zu gewinnen und die Voraussetzungen für weitere Erholungslager zu schaffen.

«Comme vous le savez, sans méconnaître les services que peuvent rendre les Colonies de vacances, nous avons, en 1941, surtout retenu de nos expériences la formule camp d'éclaireurs, libres vacances de garçons surveillés par d'autres garçons plus âgés.

Ce que nous avons donné, peines ou argent, n'est rien, comparé avec et que nous avons reçu. Pour des hommes dont le poil grisonne, c'est un bain de Jouvence que de nous mêler, chaque jour, à toute cette jeunesse.

Nous ne voulons pas d'autre récompense que celle que nous trouvons en nous-mêmes.

Si les Dieux immortels ont préservés notre petite patrie, ce n'est peut-être pas sans intention précise: à nous de le comprendre et d'agir.» L.

Und tatsächlich, dieser Förderer der Erholungslager durfte 1942 nochmals die Freude erleben, zahlreichen kleinen Gästen einen erlebnisreichen Ferienaufenthalt in der Schweiz zu ermöglichen, um ihnen so weit wie möglich die Wunden zu heilen, die ihnen ein ungerechtes Schicksal geschlagen hat.

Der Leiter des

Erholungslagers in Hirschwil (Zürich)

schreibt:

Un camp d'enfants français devient une troupe d'éclaireurs suisses

On me dit: «Nous vous remettons 30 enfants du port de Nice pour un camp de trois mois. Ils ont de 9 à 14 ans, sont épuisés physiquement et dans un grand désarroi moral. Nous avons organisé le côté matériel, qu'il faudra contrôler en distribuant des ordres à trois aides féminines. Mais votre tâche, c'est de faire de ces enfants des êtres sains de corps et d'esprit. Vous serez seul pour cette tâche.»

Je réponds: «Oui, j'en ferai des scouts.»

Je monte dans un train à Lausanne et j'entends des hurlements de mendiants qui se battent, et je vais voir. Je traverse tout un convoi d'arrivés: on ne voit partout que des yeux de cauchemar. Tout à coup, on me dit: «Voilà les vôtres, moins les pouilleux.» De Lausanne à Zurich, il va falloir choisir les chefs de patrouilles. Car je veux faire du scoutisme et non encadrer une colonie de vacances. Il faut faire 5 patrouilles. Je parle à chacun, mais ils sont poursuivis du mal de cœur et répondent à peine. J'arrive à repérer deux types qui ont été éclaireurs ou scouts, et on m'assure qu'il y en a un parmi les pouilleux. Pour compléter, un ancien louveteau qui a l'air sage, et un gosse dont la mine de voyou éveillé m'a immédiatement conquis. Répartir ensuite les patrouilles avec des critères précis est impossible; cela se fait un peu au hasard.

Mon idée était d'abord de nommer des chefs de patrouilles à l'essai, mais je n'eus pas le temps de l'appliquer. J'ai eu une ou deux fois des ennuis avec l'un ou l'autre de mes chefs de patrouilles. A la fin, je n'avais de l'équipe du début qu'un sous-chef de patrouille et le voyou sympathique. Mais tous les changements ont été décidés à l'unanimité de la Cour d'honneur.

Le gros problème était de gagner immédiatement ces garçons dont plusieurs étaient déçus de n'être pas dorlottés dans une fa-

mille. Une de mes premières démarches fut de leur tenir ce petit discours: «Vous êtes des veinards d'être dans un camp d'éclaireurs; on pense que vous êtes capables de devenir des chefs, des conducteurs; car un scout est un type qui marche en avant.» Une seconde fut de donner un cri qui fit de ma masse informe quelque chose de vivant. Oh, ce cri fut très simple et il ne traduisit rien de très originalement scout. Mais c'était justement une première étape de la troupe: «Niçois! - Vive la France; vive la Suisse; camp d'Hischwil; Hurrah!»

Puis, je réunis mes chefs de patrouilles et je leur dis (par quel miracle ont-ils compris?): «Une troupe est commandée par sa Cour d'honneur. Les ordres que nous donnons, vous et moi, c'est à vous de vous débrouiller pour qu'ils soient exécutés. Moi je suis là pour prévoir, régler les détails pratiques et vous instruire. Mais vos types, je n'ai guère le temps de m'en occuper. Si ça ne va pas, vous les faites passer en Cour d'honneur.»

Mais mon grand ressort, vis-à-vis des types, ce fut le flotteur d'honneur: à quiconque se distingue dans quelque domaine que ce soit, permission de porter pendant une journée un «scalp» rouge et blanc remis solennellement au lever du drapeau: à ce moment-là, le seul insigne en dehors du foulard remis aux seuls chefs de patrouilles. J'ai distribué le flotteur d'honneur une à deux fois par semaine jusqu'au milieu du camp, puis après on n'en a plus parlé; mais à ce moment, il a été remplacé par l'attrait de la fleur de lys rouge et blanche, insigne de la promesse.

Vis-à-vis des patrouilles, le ressort a été le concours inter-patrouilles, avec, sur le tableau d'ordres, des punaises grim pant et redescendant le long d'une échelle. Pour mettre des points ou en enlever, il n'y avait d'autre critère fixe que la volonté du chef de troupe: brusquement, j'annonçais aux chefs de patrouilles séparés de leur patrouille: «Quatre points à la patrouille que je trouve le plus en ordre.» Il s'agit-là d'user de doigté, et que nos gosses nous sentent assez justes pour garder confiance en l'équité du concours, quoiqu'il arrive toujours à la dernière patrouille de gagner des points pour des exploits imprévus!

Au bout d'un mois, tous mes chefs de patrouilles prêtent ou ont prêté serment, ayant passé leur examen d'aspirant. Ils ont dû se débrouiller pour apprendre beaucoup par eux-mêmes la matière

de l'examen: ils sont donc capables de l'enseigner à leurs garçons. A la fin du camp, 23 garçons ont prêté serment, les autres 7 sont trop jeunes pour le faire. Pourtant, au point de vue technique, je ne suis arrivé, avec la moyenne de la troupe, que sur quelques points au niveau de la deuxième classe: morse, piste, arbres, nœuds.

A Hischwil, j'ai fait une expérience réussie parce que je me suis contenté d'appliquer le Livre de l'éclaireur de Baden-Powell. Et voici la quintessence de ces trois mois de scoutisme intégral: Pour faire du travail sérieux, il faut retenir une dizaine de pages du Livre de l'éclaireur et les apprendre par cœur, ou plutôt les digérer complètement. Cela seul sert à quelque chose. Exemple: une vieille dame me disait: «Vous aviez des garçons de 14 ans? Mais vous deviez avoir un ou deux terribles qui vous ont donné bien de la peine?» - «Non, Madame, je les ai mis chefs et ce sont eux qui ont dirigé le camp.» - «Oh, alors vous, vous êtes un malin!» Je n'ai pas voulu la détromper et j'ai fait un sourire de fausse modestie. Mais je n'y suis pour rien, ce qui compte, c'est le système, le système des patrouilles.

«Quand le système est bien appliqué, l'instructeur est absolument certain d'aboutir à un succès. Il n'y peut rien» (Baden-Powell). C'est ce qui me console quand je pense avec un serrement de cœur à mes gosses de nouveau abandonnés en enfer. R.

Ein Journalist fühlt sich recht wohl unter den 60 Franzosen-Buben im

Camp Creux de Genthod (Genf)

Une journée passée au Creux de Genthod .. . que c'est court! On aimerait à y rester des semaines entières, et l'on comprend les soupirs navrés qui s'échappent à l'idée des vacances bientôt terminées. On se retrouve là avec une âme de gosse, claire, insouciant! Pour un peu, on chanterait, on bondirait, on se roulerait dans l'herbe chaude avec eux, les enfants de France, dont la joie de vivre fait plaisir à voir.

«Ah! ces journalistes, zut alors...» lance d'une voix stridente un charmant blondin, qui, en compagnie de quelques camarades, joue «au couteau» avec toute la maîtrise désirable. Non, tout, plutôt que de les troubler par un questionnaire intempestif qui ferait appel à trop de douloureux souvenirs.



Kleine Südfranzosen

GWATT AM THUNERSEE 1942







HISCHWIL 1942



Gross und Klein



Neu eingekleidet

Ils sont une soixantaine environ, immédiatement confiants, familiers, dès qu'ils se sont rendu compte que lesdits journalistes leur «ficheraient la paix» et ne demanderaient qu'à participer à leurs ébats. Car tout semble là être un jeu, la journée durant; et c'est merveille que de voir si bien confondus l'utile et le plaisir. En effet, depuis le petit déjeuner matinal, où le chocolat coule à flots, accompagnant de solides tartines de confiture, jusqu'au moment où un feu de camp réunit les enfants avant le coucher, les heures s'écoulent dans une atmosphère saine et joyeuse à laquelle on ne saurait se refuser.

Uniformément vêtus d'une cagoule qui n'est autre que l'ancienne blouse des Suisses primitifs, les gosses sont répartis en différents groupes: Russin, Vandœuvres, Satigny, Genthod, etc. On s'est souvenu, lors du baptême, du nom de nos communes genevoises, et c'est charmant.

Rires, cris de joie, bavardage incessant, c'est l'ambiance du Midi relevée par le savoureux accent. Rentrés chez eux, les enfants évoqueront la Suisse qui leur fut hospitalière. Car ils l'aiment de tout leur cœur, «tout de suite après la France», avouent-ils avec un franc et radieux sourire.

S. P.

Camp d'Allaman

Im Herbst 1942 hatte der Schlossbesitzer 70 Franzosenbuben für sechs Wochen auf sein prächtiges Gut bei Rolle am Genfersee eingeladen. Dieses Erholungslager im Schloss Allaman, welches von Genfer Pfadfindern geleitet wurde, gestaltete sich trotz der vorgerückten Jahreszeit für die kleinen Südländer sehr erlebnisreich.

Ch. L.

Buben aus dem Midi im Camp de Belmont (Neuenburg)

40 garçons venant des régions de Lyon, Marseille et Nice. Agés de huit ans et demi à seize ans, ils forment la troupe du château de Neuchâtel, divisée en cinq patrouilles des châteaux de Valangin, Fenin, Auvernier, Colombier et Vaumarcus. Ces noms ont été choisis pour apprendre aux enfants l'histoire et la géographie du pays qui les reçoit. La patrouille forme un tout bien défini, avec ses chants, bans, mots d'ordre, jeux, spécialités, cour d'honneur, productions, combines, et son coin de patrouille où elle creuse, plante, monte des ponts, barrières, cabanes; installe des bancs, tables, mille astuces de camp façonnés par elle-même.

Le Message du Chef de camp.

Le camp sera ce que nous voulons qu'il soit:

Sans mensonges, sans blagues, il sera *vrai*.

Nous ferons notre devoir si dur qu'il soit, il sera donc *fort*.

Nous y apporterons notre joie scoute, riant des difficultés; il sera alors *gai*.

Nous aimerons ces enfants autant que nous-mêmes, il sera *lumineux*.

Nous aiderons nos gosses, leur donnerons le meilleur de nous-mêmes, il sera *heureux*.

Et pour arriver à le faire tel que nous le voulons, nous le placerons sous le regard de Dieu, et il sera *magnifique*. A. R.

50 Südfrauzosenbuben in Gwatt am Thunersee
Auszug aus dem Bericht des Lagerleiters

7½ Wochen - eine lange Zeit für ein Ferienlager, aber ein recht kurzer Aufenthalt für die Franzosenbuben und für uns Führer, die wir zusammen eine Gemeinschaft bildeten, die von Woche zu Woche stärker wurde und in der Erinnerung eines jeden Einzelnen weiterleben wird. Dieses Lager war ein Erlebnis für unsere jungen Gäste und für uns, wie es nur selten im Leben so eindrucksvoll an uns herantritt.

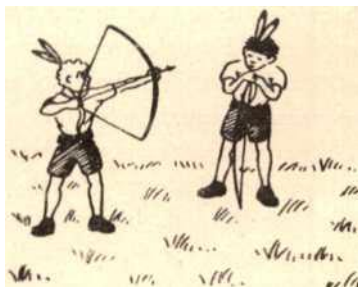
Als wir im Frühsommer die Vorbereitungen trafen, ahnten wir noch nicht, wie inhaltsreich und wertvoll sich unsere Aufgabe gestalten werde, und wenn wir uns heute fragen, wie es nur möglich war, dass eine Schar Buben, die der Zufall zusammenführte, schon nach einigen Wochen sich zu einer festen Gemeinschaft finden konnte, so müssen wir unseres geistigen Führers Baden Powell denken, der uns den richtigen Weg zum wahren Jugendparadies gewiesen hat, wo sich jeder für den andern einsetzt und deshalb alle glücklich sind. Die Freude der jungen Gäste am Lagerleben nahm von Woche zu Woche zu, und wir Berner wurden vom Temperament und der Begeisterung der kleinen Südländer mitgerissen. Kein Wunder, dass die Wochen wie Tage und die Tage wie Stunden vorübergingen, wie dies ein Kleiner in der letzten Lagerwoche seiner Mutter nach Marseille geschrieben hat.

Wir hatten die Buben in Pfadfinderuniformen gesteckt, und der Ausspruch von Gottfried Keller: «Kleider machen Leute» offen-

barte sich hier in aller Deutlichkeit; denn mit einem Schlag hatte sich diese bleiche, graue und unscheinbare Horde von etwas verwehrlosten Gestalten in eine saubere, farbige, frohe Gemeinschaft verwandelt. Dadurch konnten wir sie leichter für den Pfadfindergedanken der Hilfsbereitschaft gewinnen, um ihre Lebensauffassung zu vertiefen.

Schon nach einiger Zeit halfen die Buben wacker mit, die Hausarbeiten zu besorgen, bevor es ans Spielen, Baden und Gondeln ging, worauf sich die Buben immer wieder ganz besonders freuten. Das grosse Gelände mit den Sportanlagen, die Boxbälle, die reizende Insel mit dem Brücklein und dem Kanal, das flache Ufer und der seichte Strand, das Floss inmitten der weiten Schilfregion boten den Buben reiche Möglichkeiten, frei und glücklich zu leben, so dass keiner Zeit fand, an die vergangenen schweren Zeiten zu denken. Die beiden Boxballanlagen waren ständig belagert, in der Sprunganlage beschäftigten sich Kleinere im Sägemehl, während Ältere mit dem Fussball spielten. Die Ruderschiffe waren stets in Betrieb, auch als Schaukel, wenn sie sich am Land befanden. Später fanden sich die Buben von sich aus zu Zeltgemeinschaften, denn die Zeltromantik hatte sie voll erfasst. Sie richteten sich wohnlich ein, verfertigten sich allerlei Geräte - selbst eine einfache Telephonanlage, die von einem Zelt zum andern richtig funktionierte. Sie bereiteten in diesen Zelten Darbietungen vor, um damit abends ihre Führer zu überraschen. Eines Tages bemerkten wir, dass an den Duvets und Kissen im Kantonement Sicherheitsnadeln fehlten. Die Buben hatten daraus Angeln angefertigt und fischten nun seelenvergnügt und mit gutem Erfolg. Die gefangenen

*Jetzt ist das Bogenschiessen Trumpf.
Gespannt schaut André zu.
Er selber spielt den Lederstrumpf,
und Pierre den Winnetou.*



Fische brachten sie in die Brunnenröge, wo sie wiederum von unseren kleinsten Gästen kunstgerecht herausgefischt wurden. Auf diese Weise fanden unsere Südländer immer wieder eine Freizeitbeschäftigung, die sie restlos zu begeistern vermochte, so dass keiner Heimweh hatte, im Gegenteil - in den letzten Wochen zählten die meisten besorgt die Tage, die sie noch im Lager zubringen durften und mancher versuchte eine Verlängerung zu erwirken.

Wir hatten nicht nur Tage mit Sonnenschein. Wer aber geglaubt hat, die Buben würden bei Regen dem guten Wetter nachtrauern, hatte sich gründlich getäuscht. Sofort setzte im Aufenthaltsraum ein froher Betrieb ein, der bis zur Nachtruhe anhielt. Es wurden Kurse durchgeführt, Wettbewerbe eingeschaltet, neue Lieder gelernt und Darbietungen gebracht. Der Inhalt einer Biscuitschachtel diente als Preise - und der Regentag ging rasch und in heller Freude zu Ende.

Jeden Sonntag begaben sich die Buben in die Messe; wer nicht gut gehen konnte, wurde auf Fahrrädern befördert. Um Abwechslung in das Lagerleben zu bringen, wurden oft Übungen und Ausflüge unternommen.

Wenn diese jungen Franzosen hinsichtlich Härte und auch Ausdauer bei weitem unseren Schweizerbuben zurückstehen, so wiesen sie in anderer Hinsicht Eigenschaften auf, um die wir sie beneiden könnten. Wir denken dabei an ihr aufgeschlossenes, temperamentvolles Wesen, an ihre Anspruchslosigkeit in der eigenen Gestaltung der Freizeit, an ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit, an ihren Humor und ihren hellen Gesang, mit dem sie nie zurückhielten, Sie schauten freundlicher und fröhlicher in die Welt und doch ist ihr Land nicht schöner und heiterer als das Unsrige, Möglicherweise haben sie mehr Sonne im Herzen trotz der schweren Sorgen und Entbehrungen, die auf ihnen lasten.

Dann kam die Heimreise und der letzte Marsch zum Bahnhof, Der kleine Scopetta schwitzte entsetzlich, denn er hatte über seinen Pullover eine dicke Jacke und einen Mantel angezogen, und als wir ihm den Pullover etwas öffneten, damit er besser schnaufen könne, stellte sich heraus, dass er noch 2 wollene Hemden und darunter 2 Cosy auf sich trug. Er wolle lieber braten als sich auf dem Zoll rupfen lassen, erklärte er. Als wir im Bahnhofbuffet an-

kamen, war die Stimmung der kleinen Südfranzosen bedenklich gesunken, die keine echte Freude mehr aufkommen liess. Der Simon zuckte im ganzen Gesicht und der kleine Chariot heulte erbärmlich. Der Nordoni riss noch einmal die Schar zusammen und

die Buben sangen zum letzten Mal ihren selbst komponierten Schlager. Einen letzten Blick warfen wir auf unsere kleinen Lagerkameraden - sie Sassen traurig und gebeugt an den Tischen, der sonst so lebhaft Marseillais, der Fernandel, der Gouty und die andern starrten ins Leere; die leuchtenden Augen des Pinocchio waren erloschen. Auf der Heimreise waren wir in Gedanken bei unseren kleinen Freunden. Wir sahen den kleinen Negro seine sieben Sachen zusammensuchen und den kleinen Gay hilfesuchend um sich schauen. Ja, dieser kleinen Bonnafoux, Daval, Berthou, Gay, Groret, Maillebuau im Wölfialter hatten wir uns besonders fürsorglich annehmen müssen!

Heute nach über 3 Jahren treffen immer noch Briefe der Buben ein, aus denen wir entnehmen können, dass unsere jungen Gäste von 1942 auch jetzt noch in Gedanken im Lager weilen. v. B.

1943 **AUSLANDSCHWEIZERBUBEN ALS QÄSTE** **IN PFADFINDERLAGERN**

Die Not und Gefahr unserer Landsleute in aller Welt trug dazu bei, den Geist der Zusammengehörigkeit in den Kriegsjahren zu vertiefen. Die Pro Juventute bemühte sich, die verbindenden Kräfte der Heimat zur Schweizerjugend im Ausland zu festigen. Die Rotarier hatten sich andern Aufgaben zugewendet und die Vacances Suisses ihre Bemühungen für die Auslandjugend eingestellt. Es trat an die Pfadfinder eine neue, ähnliche Aufgabe heran, der sie sich gerne zuwendeten. Die Aktion «Ferienwerk für Ausland-Schweizerkinder» und die Pro Juventute ersuchten Luzerner und Berner Pfadfinderabteilungen, über die Sommerferien Schweizerbuben aus verschiedenen Ländern in ihre Lager aufzunehmen. Waisen und Unbemittelte waren darunter, die durch den Krieg schon in jungen Jahren unfassbares Elend erlebt hatten. Aber es

kamen auch andere, deren Eltern ihre Existenz im Ausland nicht verloren hatten, denen aber eine nähere Berührung mit der Heimat nottat. Nicht allein eine soziale, sondern zugleich auch eine nationale Aufgabe war zu erfüllen.

Ausland-Schweizerbuben erzählten aus ihrem Leben

Einige Lagertage sind bereits verstrichen. Die Buben aus Frankreich sind ganz besonders dankbar und anhänglich. Auch die reservierteren Italien-Schweizerbuben sind bereits etwas aufgetaut und vertraulich geworden, trotzdem es schwer hält, sich mit ihnen zu unterhalten. Die übrigen aus Deutschland und andern Staaten bilden eine Minderheit und haben sich gut anzupassen gewusst.

Wir sitzen auf der kleinen Insel und blicken in den blauen See und gegen die leuchtenden Berge. Es ist uns daran gelegen, unsere kleinen Schützlinge näher kennen zu lernen. «Wir sind acht Geschwister zuhause», berichtet ein Bub aus Paris. Sein kleinerer Bruder fügt hinzu; «Als die Deutschen kamen, hat manden Yater eingesperrt. Dort ist er dann gestorben.» Nur unter schwersten Bedingungen vermag die Mutter die grosse Familie durchzubringen.

«Meinen Vater habe ich nie gekannt», erklärte Negro aus Udine. «Er befindet sich in einem Asyl.»

In Gedanken versunken bleibt der Gaston; dann erzählt auch er: «Als der Einmarsch begann, wurde mein Vater von einer Bombe erschlagen. Meine Mutter befand sich mit mir auf der Flucht; da wurde auch sie getroffen und bald starb sie im Krankenhaus. Ich war nun allein. Ein Onkel hat mich aufgenommen.» Eine kurze Geschichte – er schweigt wieder. Wir finden keine Worte des Trostes, und er erwartet auch keine.

Traurigkeit ob diesem unsagbaren Leid erfasst uns; es ist vielleicht besser, nicht weiter nach den Geschehnissen zu forschen. Wir wollen lieber spielen und baden . . .

Trotz Sprachengemisch und grosser Unterschiede im Temperament und Alter war es dennoch möglich, eine einheitliche Lagergemeinschaft heranzubilden. Unsere kleinen Miteidgenossen haben die Güte und Schönheit ihrer Heimat in sich aufgenommen; sie werden einst gute Schweizerbürger werden.

Ch. v. B.

1945

900 KRIEGSGESCHÄDIGTE BUBEN IN PFADFINDER-ERHOLUNGLAGERN

Schon lange waren keine Kindertransporte aus den Kriegsgebieten mehr eingetroffen. Wir erinnern uns gerne noch an den letzten Zug, angefüllt mit notleidenden Kindern, der in Paris zur Abfahrt bereitstand und von deutschen Beamten zurückgehalten werden sollte. Geistesgegenwärtig verlangte das Bahnpersonal schriftliche Befehle und bevor diese zur Stelle waren, war dieser Zug bereits abgefahren. Dies war für einige Jahre der letzte Kindertransport aus Frankreich.

In den Vorjahren versuchten Pfadfindereinheiten da und dort im Rahmen des Möglichen ihren Beitrag zur Linderung des Kinderelendes zu leisten. All die Kinder, die in kleineren Gruppen für kurze Zeit hier Zuflucht und Erholung fanden, zeugten davon, dass der totale Krieg auch in ihr Dasein brutal eingegriffen hatte und in ihren Seelen Spuren zunehmender Verwilderung hinterlassen musste. Schuldlos wurden sie um ihr Recht auf eine unbeschwerter Kindheit betrogen, ein Unrecht, das niemals wieder ungeschehen zu machen sein wird. Je länger der Krieg dauerte und je grösser die Not wurde, umso klarer wurde auch in Pfadfinderkreisen erkannt, dass eine rasche grosszügige Hilfe im Rahmen des Möglichen für die kriegsgeschädigte Jugend geleistet werden sollte. Hatte sich die Hilfe der Schweizer Pfadfinder bisher auf vereinzelte, zersplitterte Massnahmen beschränkt, so stellte sich nun mit dem Ende des Krieges auch für sie die Notwendigkeit ein, ihre Kräfte zu einer Gesamtktion zu vereinigen.

Die *Kinderhilfe des Roten Kreuzes* hat immer wieder Mühe, grössere Auslandsbuben in Familien unterzubringen, und sie fand sich gerne zu einer Zusammenarbeit mit dem Schweiz. Pfadfinderbund bereit. Sie stellte aus ihren Mitteln einen bescheidenen Lagerbeitrag zur Verfügung, wogegen die Pfadfinder für die Unterkunft

und Ausrüstung der jungen Gäste aufkonimen sollten. Die Buben wurden an der Grenze den Pfadfindern zur Betreuung übergeben und batten sich dort nach 3 Monaten zur Ausreise wieder einzufinden. Es wurde den Pfadfindern anheimgestellt, sie für kürzere oder längere Dauer in Erholungslager aufzunehmen und sie während der übrigen Aufenthaltszeit in Pfadfinderfamilien unterzubringen.

DIE FÜHRUNG DER AUSLANDBUBEN NACH DEM SYSTEM VON BADEN-POWELL, DEM GEISTIGEN FÜHRER DER PFADFINDERBEWEGUNG

Wir wollen uns freuen über die herrliche Gelegenheit, die sich vor uns auftut und uns dieser Gelegenheit gewachsen zeigen, durch welche jeder gemäss seiner Befähigung die Möglichkeit hat, Hand anzulegen bei dem grossen Abenteuer der Förderung des göttlichen Friedensreiches und des guten Willens auf Erden.

Baden-Powell

Der Auftrag an den Lagerleiter

Du hast Dich bereit erklärt, lieber Kamerad, Dich selbstlos in den Dienst dieser vom Schicksal benachteiligten Kinder zu stellen. Du wirst dabei gewiss manche kleinen Enttäuschungen erleben; in solchen Augenblicken sollst Du aber bedenken, dass die Kinder durch das Kriegsgeschehen unschuldig an Charakter und Seele gelitten haben. Für ihre Verwahrlosung können sie selbst nicht verantwortlich gemacht werden, und es liegt nun an Dir, ihnen durch das gute Beispiel und mit viel Geduld und Liebe alles das zurückzuerstatten, was ihnen an Gemüt und Herz genommen wurde. Es ist begreiflich, dass die verheerenden Eindrücke des Kriegserlebens nur ganz allmählich weichen werden. Jedenfalls vermag die Erziehung nach den Grundsätzen von Baden Powell hier Wunder zu wirken, wenn sie im rechten Geist und Sinn zur Anwendung gelangen.

Der Empfang

Die Auslandskinder sind gestern eingereist. Sie wurden von Rotkreuzschwestern betreut, von Ärzten untersucht, und für uns bereitgehalten, und heute können wir sie holen. Erwartungsvoll fahren

wir in die Grenzstadt unseren Schützlingen entgegen, und bald treten wir in einen Saal, wo viele bleiche Buben, mit Anhängadressen an ihren schäbigen Kleidern an langen Tischen sitzen und auf ihre Verteilung warten. Wir stutzen etwas . . . diese kleinen Knirpse, die ängstlich, traurig, misstrauisch um sich blicken, sollen unsere Lagergefährten werden? Wie anders sieht unsere stolze Pfaderschar aus! Allmählich erholen wir uns von unserem ersten Eindruck und versetzen uns in die Lage dieser jungen Kameraden, die meist erstmals in der Fremde weilen und nicht recht wissen, was ihnen die Zukunft bringen wird. Und dann wissen wir, was wir zu tun haben. Auf den ersten Eindruck, den unsere jungen Gäste von uns erhalten, kommt es an. Also schütteln wir jedem lächelnd die Hand, und dann singen wir mit ihnen zum Empfang ein frohes Lied, das sie und wir kennen, z. B. «Une fleur au chapeau...» oder «Il était un petit navire...». Und dann gehts nicht ans Ausfragen, nein, wir erzählen ihnen vom schönen Ferienaufenthalt, den wir ihnen bieten wollen, vom fröhlichen Lagerleben, von Spielen und Ausflügen. Wir staunen, wie schnell die Buben vertraut werden, und wie gerne sie mit uns dem Bahnhof zuschreiten.

Vor der Abfahrt haben wir aber noch einige Formalitäten zu besorgen; wir beziehen das vorbereitete Kollektivbillet, die Krankenpässe und die Sozialkarten, die uns über Beschwerden, Familienverhältnisse und Charakter der Buben mehr oder weniger gute Aufschlüsse geben. Und dann ziehen wir aus unseren Rucksäcken farbige Kravatten hervor, die wir unseren jungen Freunden umbinden, damit uns keiner abhandenkommt und sie sich rasch als Einheit fühlen.

Aber wir wissen, dass noch eine Gefahr für die Buben lauert: ihre Siebensachen, die sie in einer Schachtel, einem Sack oder einem alten verhudelten Koffer verstaut haben und irgendwo, vielleicht auf einem hochbeladenen Wagen auf dem Perron liegen, und da müssen wir uns mit aller Energie dafür einsetzen, dass jeder rechtzeitig zu seinem Gepäck gelangt und nichts verloren geht. Wir kontrollieren nochmals die Liste der Buben, die wir kurz vor der Abreise zugestellt erhielten und bedauern, dass der Jean nicht eingereist ist und der Roland noch im Krankenhaus bleiben musste, weil er verlaust ist; er wird uns aber bald nachgeführt werden.

Wir sitzen im Bahnwagen und prüfen nochmals rasch, ob jeder

sein Gepäck über, unter oder neben sich hat, ansonst wir auf dem Perron zum Rechten sehen. Der Zug fährt langsam an . . . wir haben nun die Buben für ganze drei Monate in unserer Obhut. Auf diesen Moment haben wir uns gefreut, denn wir haben uns sorgsam vorbereitet, damit wir unserer Aufgabe gewachsen sein werden.

Auf der Bahnfahrt haben wir Gelegenheit, das erste Zusammensein zu feiern. Wir verteilen Biscuits und stecken jedem ein kleines Schweizerfähnli an, plaudern mit den Buben und lassen sie Lieder singen. Für den René, dem es schlecht werden will, haben wir etwas Zucker mit Pfeffermünzgeist und eine grosse Papierserviette bereit. Sonst ist aber die Stimmung gehoben, und wir müssen stets aufpassen, dass die Buben den Wagen nicht verlassen und auch nicht aus dem Fenster purzeln. Einem ist seine Mütze hinausgeflogen und er ist untröstlich; aber mit einem Stück Schokolade lässt er sich rasch beruhigen.

Im Bahnhof unserer Stadt wartet recht ungeduldig eine Delegation unserer Abteilung und winkt den Buben zu. Mit Handorgelspiel begleiten die Pfader ihre Gäste in ihr Heim, zuhinterst der Train, nämlich die vielen Leiterwagen mit dem Gepäck. Dort stürzt sich alles hungrig auf die leichte Verpflegung, welche von den Helferinnen serviert wird. Wir konstatieren gerne, dass die Buben rasch vertraulich werden und trotz der Reisemüdigkeit Freude zeigen. Wir haben uns heute aber auch bemüht, militärische Formen zu vermeiden und nicht als Vorgesetzte, sondern als ältere Kameraden aufzutreten.

Die Einkleidung

Wir führen die Buben in einen grossen Raum, wo die Uniformbestandteile schön nach Gattung und Grössen bereitgestellt wurden. Nun geht es ans Aussuchen und Ausprobieren, aber alles orga-

*Der René ist in grossem Kummer,
denn seine Schuh- und Hosenummer
entspricht den Körpermassen nicht.
Doch bald erhellt sich sein Gesicht,
denn siehe da: die Lagerleitung
traf eine gute Vorbereitung,
und bald trägt René voller Schneid
ein richtig angepasstes Kleid.*



nisiert und mit System. Wir müssen aufpassen, dass nicht die grösseren Buben knappe Hosen und Hemden fassen und für die Kleineren zu grosse Zurückbleiben. Deshalb reihen wir auch die Kinder der Grösse nach ein, was uns einige Mühe verursacht, weil sie wie Quecksilber sind und immer wieder auseinanderlaufen wollen. Jetzt erst erkennen wir so recht klar, wie wertvolle Dienste gut instruierte Venner uns leisten können und dass wir eben doch nicht ohne Kommandorufe auskommen können. Aber wir wissen ja, dass die Buben eine starke Führung schätzen, wenn sie von Güte und Wohlwollen getragen wird.

Wir beginnen also an beiden Enden der Reihe, damit die grösseren Buben zu den weitesten Hosen und die Knirpse zu den kleinsten Hemden gelangen. Und doch will nicht alles klappen. Dem kleinen Louis und dem mageren Fernand will nichts recht passen, und der Verwalter der Bekleidungsstelle bedauert aufrichtig, dass er nicht beizeiten eine genügende Reserve bereitgestellt hat. Zum Glück sind die Wölfliführerinnen sowie einige Pfadfinderinnen und Mütter zur Stelle, die da und dort noch etwas zurecht nähen können, damit jeder in seiner Uniform so flott als nur möglich daherkommt. Aber da fehlen die Kravattenringe und einige Gürtel und schon gibt's die ersten Enttäuschungen. Wir haben es eben nicht mit Pfadern zu tun, und der Gaston ist bekümmert, weil er nur eine Schnur erhielt, um seine Hose festzuhalten. Neidisch schaut er um sich und bestürmt seinen Führer, denn er glaubt zu kurz zu kommen. Aber mit Ausnahme dieses kleinen Misstons sind die Buben begeistert über ihre Uniform und stolzieren freudestrahlend damit herum. Wir haben alle Mühe sie zu zügeln.

Der Moment ist nun gekommen, die hohe Stimmung auszunützen, um den Buben zu erklären, dass sie sich in Uniform nun auch als Pfader aufführen sollen: anständig und diszipliniert. Wir sagen ihnen auch, dass nun jeder nicht mehr nur für sich, sondern auch für den Kameraden schauen soll, damit sei ja auch für alle gesorgt; wir bilden nun eine grosse Familie, die aufeinander angewiesen sei. Einige haben uns verstanden, die meisten kaum, und wir verschieben gerne unsere weiteren Bemühungen in dieser Richtung auf die ersten Lagerfeuer.

Nun kommt eine wichtige Aufgabe dran: das Zeichnen der Uniformen. Nach der vorbereiteten nummerierten Liste der Kinder

wird jeder Bestandteil, den ein Knabe gefasst hat, mit ein und derselben Nummer versehen, was unsere Mitarbeiterinnen in aller Eile besorgen. Inzwischen sichtet je ein Führer und Venner mit seiner Gruppe von 5-6 Buben das mitgebrachte Gepäck, um auszuscheiden, was an Kleidern und Wäsche im Lager dienen kann, von allem dem, was nicht lagerfähig ist. Vorerst müssen Mäntel und Kleider, die nicht waschbar sind, beiseitegelegt werden, damit sie nicht verdorben werden. Die Kinder sind recht verschieden gekleidet eingereist. Während viele erwartungsvoll fast leere Koffern mitbrachten, haben einzelne das Beste angezogen, was sie besaßen, und da gilt es zu verhindern, ihre Eltern zu enttäuschen, die nicht wissen konnten, dass das Lagerleben wollene Mäntel und Kleider ruiniert. Alles was nicht mitgenommen werden kann, wird gebündelt, sorgfältig etikettiert und in Schränken, Behältern oder Säcken verpackt und verschlossen aufbewahrt, da wir für Verluste verantwortlich sind.

Wir verzichten darauf, jetzt auch noch Wäsche zu verteilen – vielleicht mit Ausnahme einiger Taschentücher – da die Zeit fortgeschritten ist. Wir sollten doch vorerst näher prüfen, was jedem fehlt; im Lager wird dies leichter möglich sein. Wir wollen also die Geduld der Buben nicht länger auf die Probe stellen und die Einkleidung mit einem fröhlichen Spiel abschliessen.

Die Vorbereitungspatrrouille

Unser Plan ist nach allen Richtungen ausgeklügelt und ausgefeilt. Alles wurde in einer Plenarsitzung mit allen Mitarbeitern nochmals durchbesprochen und -beraten, so dass auch die Venner und Küchenmänner genau im Bild sind.

Dann ist die Vorbereitungspatrrouille mit einem präzisen Auftrag gestartet. Die Schlafstellen und Aufenthaltsräume – auch das Krankenzimmer – sind einzurichten, das VU-Material und andere Fracht an der Station abzuholen, zu kontrollieren und in Sicherheit zu bringen, Einkäufe zu machen, Beziehungen im Dorf aufzunehmen, den Brot- und Milchlieferanten den Anmarsch der Buben zu melden, damit unsere Bestellungen rechtzeitig ausgeführt werden usw., alles Vorbereitungen, wie für ein Pfaderlager, nur noch etwas sorgfältiger durchdacht, und alle Einrichtungen im Heim noch etwas bequemer und wohnlicher gestaltet; denn es ist ein

langer Ferienaufenthalt, den wir hier verbringen wollen. Dann kommen die Spezialaufträge an die Reihe: Erstellen einer gedeckten Aushilfekochstelle und einer Entlastungslatrine an den im Rekonoszierungskroki bezeichneten Orten, wenn möglich auch noch eine Douchenanlage mit gesammelten Giesskannen an einer Hängeeinrichtung oder mit Gartenschläuchen und weitere Installationen nach allen möglichen und unmöglichen Ideen. Aber alles wollen wir nicht vorbereiten. Gewisse leichte Einrichtungsarbeiten sparen wir mit voller Absicht für das Lagerleben auf, denn es wird gewiss den Auslandskindern Vergnügen bereiten, ihr Heim selbst auszus schmücken.

Und es kommt der Zeitpunkt, wo die Vorbereitungspatrouille zurückmelden kann, dass nun alles in Ordnung ist und wo sie dann die Kessel mit dem Empfangsessen aufs Feuer stellen kann.

Die Weiterreise ins Lager

Diese gestaltet sich recht fröhlich, und die Buben hängen wie Trauben an den Fenstern. Mit unserer grossen Reisegesellschaft lassen sich unzählige Kollis im Bahnwagen verstauen, wenn uns genügend Rover für das rasche Einladen behilflich sind, und am Ziel erwartet uns die Vorbereitungspatrouille, um alles Gepäck mit requirierten Handwagen zu unserm Heim zu führen.

Von der Station ist es nicht mehr weit bis zum Heim; zum Glück, denn die Buben sind von der Reise ziemlich müde. Ein Venner spielt auf seiner Mundharmonika. Dann stimmt ein schwarzäugiger Südländer ein Marschlied an: «Gauche, gauche, nous sommes les carabiniers...» und die meisten setzen ein.

Der erste Abend im Lager

Im Heim erhält jede Gruppe ihren Raum und jeder junge Gast sein Plätzchen zugeteilt; ein Stuhl, 2 Wandhaken für die Kleider, eine Schachtel als Kommode und - ein Zigarrenkistchen für die Schreibutensilien und kleinen Andenken. Die Schuhe kommen unter den Stuhl. Die Koffer mit den Sachen, die selten gebraucht werden, versorgen wir auf den Estrich. Dann geht's ans Waschen, und bald sitzt die ganze Schar beim Nachtessen beisammen. Der Verpflegungschef hat's erfasst; er lässt ein leichtes Mahl servieren: eine treffliche Bouillon und einen Pudding mit etwas Sirup und

Waffeln, was allen trotz der Müdigkeit mundet. Dann zeigen die Venner ihren Buben die WC und Latrinen, damit keiner zu nachwandeln braucht. Die Besichtigungen und Instruktionen über Verhalten und Lagerort werden auf den nächsten Tag verschoben, denn die Kinder wären ja ohnehin nicht mehr aufnahmefähig. Dann geht's in die Klappe. Nur der strikte Befehl wird noch erteilt: wer morgens früh erwacht, darf seine Kameraden nicht wecken! Dann singt das Kader zum Abschluss des Tages ein rassiges Tessinerlied, damit die Buben froh einschlafen. Strikte Nachtruhe ist befohlen. Viele hören es aber nicht mehr, sie sind schon eingeschlummert. Für das Kader gibt's aber noch keine Ruhe. Es gilt noch manches in Ordnung zu bringen und vorzubereiten. Dann wird gemeinsam der erste Lagertag besprochen - mit allen Einzelheiten von der Tagwache bis zur Nachtruhe.

Morgens im Lager

Die Sonne ist längst aufgegangen; in den verdunkelten Schlafräumen ist es noch still. Der eine oder andere verlässt ruhig seine Schlafstelle, um rasch zu «verschwinden» und dann wieder unter Decke und Duvet zu schlüpfen. Aber bald erwacht einer nach dem andern. Sie reiben sich die Augen und tauschen Zeichen miteinander aus. Es scheint uns, dass es nun an der Zeit ist, die Nachtruhe aufzuheben. Wir wecken unsere Venner, die am längsten zu schlafen pflegen. Zur Tagwache müssen sie gewaschen bereitstehen. Die Küchenmannschaft ist längst an der Arbeit. Sie schläft im Zelt, damit sie frühmorgens und spätabends die Buben nicht stört. Zur Tagwache wird weder gepfiffen, noch geblasen. Wir holen den Kantichief - unseren Handörgeler. Er soll mit einem Marsch den Tag einführen und unsere Siebenschläfer wecken. Die Venner öffnen die Fensterläden, um die Sonne hereinscheinen zu lassen. Dann sammelt jeder Venner seine Gruppe im befohlenen Tenue - je nach Witterung - zum Spielen und Waschen. Im Militär ist man heute vom intensiven Frühturnen abgekommen; auch wir wollen den Buben damit den Morgen nicht verderben. Im Turnus wird gespielt und gewaschen, und dann macht sich jeder zum Frühstück bereit. Nach einem kurzen Tischgebet geben wir das Zeichen zum Essen. Wir halten darauf, dass sich jeder bei Tisch anständig benimmt. Es läuft keiner weg, ohne um Erlaubnis zu fragen. Die Un-

ruhigen nehmen die Venner neben sich, und auch wir haben am Tisch kleine Nachbarn, denen wir Anständigkeit beibringen wollen.

Bevor wir die Tafel gemeinsam aufheben, verteilen wir die Hausarbeiten. Vorerst hat jeder Tasse, Teller und Besteck selbst abzuwaschen und in die Körbe bei der Küche zu versorgen. Die Gruppe «Hibou» kommt in die Küche zum Rüsten. Das Fähnli «Lion» wird zum Holzen kommandiert. Die «Chamois» haben heute Kantiordnung zu erstellen. Die «Hirondelles» reinigen das ganze Areal. Patrouille «Renard» wird für besondere Arbeiten aufgeteilt. Arbeitsbeginn in einer halben Stunde!

Die Venner melden uns den ausgeführten Auftrag. Wir prüfen die Leistung und wenn sie genügt, entlassen wir die Gruppen zu einer vorbereiteten Übung. Um 12 Uhr sind sie wieder zurück.

Die Mittagszeit

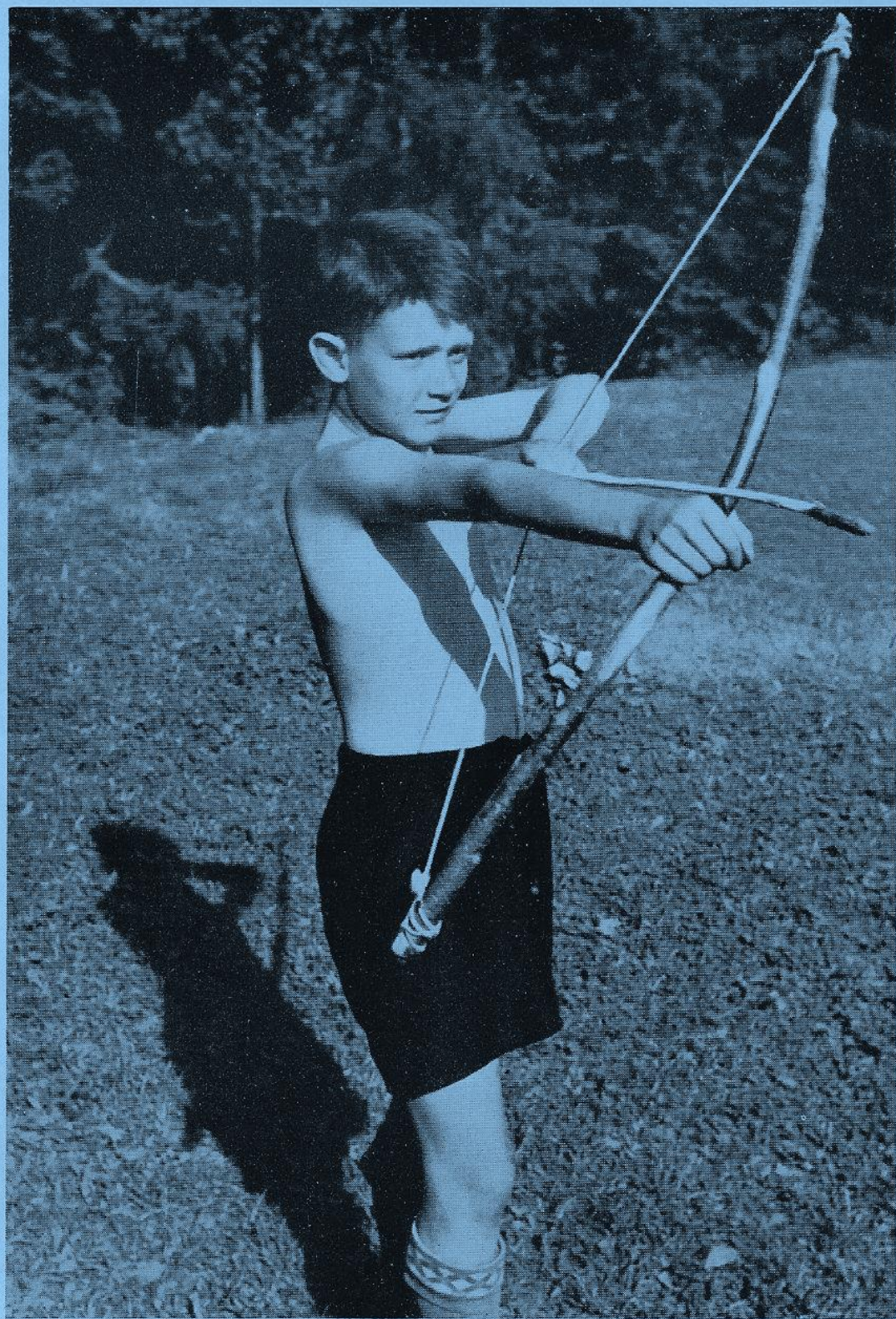
Vor dem Essen hat sich die Disziplin merklich gebessert. Die Buben sind für Anordnungen besonders empfänglich und beieilen sich, alles nach Wunsch zu besorgen, um recht bald zum Löffel greifen zu können. Wir nützen diesen geeigneten Moment aus, auch wenn einmal der Küchenchef darob in Zorn gerät; er hat ja den Befehl, die Bereitschaft zum Essen eine Viertelstunde vorher anzukünden. Der Gérard muss noch seine Seife versorgen; er wird ermahnt, dazu besonders Sorge zu tragen. Im Holzschopf hängt Badehose Nr. 13, und Sachen des Pinocchio liegen wieder einmal umher. Zu den Mahlzeiten hat jeder sein Hemd anzuziehen und mit sauberen Händen sich einzufinden.

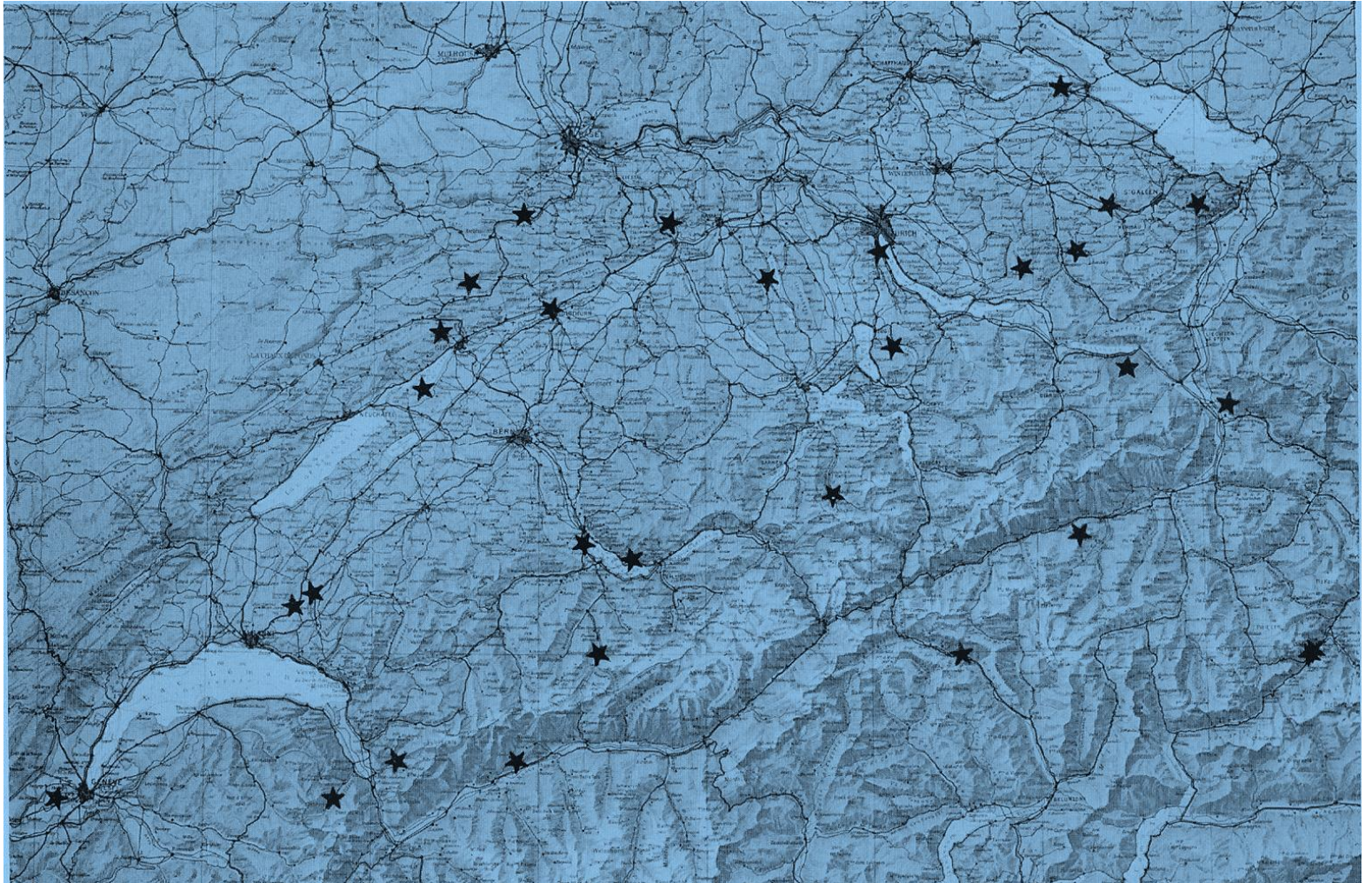
Sind alle gesättigt, beginnt die Siesta. Wir, ältere Semester, schätzen sie mehr als unsere Kleinen. Sie aber haben sie nötig und müssen dazu befohlen werden. Wir dürfen von diesem Schlummerstündchen nicht zuviel erwarten. Wir sind schon zufrieden, wenn sich jeder etwas ruhig verhält. Wer nicht schlafen will, nimmt ein Buch zur Hand oder schreibt seine Memoiren auf. Zwei dürfen miteinander Mikado spielen, wenn sie versprechen, nicht laut zu werden. Nach einer Stunde werden die Buben erlöst, und das Lagerleben kann seinen Fortgang nehmen. Nun wird Sport getrieben und auch gespielt; vielleicht auch gebadet, wenn sich Gelegenheit dazu bietet. Dann kommen auch schon die Küchenmänner mit der Zwischenverpflegung, und jeder ist froh, dass es wieder etwas zum Schmausen gibt.

Ein Tagesausflug

Ein strahlender Tag bricht an. Diesmal haben wir die Buben früh geweckt. Wir wollen in der Morgenfrühe marschieren und müssen uns also beeilen. Das Morgenessen steht schon bereit und noch sucht einer seinen linken Schuh und ein anderer eine Zahnbürste. Wir mahnen zur Eile und die Venner geben sich alle Mühe, ihre Gruppe bereitzustellen. Den Lagerort wollen wir in Ordnung verlassen; wer weiss, ob nicht gerade heute hoher Besuch zu erwarten ist. Also alle einspannen, die Decken zusammenlegen, die Duvets ordnen, den Boden wischen, die Schuhe ausrichten, Herumliegendes in die Fundkiste werfen . . . den Rest besorgen die drei Küchenmänner, die Zurückbleiben, um zur Sache zu schauen, und die abends das Essen bereithalten werden. Dann marschieren wir los in den Morgen hinein, den schönsten Stunden des Sommertages. Den Schluss bilden auf ihren Fahrrädern unser Samariter mit seiner Taschenapotheke sowie der Verpflegungschef. Auch unser praktischer Veloanhänger ist wieder dabei; er führt die Verpflegung nach, und, wer weiss, vielleicht auf dem Rückmarsch einen der Buben zurück. Zum Schwitzen kommen wir doch noch, und der Jean bleibt zurück. Wir lassen ihn barfuss gehen; er ist sich's so gewohnt, und nun marschiert er besser. Bald haben wir den Wald erreicht, und als die Mittagssonne warm darniederbrennt, haben wir uns an einem romantischen Schattenplätzchen an einem Bach niedergelassen, in dessen Nähe wir zwischen Felshlöcken abkochen können. Ein solches Mittagsbiwak freut die Buben, und wir haben Gelegenheit, ihnen viel Neues zu bieten. Nach einem erfrischenden Bad folgt ein rassiges Spiel, und inzwischen ist auch schon der Tee gebraut. Wir sitzen nach dem Essen noch ein Weilchen beisammen. Dann wird ein Brücklein über den Bach gebaut. Bald ist die Zeit zum Aufbruch gekommen. Geländeübungen führen die Gruppen auf getrennten Wegen ins Lager zurück, wo wir abends über Erlebnisse und Forschungen noch eifrig diskutieren. Ein solch froher Bummel gefällt den Buben. Sie behalten von ihm nette Eindrücke und werden auch so allmählich trainiert. Ein Gewaltmarsch aber schreckt sie und schadet diesen erholungsbedürftigen Kindern.

Wir haben ein nettes Tourenprogramm aufgestellt. Für jede Woche ist ein Ausflug vorbereitet. Zuerst kleine Spaziergänge und





30 Erholungslager 1945

Besichtigungen in der Umgebung, später weitere Touren mit Schiff und Bahn. So können wir die Freude und Spannung steigern.

Die Abendstunden

Um 17.00 macht sich alles sauber. Die Gruppen umringen ihre Schuhputzschachtel, und der Venner bemüht sich, eine flotte Einheit an der Inspektion präsentieren zu dürfen.

Frühzeitig, um 18.00 ertönt der Gong. Das Abendessen wollen wir draussen einnehmen. Wir freuen uns alle auf die Abendstunden.

Die Freizeit nach dem Diner wird recht verschiedenartig verwertet. Die einen malen an einem Schreibebrief. Andere reihen erhaltene Marken ein. Zwei Gruppen tragen einen Handballmatch aus. Einige haben sich im Estrich versteckt und proben auf den Abendhock. Wir bummeln umher und beobachten das Treiben.

Ein Lagerfeuer gibt's nur einmal pro Woche; denn das Holz ist heute teuer geworden. Einen Abendbummel haben wir gestern gemacht. Heute jagen wir die Buben frühzeitig in den Kahn. In ihre Decken gehüllt, erwarten sie uns. Die Schachtel mit Süßigkeiten und Biscuits ist zur Stelle: Die Vorführung kann nun also beginnen. Jeder, der sich produziert, erhält einen Preis, und gesungen wird viel, bis uns die Kehle brennt. Diese fröhlichen Stunden vergessen sie nimmer; sie sind Höhepunkte im Lagerleben.



SCHWIERIGKEITEN ALLER ART STELLEN SICH EIN

Ruhestörer. Trotzdem auf unserer Tagesordnung steht: Tagwache 07.00, haben wir uns vorgenommen, die Buben so lange als möglich schlafen zu lassen, mit Ausnahme jener Tage, an denen wir frühmorgens ausziehen wollen zu einem Ausflug in die Lagerumgebung. Ausgiebiger Schlaf ist das beste Mittel gegen Nervosität und kürzt den Tag. Wir verdunkeln also die Schlafräume, damit die Sonne nicht zu früh hereinscheint, sorgen dabei aber für genügende Lüftung. Die Führer und Venner verteilen sich zum Schlafen auf die Räume, und jedesmal, wenn morgens ein solcher Frühaufsteher schwatzen und lärmen will, hält ihn unser scharfer Blick oder ein drohender Fingerzeig zurück. Es gilt schon hier, die Buben zur Rücksichtnahme zu erziehen. Wer die Nachtruhe stört, wird eine Zeitlang an die Luft gesetzt.

Bettnässer sind das Kreuz des Leiters, wenn er sich nicht zu helfen weiss. Trotzdem uns grundsätzlich keine zugeteilt werden sollen, haben wir speziell bei unterernährten und nervösen Kindern immer mit Ausnahmen zu rechnen. Deshalb haben wir in einer Ecke des Schlafraumes einige Strohsäcke mit Gummimatten unter Decken bereitgestellt, wobei am Fussende ein querliegender Strohsack dazu dienen soll, dass die Beine hochgelagert bleiben. Zur Vorsicht haben wir den Boden unter den Säcken geölt. Am ersten Abend erkundigen wir uns diskret, ob einer nachts ein Missgeschick befürchte. Nur einer meldet sich, dem wir diese gesonderte Schlafstelle zuweisen. Bevor auch wir uns zur Ruhe legen, weckt unser Samariter den kleinen Patienten und siehe da, sein Lager bleibt trocken.

Am ersten Morgen nach der Tagwache prüfen wir unauffällig rasch alle Bettstellen, und wir erleben eine erste Enttäuschung: Zwei Buben haben genässt. Wir merken uns diese Lager, und finden, auch ohne Aufsehen zu erregen leicht heraus, wer dort lag. Weder Vorwürfe noch Belehrungen helfen hier. Ihre Wäsche müssen diese Buben selbst besorgen. Die Decken werden zum Trocknen gehängt und mit farbigen Kreuzen gezeichnet, damit sie nicht vertauscht werden. Dem Patienten wird zur Vorbeugung ab 17.00 kein Getränk mehr verabfolgt. Es wird ihnen abends die gesonderte Schlafstelle zugewiesen, wo sie sich alle Mühe geben werden.

trocken zu bleiben, um wieder bei ihrer Gruppe nächtigen zu dürfen. Sie werden abends spät und morgens früh aufgenommen und wir glauben, sie auf diese Art kurieren zu können. Lange nicht alle nassen aus Bequemlichkeit oder weil sie willenlos sind; bei einigen ist es ein krankhafter Zustand und bei andern spielt ein innerer Konflikt mit, der nur schwer zu beseitigen ist. Deshalb müssen wir zu unseren Patienten freundlich bleiben und sie vor Neckereien ihrer Kameraden schützen.

Wasserscheu. Es geht nicht anders, gelegentlich muss einer regelrecht gewaschen werden, der dies eben nie gelernt hat. Da gilt es dies nicht etwa grob und pedantisch zu besorgen, sondern fröhlich und mit Humor, als richtige Helfer. Die Buben müssen auch am Waschen, Douchen und Baden ihre Freude finden. Wir, Führer und Venner, gehen voran unter die Douche, so wird bald der eine und andere folgen, ohne Befehl und Zwang. Wir halten darauf, dass sich die Buben häufig Kopf, Knie und Füsse waschen und besonders ihre Hände vor jeder Mahlzeit. Aber auch hier gilt, wie für so manches, wir wollen nicht erwarten, dass alles schon in den ersten Lagertagen zu erreichen ist.

Die *Unordnung* macht uns viel zu schaffen. Die Fundkiste ist immer überfüllt. Hier setzen wir unsere Venner ein. Sie haben jeden einzelnen anzuleiten, denn jeder muss genau wissen, wie und wo er seine Siebensachen aufzubewahren hat. Hemd, Hose, Windjacke werden aufgehängt, darüber auch Mütze und Kravatte; darunter werden die Schuhe hingestellt, der Rest verschwindet in der Schachtel. Teller, Tassen und Besteck werden im Schrank aufbewahrt. Für Waschzeugsäckli und Handtuch hat jeder am gedeckten Toilettengestell seinen nummerierten Nagel. Für schmutzige Wäsche hängt ein grosser Sack hinten auf der Laube. Papierkorb und Abfallgrube dürfen nicht miteinander verwechselt werden, auch nicht Tischbürsten mit den Bodenbürsten . .

Wir setzen uns durch, und die Buben gewöhnen sich allmählich daran. Es wird gespielt, wenn Ordnung herrscht. Tägliche Inspektionen sind nicht zu vermeiden. Wenn dann die Grosszahl die Hausordnung respektiert, haben wir gewonnenes Spiel. Mit einzelnen Nachlässigen werden wir schon noch fertig; wir nehmen uns ihrer besonders an.

Auch *Drückeberger* von der Hausarbeit sind in unserem Lager vorhanden. Wer von uns hat früher nie zu ihnen gehört? Wie sie zu behandeln sind, wissen wir alle. Wo der Gemeinschaftsgedanke auf fruchtbaren Boden fällt, werden sie selten. Hier haben die Venner ein wichtiges Arbeitsfeld. Sie gehen voran, packen zu, wo die Arbeit am schwersten erscheint. Sie erklären den Jungen den Wert der Leistung und zeigen selbst Freude an ihr. Ein gesunder Wettbewerb um den besten Gruppenerfolg, auch in den Hausarbeiten, vermag den Patrouillegeist zu heben. Da will jeder mithelfen zum Sieg, vorerst wegen der Tafel Schokolade, die es zu gewinnen gilt, später, um die Ehre der eigenen Gruppe würdig zu vertreten, und vielleicht erreichen wir es noch, dass jeder aus Pflichtgefühl seine Arbeit verrichtet.

Heute fegen zwei *Drückeberger* Brunnentrog und Latrine sauber, weil sie sich Biscuits verdienen wollen. In einigen Tagen werden wir sie bitten dies zu besorgen, weil sie es ganz besonders gut können. Wir hoffen, dass sie sich uns Führern zuliebe dabei recht Mühe geben werden.

Wir haben es dem Kader verboten, die Buben mit Lagerarbeiten zu strafen, denn damit würde ja der Sinn des Gemeinschaftswerks herabgewürdigt. Wir wollen ja, im Gegenteil, zu erreichen suchen, dass die Lagerarbeit in kameradschaftlicher Rücksichtnahme als eine Selbstverständlichkeit geleistet wird. Sie sollte nicht nur auf Befehl, sondern möglichst freiwillig erfolgen. Es wäre schön, wenn wir dieses ferne Ziel bei vielen jungen Gästen erreichen könnten.

An *kleinen Egoisten* fehlt es selbstverständlich nie. Sie dominieren bei uns deutlich in den ersten Lagertagen. Sie glauben sich alle möglichen Vorteile, oft recht raffiniert, erkämpfen zu können. Wir lassen uns aber nicht herumbringen und geben uns alle Mühe, jeden gleich zu behandeln. Wer sich aber vordrängt, wird grundsätzlich zuletzt drankommen; wer bei Tisch nicht warten kann, muss es eben lernen.

Jeder Geburtstag im Lager wird gefeiert. Heute wird Maurice zwölfjährig. Sein Platz am Tisch ist mit Blumen geschmückt, und auf dem Teller hat er eine Wunderschachtel mit Marken, Souvenirs, Gützi und Täfeli - alles Sachen, die ein Bubenherz erfreuen können, und alle andern freuen sich mit. Und der Maurice darf nun seine Gützi verteilen, und wir danken ihm mit dem Lagerruf.

Und das nächste Geburtstagskind darf auch wieder allen verteilen, womit es von allen beschenkt worden ist.

Harmloses *Aufschneiden* hat oft böse Folgen. Dies kennen wir schon aus Pfaderlagern, wo der eine versucht hat, Süßigkeiten zu angeln und kühn nach Hause schrieb, er habe Hunger; beim Besuch des Vaters liess sich alles erklären. Mit Auslandskindern ist's eine heiklere Sache. Wir können nicht gut mit Paris telefonieren. Es darf auch nicht ins Ausland geschmuggelt werden; also müssen wir die Sache etwas kontrollieren. Die Porti belasten die Lagerkasse. Es kann also nicht jeder schreiben so oft er will. Einmal pro Woche sollte genügen.

Und nun sitzen wir nachts vor einem Haufen Briefe und Karten, die wir rasch durchsehen, damit die Eltern des Jean nicht durch seine Phantasieromane beängstigt werden und auch nichts Politisches und Unerlaubtes die Grenze passiert. Richtig, da haben wir's schwarz auf weiss, nun ist es diesmal der Fernandel. Er schreibt, wir hätten gestern einen hohen Berg mit Schnee bestiegen, auf dem er beinahe verunglückt sei und heute sei er fast ertrunken. Wir werden unauffällig mit ihm sprechen, und er wird einen netteren Brief nach Hause schreiben.

Schnäderfrässig sind einige geworden! Abends gab's Suppe, geschwellte Kartoffeln mit Käse und Salat, und da meinen Fipp und Fopp, ihre Nasen rümpfen zu müssen. Käse und Salat haben sie gegessen, aber die zwei Kartoffeln schieben sie auf die Seite. Da gibt's bei uns aber nichts zu machen, hier zeigen wir uns unerbittlich. Natürlich wollen wir keine Szene heraufbeschwören, wir lächeln sogar wie der gewiegte Hotelier. Fipp und Fopp, die scheinbaren Sieger, haben die Sache längst vergessen. Sie sitzen ungeduldig am Frühstückstisch. Wir lächeln auch wieder und setzen ihnen ihre Teller mit den 2 Kartoffeln als Vorspeise auf. Zuerst aufessen, dann erst gibt's Butterbrot und sie fügen sich.

Heimweh. Auf der Reise ins Lager und in den ersten Lagertagen haben wir keinen bemerkt, der von diesem Leid betroffen wurde. Mag sein, dass die Betriebsamkeit des Lagerlebens sie davor bewahrt hat. Wir sind überrascht, wie leicht sich diese Kinder den Situationen anzupassen wissen und rasch vergessen, was hinter ihnen liegt.

Und dennoch finden wir an einem Abend den Lulu in sich zusammengesunken, schluchzend hinter dem Haus versteckt. Wir bemühen uns um ihn und versuchen ihn zu trösten; aber die Sehnsucht nach seiner Mutter, die er erstmals verlassen musste, will nicht recht schwinden. Wir wissen, dass er ein Eigenbrödler ist, der Mühe hat, im Lager einen Kameraden zu finden, mit dem er sich richtig versteht; dem muss und kann abgeholfen werden. Später ist er der unzertrennliche Gefährte des Küchentigers geworden, der sich seiner besonders angenommen hat. Der kleine Lulu fühlt sich nun nicht mehr verlassen.

Einer hat geklaut, auch dies kann vorkommen. Der Negro hat seine Uhr in der Schachtel gehabt und sie ist spurlos verschwunden. Der Negro weint, der Pierre beschuldigt den Guy, dieser wird frech und im Nu ist im Schlafraum ein Aufruhr entstanden. Wir pfeifen zur Sammlung und – seltsamerweise – wird von der Sache gar nichts gesprochen. Wir wissen genug, es gilt vorerst die Gemüter zu beruhigen. Die Gruppen ziehen aus, in den nahen Wald, zu einer Übung. Inzwischen untersuchen wir sorgfältig alles Gepäck. Die Uhr finden wir nicht, dafür aber beim Guy einen Haufen Sachen, die ihm nicht gehören: zwei Zötteler, ein Messer, verschiedene Bücher, auch zwei Gürtelschnallen, die wir verloren glaubten und sogar einen Schlüssel, den wir vermissten. Ein ganzes Arsenal hat er in seine Schachtel zusammengehamstert. Abends unter vier Augen wird das Zeug erlesen und der Guy schämt sich über seine Entgleisung, die er sich selber nicht erklären kann. Er wird nun kontrolliert und von seinem Übel befreit. Er hat sich nicht mehr an fremden Sachen vergriffen. Die Uhr aber kam später im Stroh zum Vorschein.

Necken und Streiten wird nicht geduldet. Wir wissen, dass hier den Anfängen zu wehren ist. Wir nehmen jeden sofort aufs Korn, der den kleinen Tyrannen spielen will. Bei einigen hat es genügt, dass wir sie zurechtwiesen. Dem Louis haben wir einmal das Baden verboten und ihn nach dem Abendessen in die Klappe geschickt; denn mit Nahrungsentzug dürfen wir keinen strafen. Auch den Pierre konnten wir meistern. Als wir gütlich mit ihm nicht fertig wurden, haben wir alle, vom Leiter bis zum Pösteler, kein Wort mehr mit ihm gesprochen – den ganzen langen Tag. Er musste

allein in der Stube essen und beim Spiel beiseite stehen – wie ein Aussätziger. Dann ist er weich geworden und hat geheult. Wie den verlorenen Sohn haben wir ihn wieder in unsere Gemeinschaft aufgenommen. Zwar haben wir ihm kein Kalb geschlachtet, aber er erhielt doch ein Stück Kuchen, als er am nächsten Tag zu keinen Klagen mehr Anlass gab.

Der Don Juan aber will das Streiten nicht lassen. Er ist nett und manierlich vor seinen Führern, hinterlistig und grausam, wenn er sich unbeobachtet glaubt. Gestern wieder hat er einen Kleinen durch Steinwurf verletzt und heute einen andern von hinten ins Wasser gestossen, dass dieser mit nassen Kleidern und einer Schramme das Weite suchen musste. Wir können nicht ständig diesen kleinen Bösewicht von einem Venner begleiten lassen, und da er sich nicht bessern will, sehen wir uns gezwungen, ihn von der kantonalen Kinderhilfe holen zu lassen zu anderweitiger Versorgung. Mit Tränen verlässt er das Lager. Es ist für uns eine bedauerliche Pflicht, den Einen im Interesse der Gesamtheit aufgeben zu müssen. Es ist aber besser so. Wir wissen, dass ein räudiges Schaf der ganzen Herde Unheil bringen kann, und wir wollen unsere Schutzbefohlenen beizeiten vor Schaden bewahren.

Durchhalten! Unser Küchenchef knurrt; er ist recht hergenommen. Zwar kocht er noch prächtig und hält gute Ordnung. Aber etwas stimmt mit ihm nicht mehr. Sein Humor ist verschwunden, und er ärgert sich bei jeder Gelegenheit über die Buben. Diese Gewitterwolken gefallen uns nicht. Wir wollen nicht warten, bis ein Sturm ausbricht. Wer seine Nerven verliert, muss hinaus aus dem Lager. Am nächsten Morgen ist der Koch abgereist: wir haben ihm «grossen Urlaub» gegeben, und gönnen ihm die zwei Tage der Ruhe. Ein Ersatz ist zur Stelle, der auch etwas kann. Aber noch lieber ein versalzenes Gericht in Frieden geniessen, als den besten Frass in Unmut und Streit. – Und nun ist er wieder erschienen. Wie frisch gebadet kommt er uns vor. Frei und froh hantiert er in seiner Klause und nickt jedem Buben freundlich zu. Humor und Seelenruhe hat er wieder erlangt und alles ist mit ihm wieder in bester Ordnung.

Wir Führer haben es nicht leicht in diesem Lager. Der Dienst ist oft schwierig und ein steter Kampf. Wir haben uns heute erst-

mals schwer geärgert und liessen uns von Enttäuschungen beeinflussen. Wir beginnen sogar am Erfolg zu zweifeln und fühlen uns mutlos und etwas deprimiert. Wir stossen uns an der Einsichtslosigkeit gewisser Buben und an ihrer scheinbaren Undankbarkeit. Der Verleider nagt also an unserem Gemüt. – In solchen Momenten müssen wir durchhalten! Wir erinnern uns an ein gutes Rezept. Wir machen uns heute einmal frei und schlafen uns vorerst richtig aus. Dann schlendern wir allein durch den schönen Wald und kommen erst spät zurück ins Lager. Unser «Kater» hat sich wieder verzogen und wir fühlen in uns neue Kräfte wachsen. Wir erfassen die Situation nun besser. Wir hatten wieder einmal vergessen, an die verdorbene Jugend dieser Kinder zu denken. Noch ganz klein wurden sie vom Unglück erfasst; sie alle sind Opfer des Kriegsgeschehens. Die sorglosen Kinderjahre wurden ihnen geraubt; sechs Jahre litten sie an Charakter und Seele. Wir wollen ihnen ein Beispiel sein und ihnen Güte und Vertrauen entgegenbringen.

Wochen-Rückblick

Schon bald geht die erste Lagerwoche ihrem Ende zu. Wir freuen uns, dass die Buben sich glücklich fühlen und dass wir grosse Fortschritte feststellen dürfen. Unsere Mühe war also nicht umsonst. Mancher Kerl ist uns sehr anhänglich geworden und gibt sich alle Mühe, uns dies zu zeigen. Die Gruppen bilden nun feste Einheiten, aus denen eigene Venner herausgewachsen sind. «L'esprit scout» wurde bereits von vielen richtig erfasst und nach Kräften in die Tat umgesetzt, wenn auch häufig mit Rückfällen zu rechnen ist.

All die grossen und kleinen Schwierigkeiten, die wir mit frohem Mut überwinden mussten, haben unsere Aufgabe recht bedeutungsvoll und interessant gestaltet.

Glück und Freude haben diese lustigen Auslandsbuben ausgestrahlt; mit ihrem Glauben und Vertrauen haben sie sich für ihre Betreuung erkenntlich gezeigt. Sie haben uns um das schönste Erlebnis unseres Pfadfinderlebens bereichert.

Charles von Bonstetten, BK.

*Patrouillelied de Vossen
(Miel: 'De machtigste koning')
Wij zijn de patrouille Vossen.
De Jaen, de Willy en de Valk.
De Jozef, de Anderé en de Schöfli.
Die spassen hebben hunnen naam.
Als de Schöfli dan zijne stem verheft.
Dun luisteren alle Voskens !
Ja, we zijn de eersters der kampen.
de koningen van de tent !*

Ti-re-la-la . . .





Der Lagerspassvogel



L'examen de bon scout



APPELEN SCHELEN



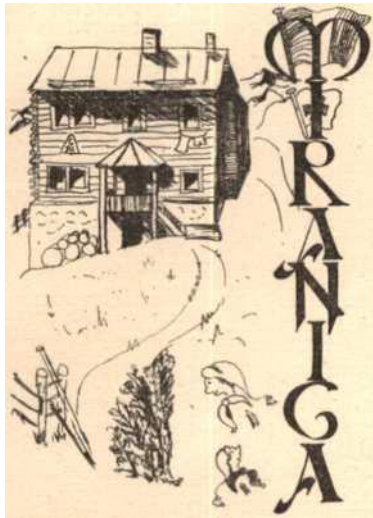


MIRANIGA



ERINNERUNGEN AUS 30 AUSLAND-KINDERLAGERN

MIRANIGA OB ILANZ



Endlich kam der Tag, an dem unsere Franzosenbuben mit uns ins Lager hinauf ins Bündnerland ziehen durften. Während fünf Wochen flatterten nun vom Hügel mitten im kleinen Weiler Miraniga in Obersaxen die Schweizerfahne und die Tricolore nebeneinander im Bergwind. Oft sassen wir beisammen auf diesem Hügel, der Blick wanderte weit von Berg zu Berg und ins Tal hinab, und wir konnten nicht anders, wir mussten miteinander singen, ihre Lieder und unsere Lieder, deutsch und welsch. Wie künstlich und unge-

rechtfertigt erschienen uns manchmal die Grenzen von Land zu Land, da doch von Mensch zu Mensch keine bestehen . . .

Frühmorgens, wenn die Sonne über den Piz Madaun herüberblinzelt, erhebt sich als erster der Küchentiger und beginnt in sei-

nem Reich mit Holz, Pfannen und Kochkellen zu rumoren, um den Kakao rechtzeitig bereit zu haben. So um halb acht Uhr herum erwachen dann die Buben allmählich, und unser «maître de gymnastique» holt sie, nachdem er vorerst seinen Kopf in den Brunnen getaucht, zu einem kleinen Morgenläufchen und einigen Spielen.

Nachher geht's ans Waschen, eine Angelegenheit, die in den ersten Tagen von den Gruppenführern genau überwacht werden musste; denn «Belette» wollte nicht so recht in die Ohren hinein mit dem Lappen, der «Pinceau» seine Zähne nicht richtig putzen, und der «Tac» stippte überhaupt nur ein Tröpfelchen Wasser auf seine lange Nase und hielt sich für gewaschen. Aber nachdem man sich erst einmal ans kalte Wasser gewöhnt hatte, ging's vorzüglich.

Der feierliche Moment des Fahnenaufzuges vereinigt dann das

ganze Lager auf dem Fahnenhügel. Frisch klingt das «Toujours – Prêt», die Devise aller Pfadfinder, in den Morgen hinaus, und langsam steigen die beiden Fahnen am Mast empor, aufgezogen von dem, der sich durch seine Haltung im Lager dieser Ehre würdig erwiesen hat.

Inzwischen hat die Küchenmannschaft den Tisch gedeckt; der Kakao dampft fröhlich, Brot, Butter und Konfitüre warten darauf, verschlungen zu werden. Zuerst aber spricht die Lagermutter das Tischgebet: «Seigneur, bénis la nourriture que tu nous as accordée...»

Eine Stunde später inspiziert der «Grand chef», der Lagerleiter, die Zimmerordnung, peinlich genau, wie es sich gehört, und schaut nach, ob die «patrouille d'ordre» auf den Gängen und ums Haus herum «comme il faut» gewirkt hat. Dann können sich die Gruppen abmelden, und die «Renards», die «Faucons», die «Chevaux» und die «Loups» ziehen mit ihren Wimpeln unter Leitung ihrer Chefs hinaus ins Gelände zum Spiel, zum Basteln oder in die Heidebeeren, um mittags trotz blauer Mäuler mit einem Riesenhunger zurückzukehren.

Nach dem Essen ist «Sieste». Man ruht lange und ausgiebig, schreibt oder liest. Nachmittags unternimmt das ganze Lager etwas Gemeinsames: Man spaziert auf einen Hügel und genießt die Aussicht, man arrangiert ein Nummernspiel oder einen Fußballmatch.

Der Abend vergeht schnell, mit Gesang auf einer «promenade chantante», mit einem gemütlichen Höck, einer kleinen Soirée, einer spannenden Geschichte oder mit Schreiben nach Frankreich und an «parrain und marraine». Wenn die Dunkelheit hereinbricht, sinken die Fahnen am Mast herab, und das Fahnenlied der Pfadfinder klingt in die Dämmerung hinaus: «La nuit vient, tout s'éteint, sur les monts, les vallons et les bois, c'est la nuit, pas de bruit. Dieu nous voit...»

Wenn die Buben unter die Decken gekrochen sind, geben die «maman de camp» und der «grand chef» jedem einzelnen noch die Hand und wünschen ihm gute Nacht. Dann wird es still, nur der Brunnen vor dem Hause plätschert wie immer. G. P.

Wäre Ich doch unter euch!

Wäre ich doch wieder unter euch in der rauchenden Küche im Kreise der Kartoffelschäler, in der «Kemenate» unter meinen Ge-

hilffinnen zwischen Sockenbergen oder drinnen in der heimeligen Stube. Wie oft hat sie gedröhnt und gezittert vom fröhlichen Gebrüll der Buben, und wie mäuschenstill wurde es plötzlich in ihr, wenn die feierliche Eintragung in die «liste d'honneur» erfolgte!

Wirklich, ich erlebe alles noch einmal im Geiste, die fröhlichen und die ernsten Stunden, und ich kann nicht einmal sagen, welche mir mehr bedeutet haben. Denn: ist es nicht ein köstliches Vergnügen, 20 Buben den Kopf zu waschen (in allem Frieden und mit feinsten Seife), oder mit fünfzig Jahren erstmals die Romantik eines Lagerfeuers zu geniessen? Aber auch dann ist es schön, wenn eine liebe, heisse Kinderhand sich trotz Krankheit vertrauensvoll in die unsere legt, und es ist wie ein Geschenk, wenn nach banger Fiebernacht der kleine Patient zum Morgengruss leise sagt: «je vais mieux, maman». Dieses stete Beschenktwerden, dort, wo ich zu geben bereit war, ist mein grosses, innerliches Erlebnis des Lagers geworden.

Die Lagermama.

HISCHWIL BEI WALD

Mickey mit den abstehenden Ohren

Als in den vielen Sälen und Gängen des Centre d'accueil in Genf die obligaten Zweierkolonnen der Buben an uns vorbei defilierten, fiel mir ein grosser, hagerer Knabe auf, vornübergebeugt, mit schleppendem Gang, mit einem unfreundlich-verschlossenen Gesicht und vor allem mit Ohren, Ohren, gross und in rechtem Winkel abstehend, ein dankbares Objekt für jeden Karikaturisten. Diesen Spezialfall hätte ich im ersten Moment lieber einer andern Lagergemeinschaft überlassen, doch er kam ausgerechnet zu uns.

Und schon schrieb unsere Cheftaine einen Schreibbrief an das bekannte Schönheitsinstitut Schröder-Schenke, in rührenden Sätzen diesen Spezialfall erklärend. Und eines Tages brachte der Pösteler in unser Camp joyeux wirklich ein kleines Päcklein, das unser Führerzimmer in geheimnisvolle Aufregung versetzte. Der Rest der Geschichte folgte dann am Abend beim zu Bett gehen, als der Grand-chef in seinem anerkannt klassischen Zürcher-Französisch eine Ansprache an sein versammeltes Volk im Pyjama hielt und

die Buben darin ermahnte, bei der geplanten Verschönerung von Mickeys Ohren so zu tun, wie wenn nichts wäre, auf keinen Fall etwa zu lachen. Alle waren einverstanden und warteten äusserst gespannt auf das kommende Wunder.

Unterdessen hatte sich die Cheftaine mit Mickey und dem geheimnisvollen Päcklein, sowie einer Pfanne heissen Wassers in einem Spezialgemach eingeschlossen. Und es geschahen merkwürdige Dinge. Endlich, endlich stürmte der Erwartete herein, rannte durch den Schlafsaal, erkletterte flink seine obere Schlafstelle und verschwand unter seiner Wolldecke, so rasch, dass die in atemloser Stille neugierig schauenden Kameraden die seltsame Binde um Mickeys Kopf kaum recht bewundern konnten. Ich fürchtete immer, er würde sich vielleicht doch noch genieren und sie wieder abreißen, doch die versprochene Schokolade wollte er sich scheinbar auf alle Fälle verdienen, mochten die andern nun lachen oder nicht. Auch am nächsten Morgen wurden seine Ohren mit einem Klebemittel – Geschäftsgeheimnis von Schröder-Schenke – nach hinten an den Kopf geklebt. So sah er zwar aus wie ein Windhund und gefiel uns auch wieder nicht recht. Schliesslich verleidete uns die Geschichte, und wir liessen seine Ohren wieder hinausstehen, wie sie ihm gewachsen waren. Aber ein anderes Wunder geschah:

Als der bisher verschlossene, fast linkische Bub erkannte, wie man ihn achtete und gern hatte, wie man sich für ihn aufrichtig sorgte, da ging ihm mit jedem Tag der Knopf mehr auf. Er wurde sehr fröhlich und humorvoll, er gewann an Selbstvertrauen und wurde auch körperlich gewandter. Auf seinen Fleiss und seine stete Hilfsbereitschaft konnten wir uns immer verlassen. In allem wett-eiferte er seinem Gruppenführer Mick nach, so dass ihn deshalb die Kameraden «Mickey» taufte. Kurz: er entwickelte sich rasch zu einem der beliebtesten und gefreutesten Buben des Lagers. Als sein vergötterter Gruppenführer Mick das Lager verliess, wurde er sogar unter allgemeiner Anerkennung sein Nachfolger.

Als ihn später einmal ein Kamerad wegen der Ohrenbinde gutmütig neckte, da erklärte er vor versammelter Gesellschaft, diese Ohrenbinde nehme er als sein liebstes Souvenir mit nach Paris, obwohl er sie nie mehr anziehe. Wenn er dann wegen seiner abstehenden Ohren einmal keine Frau finde, dann komme er einfach wieder in die Schweiz und heirate die Cheftaine ...

F. R.

Innerer Dienst

Samstag! Zuhause der grosse Tag der Hausfrau; auch bei uns eine grosse Putzete. Überall schwirren die Knaben mit Besen und Schaufel durch das Haus und holen aus allen Ecken und Enden den Staub hervor, dass grosse Wolken durch Zimmer und Gänge wirbeln. Die Überraschung des Tages ist die Gruppe «Ecoreuil». Gestern hatten diese lebhaften Franzosen Küchendienst. Oft sah man den Küchentiger mit Schürze und Kelle den Knaben durch Hof und Haus nachjagen, immer waren sie in alle Winde zerstreut und flohen den «service de la cuisine». - Wie sollte es wohl heute herauskommen? Eine gründliche Reinigung des Waschraumes, der Dusche und der Toiletten war ihre Aufgabe. Kaum hatten sie den Befehl erhalten, zerstoben sie mit dem Ruf «aux armes citoyens!» in alle Himmelsrichtungen. Nun ging der Höllentanz los! Mit blindem Eifer stürzten sie sich in die genannten Räumlichkeiten und Heimlichkeiten, um scheuernd, fegend, putzend und spritzend der dunkeln Geister Herr zu werden. Plötzlich streckten die kleinen Heinzelmännchen die Köpfe zusammen und lauschten dem Ratschlag eines Kameraden. Ihre Putzmittel liegenlassend, polterten die Buben die Treppe hinauf; nach wenigen Minuten kollerten und purzelten sie übermütig wieder herab. Sie hatten die Uniform mit der Badehose vertauscht, und so hoben sie den edeln Wettstreit wieder an. Mit Besen, Strupper, Bürste, Lappen, Kesseln und einer Unmenge Wasser fegten sie, bis alles blitzblank, doch triefend vor Nässe da lag. Sie plätscherten im Wasser herum, putzten die Ab-



laufe, wuschen Türen und Wände und tobten im W.C. So ging die Arbeit stundenlang immer weiter, bis endlich die Lagerleitung schmunzelnd dem Spiel ein Ende setzte und das verdiente Lob austeilte, das den jungen arbeitsfreudigen Französlein noch lange Zeit die Herzen höherschlagen liess. R. G.

FLUMSERBERG

...he is nu ook een Vlaming!

Wir sind sehr überrascht, wie wir kurz vor dem Tag, an dem unsere Buben ankommen sollen, erfahren, die Kinderhilfe habe uns statt der gemeldeten Franzosen Belgierknaben zugeteilt, fast lauter Flamen. Besonders entzückt sind wir nicht davon, und leise Zweifel steigen in uns auf. Was werden die Pflege-Eltern sagen, wenn ihnen ein Gast ins Haus kommt, dessen Sprache sie nicht verstehen, dem sowohl Schweizerdeutsch als auch «Français fédéral» gleich fremd sind? Wie sollen wir Führer, die doch sechs Wochen lang mit den Buben Zusammenleben werden, uns mit ihnen verständigen? Nun, von den Gastgebern hat keiner reklamiert, und wir haben uns ganz ordentlich aus der Sache gezogen. Eine Reaktion allerdings hat's doch gegeben: Wie ich, stolz auf meine «einzigartige» Idee, ein flämisches Wörterbuch erstehen will, da schlägt der Buchhändler verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen, dann murmelt er resigniert: «Auch Sie! Was ist passiert, warum bloss will auf einmal alle Welt flämische Wörterbücher kaufen? Wir haben keines, und es gibt auch keines!»

Einer hat aus Belgien einen Dictionnaire mitgebracht, und den bekomme ich zufällig in die Hand. Wahllos blättere ich darin, picke da und dort ein Wort heraus, wie Rosinen aus einem Kuchen: strijkijzer - Bügeleisen; stromversnelling - Stromschnelle; waterval - Wasserfall. Das genügt für's Erste, anspruchvoll bin ich nicht.

Bei Tisch: Unaufhörlich und mit grossem Eifer plaudert der muntere Jozef. Im Hochgefühl meines Wissens werfe ich ihm den «waterval» an den Kopf. Eine Beule hat der Schlingel davon nicht bekommen, wohl aber bleibt ihm der Bissen im Halse stecken. Mit kugelrunden Augen schaut er mich an, und plötzlich ist der sprudelnde Quell versiegt. Darob Staunen und Heiterkeit bei der gan-

zen Schar: «Jozef spreek als een waterval!» So ist aus meinem armseligen Wort ein wohlgeformter Satz geworden, den ich mir merken will!

Die Küchenpatrouille ist daran, Kartoffeln zu schälen, nein, «aardappelen te schelen». Ich frage: «Met het strizkijzer?» «Nein,

Theta, met het mess». Also nicht mit dem Bügeleisen werden die Kartoffeln geschält, sondern «met het mess», mit dem Messer. Wieder ist mein Wortschatz um ein Kleinod reicher geworden. So habe ich zwanzig fröhliche und geduldige Lehrer, und ich weiss nicht, wer mehr Freude hat, wenn mir hie und da ein fehlerfreies Sätzchen gelingt, ob sie oder ich.

Eines Tages kündigt Chef Cosa einen Wettbewerb an. Die Ruhe beim Essen, die Ordnung im Kantonement, die Stille nach dem Lichterlöschen werden bewertet. Vor dem grossen Bogen Papier, auf welchem in wohlgesetzten Lettern zu lesen steht: «Prijskamp der Patrouilles», finden täglich lebhaftere Konferenzen statt. Immer wieder schauen die Bürschchen nach, ob nicht am Bäumchen der eigenen Patrouille ein neues Blättlein spriesse, denn so viel Blättchen, soviel Punkte. Es ist unverkennbar: das Fähnlein «De Vlamsche Leeuw» eilt den andern weit voraus. Ihm wird denn auch der Preis, die wundervolle Torte, zugesprochen. Für mich aber kommt ein grosses Staunen. Feierlich überbringt mir eine Abordnung des «Flämischen Löwen» einen Brief in verziertem Umschlag, wohlversiegelt:

Uitnoodiging

*De patrouille «Vlamsche Leeuw» noodigt
U uit, om met hem eene kleine wandeling
te maken dezen namiddag.*

Ondertekend: De Vlamsche Leeuw.

Was auf dieser «wandeling» geschehen wird, soll eigentlich tiefstes Geheimnis hleiben, aber Jozef kann den «waterval» nicht meistern. Unter dem Siegel tiefster Verschwiegenheit anvertraut er mir das Mysterium: die Torte soll verspiesen werden! Wohl ist sie etwas ramponiert von der Reise mit dem Postauto von Flums nach Tannenheim, sind die schöngeschweiften Ornamente aus süsser Crème zerdrückt, hat das edle Rund der lockenden Scheibe durch den Transport im Rucksack gelitten – was tut's? Herrlich schmeckt er doch, der Leckerbissen! So wunderbar mundet er mir, dass ich

urplötzlich eine leichte Zunge habe und eine grosse Rede halte – auf flämisch! Es ist ein Kauderwelsch, komisch anzuhören, ein Gemengsel aus flämischen Brocken, französischen und deutschen Wörtern, und doch, welche Wirkung! Von nun an ist das Französische fast ganz aus meinen Gesprächen mit dem «Vlaamschen Leeuw» verbannt, verschwunden aus der Unterhaltung mit den «Vossen» und den «Koekoes». Wir sprechen nur noch flämisch!

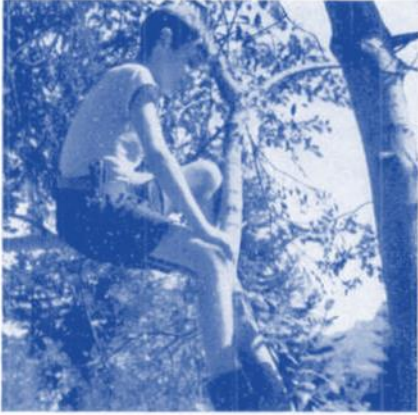
Ich liebe zwar das Wörtchen «toll» keineswegs, das heute als modisch-törichter «Über-Superlativ» so verschwenderisch gebraucht wird, aber wenn ich an unser Belgierlager in Flums zurückdenke, gerate ich unwiderstehlich in Versuchung, es selbst anzuwenden. «Toll» waren all unsere Erlebnisse, «toll» unsere ersten Verständigungsversuche, am «tollsten» aber die Briefe und Karten, die nach Belgien wanderten. Wie heisst es doch von der Wolfsführerin Reuel und von Theta, dem «Mädchen für alles»: «Het sijn hier eene wolfjesleidster, die heet Eva, en ook een skaut, de heet Theta, dat sijn Adam en Eva . . .» Ist es nicht erfreulich, dass Karel, pardon, «Slang» (Schlange) nach Hause berichtet: «Wij hebben nieuwe cheffen, die hebben dat eten klaar gemaakt, en ik heb mijne buik vol geeten. Het is hier goed». Hätte der Erfinder des Bircher muesli unsere Buben beim Müeslichmaus gesehen, das Herz hätte ihm im Leibe gelacht. So grossen Eindruck hat diese Götterspeise gemacht, dass «Gier» (Geier) seiner Mutter das Rezept sendet: «Melk – havervlokken – appelen rapsen – abrikosen fijn snijden zonder steenen, mar niet koken. Darnaa allet zeer goed roeren. Geef dat als eten, tegen dat ik 't huis kom...» Und wovon hat wohl «Wilden kat» (Wildkatze) geträumt, vom Boxballturnier, vom Bogenschiessen oder vom Kasperltheater? Lebhaft muss es auf jeden Fall zugegangen sein, sonst könnten jetzt nicht seine Eltern erfahren: «Ik heb van de nacht uit mijn bed gevallen!»

War das ein bisschen zuviel Flämisch? Hätte ich es übersetzen sollen? Ich glaube nicht. Es kommt ja nicht auf die wörtliche Bedeutung der Sätze an und auch nicht auf die korrekte Orthographie, und dass Freude, Begeisterung und Zufriedenheit der «jongen bergbeklimmers» aus allen Briefen sprechen, können wir unschwer erkennen!

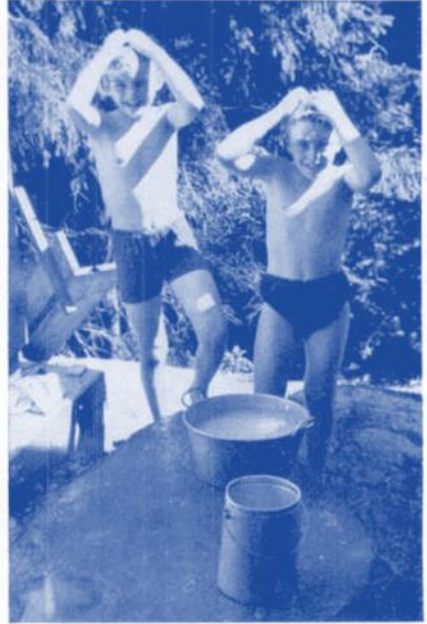
Nur zu schnell geht, nein, fliegt die Lagerzeit ihrem Ende zu, und schon ist der Augenblick da, wo wir zum letzten Mal den Halb-



Kleine Belgier



FLUMSERBERG



kreis um den Fahnenmast bilden. Chef Rozi spricht in französischer Sprache zu den Wallonen, und heute setze ich meine Ehre darein, seine Worte für die Flamen zu übersetzen. Noch einmal erklingt die «Brabançonne», und zum letzten Mal gleiten die Fahnen von der Höhe des Mastes hernieder.

Längst schon ist unser belgisches Abenteuer in die Vergangenheit versunken, haben sich meine bescheidenen flämischen Kenntnisse wieder verflüchtigt, aber immer noch bin ich stolz auf das Lob, das mir die Buben eines Tages spendeten: «Theta is keen Zwitserman mehr, he is nu ook een Vlaming!» P.

Unser täglich Brot

Die Fahnen stiegen lustig flatternd im Morgenwind. Das ganze Lager war im Halbkreis versammelt. Der Führer sprach mit ernster Miene: «Gestern Abend fand ich ein Stück Brot in einer Ecke liegen. Wir müssen dankbar sein, dass wir genügend Brot zu essen haben. Das kommt nicht mehr vor, das ganze Lager ist dafür verantwortlich.»

Einige Tage vergingen, da lag doch wieder ein Stücklein am Boden. Wir Führer berieten: Wie soll dies bestraft werden? – Nur zwei statt, wie üblich, vier Butterbrote zum z'Morgen. «Das darf man nicht! Alles, nur das nicht», wendeten einige ein. – Die Meinung des Lagerleiters drang aber durch: Hier handelt es sich nicht um irgendein Vergehen, sondern um *das Brot*, das soll jedem Buben deutlich zum Bewusstsein kommen!

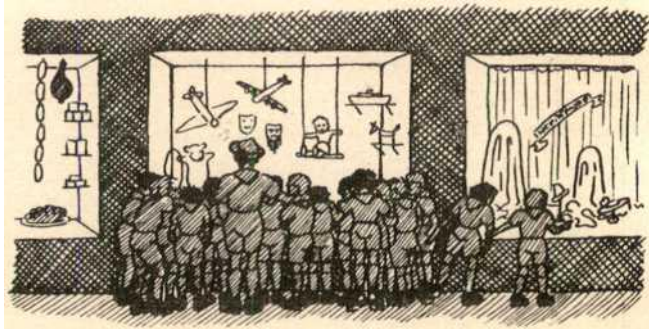
Ich sah das ein. Da ich aber doch kein ganz gutes Gewissen hatte, ging ich spazieren, während die Buben schuldbewusst die zwei Butterbrote kauten. Als ich zurückkehrte, waren Teller und Tassen leer, nur an meinem Platze warteten geduldig noch zwei «tartines». Ich nahm einen Schluck Kaffee und fragte dann: «Qui .a encore faim?» «Oh, moi, chef, moi!» rief die ganze Tischgemeinschaft wie aus einem Munde. Ich legte meine Brote kurzerhand in die Teller der zwei Vorlautesten... und sie stürzten sich mit Hurra-gebrüll darauf. .. Nein, falsch geraten, sie sahen mich erstaunt an. Ich unterbrach die ungemütliche Stille: «Je ne les veux pas». Da ging's los: «Non, chef, non, je ne la prends pas, tu aimes les tartines, je le sais!» – «Oui, oui, mais ...» – «Oh non, chef.

tiens!» Schon lagen die Brote wieder in meinem Teller. Ich hiss voller Wonne hinein, so gute Butterbrote hahe ich noch nie verschlungen!
C.

BEATENBERG

André war einer der stillsten in unserm Lager. Oft, wenn seine Kameraden johlend herumtollten, stand er abseits und schaute mit grossen Augen verwundert zu. In seinem kleinen Kopfe steckte wohl nicht sehr viel. Sein Mund stand meistens ein wenig offen, und seine Krawatte trug er regelmässig jeden Morgen von neuem verkehrt. Aber er war ein lieber, unauffälliger kleiner Kerl.

Einmal überraschte ich ihn, wie er zusammengekauert in einem stillen Winkel sass und in einer alten, ledernen Brieftasche kramte. Als ich mich über ihn beugte, zog er gerade eine grosse Photographie hervor, auf der einige junge Burschen zu sehen waren. André bemerkte mich und sagte nur leise, indem er mit seinem dünnen Zeigefinger auf einen der Männer wies: «C'est mon frère, il est tombé à la guerre.» Der junge Mensch konnte nicht viel mehr als zwanzig Jahre zählen. Für Frankreich hatte er sein Leben hingegen. Ich sagte einige tröstende Worte zu André, um ihn aufzuheitern. Doch er war nicht trauriger als sonst, er weinte nicht, seine grossen, fragenden Augen blickten mich an wie immer. Ich nahm ihn mit mir zu den Kameraden, zu frohem Spiel, zu Scherz und Freude, zu kindlichem Jubel. Das Leben ging weiter . . . aj.



*La ville! Ist sie nicht wunderbar?
Von solchen Wunderdingen
ist unsre kleine Bubenschar
kaum wieder wegzubringen.*

KILCHBERG BEI ZÜRICH

Strahlende Augen

Maurice blinzelt oft; er hat keine Brille mehr. Der böse Krieg hat sie ihm zerschlagen. Nichts hat ihm die wütende Furie gelassen. Sein Haus hat sie innert weniger Sekunden in Trümmer gelegt. Seinen Vater haben ihm die fremden Soldaten genommen und seine Mutter - ja, seine Mutter hat kurz darauf eine schwere Krankheit dahingerafft.

Seine ganze erdrückend schwere Leidensgeschichte rollt der Kleine vor meinen Augen ab. Die seinen netzt keine Träne; misstrauisch fragend sehen sie mich an. Ich bin erschüttert, ich möchte helfen.

Können neue Kleider Wunden heilen? - Maurice nimmt sie und dankt; doch seinen matten Blick erhellt kein Flackern.

Er dankt für das schöne Taschenmesser mit der guten Schweizerklinge. Er probiert sie eifrig aus. Doch keine Begeisterung bannt die Wolken von der kleinen und doch schon so alten Stirne.

Maurice sieht schlecht, doch er schweigt. Er hat zu viel gelitten, um noch zu klagen. Könnte ihm eine neue Brille den Genuss des vollen Augenlichtes wieder verschaffen?

Augenarzt und Optiker tun ihr Bestes. - Hinter zwei dicken Gläsern strahlen mich zwei Kinderaugen an. Sie strahlten in einem Glanz, der mir mehr bedeutet als Dankeswort und für alle Zeiten sich in mein Herz eingepägt hat. Strahlende Kinderaugen ... R.Z.



*Em ganz besonderer Festtag war
das wieder einmal, heute.
- Aus ihren Träumen sieht man klar,
was Alle so erfreute.*

UNTERÄGERI

Wir sitzen im Zug nach Genf, um unsere Buben zu holen. Eine Frage beschäftigt uns: Können wir mit den Buben einen Pfaderbetrieb aufziehen, wie wir es von unseren Lagern her gewohnt sind? Lassen sie sich begeistern von unseren Methoden, oder nehmen sie einfach alles hin ohne selbst mitzumachen?

Am nächsten Tag fahren wir mit ihnen von Genf weg. Wenn ich die mir anvertrauten Buben anschau, wage ich nicht, einen Vergleich mit unseren Pfadern zu ziehen. In zerlumpten Kleidern sitzen oder stehen sie auf den Bänken, schauen durchs Wagenfenster, schlafen oder raufen miteinander. Bereits hat sich einer verletzt, ein anderer klagt über Magenschmerzen. Wenn ich ins Abteil trete, verstummen sie und schauen mich fragend an.

Ich rufe sie zusammen. Jeder erhält ein Foulard um den Hals und einen Zöttler auf den Kopf. Die Stimmung steigt merklich. Dann erzähle ich, was wir alles vorhaben. Besonders das camp-scout interessiert sie, der Tagesbetrieb, die Spiele, die Ausflüge. Als sie hören, dass jeder eine Uniform erhalten wird und wir fünf Wochen lang allein miteinander leben werden, da erreicht ihre Begeisterung den Höhepunkt. Tausend Fragen stellen sie, und bald stimmen sie eines ihrer schönen Lieder an.

Vor Olten kommt eine Rotkreuzschwester in den Wagen und bittet uns auf Französisch, in Olten Gepäck von den hintersten in die vorderen Wagen zu tragen. Ein Bub hört es und bittet mich, helfen zu dürfen. «Auf keinen Fall» denke ich mir, «ihr bleibt bei-einander und dürft den Wagen nicht verlassen». Es freut mich aber sehr, dass Jean-Pierre helfen will und in Olten sage ich zu ihm: «Viens avec moi». Ich kann nicht beschreiben, mit welchem Stolz und Eifer Jean-Pierre, ein zukünftiger sous-chef, sich an meiner Seite durch die vielen Leute schlängelt und Koffern tragen hilft. Nicht mit Worten, mit seinem Blick dankt er mir dafür, dass er mitkommen durfte.

Etwas Bedeutungsvolles hat mich diese kleine Episode gelehrt: Am rechten Ort anpacken müssen wir die Buben; wir gewinnen ihr Vertrauen und ihre Begeisterung dadurch, dass wir ihnen etwas Verantwortung überlassen und sie ernst nehmen. A. Z.

LIESBERG BEI LAUFEN

Endlich war der Tag da! Wie hatten sich die Franzosenbuben auf den 1. August gefreut, auf die schweizerische «fête nationale», die es gebührend zu feiern galt! Tagelang hatten sie mit unermüdllichem Eifer Holz gesammelt, hatten ganze Baumstämme in die kleine Waldlichtung geschleppt, von der aus am Abend ein gewaltiges Feuer ins Tal hinaus leuchten sollte. Immer höher hatte sich der Holzstoss getürmt, und als das Werk endlich vollendet war, versicherte manch einer der kleinen Gäste, er habe noch niemals in seinem Leben einen so mächtigen «bücher» gesehen! Und noch mussten wir unsere Augustfeier auf den nächsten Abend schieben.

Ein klarer Sternenhimmel wölbte sich über der vollzählig

sammelten «Troupe de Liesberg», als die ersten Flammen ins dürre Holz fuhren. Ehrfurchtsvoll und stolz ob ihrer Leistung staunten die Söhne des Midi in die hellen Flammen. Der «chef de camp» erzählte von den alten Eidgenossen, vom Bund auf dem Rütli und von Wilhelm Tell, von den Freiheitsfeuern, die seit 650 Jahren das Symbol der schweizerischen Unabhängigkeit darstellen. Wie auf Geheiss erklangen zu dieser Stimmung die Glocken im nahen Dorfe.

Da war mit einem Male Pferdetrappel und Karrengerassel zu vernehmen, und erregte Rufe ertönten in nächster Nähe. Im allgemeinen Lärm konnte bald ein kräftiges Stampfen und Schnauben unterschieden werden, und aus dem Dickicht heraus tobte der Kommandant der lokalen Feuerwehr! Sichtlich erregt überblickte er nach Worten ringend die Situation. Er, der sich mutig in den lichterloh brennenden Hochwald zu stürzen wähnte, sah ein harmloses Pfadfinderfeuer vor seinen Augen!

Die Ersten, welche die Fassung wieder fanden, waren unsere Franzosenbuben. Als ob nichts geschehen wäre, stimmten sie die vertraute Melodie des Lagerliedes an; Venner und Führer fielen ein, und laut schallte es in die Welt hinaus: «Voilà, Liesberg appelle ...» - Über das bärbeissige Antlitz des Kommandanten zog ein Lächeln, und nicht lange dauerte es, bis auch er leise mitbrummte!

Dann trat er an den Waldrand und rief mit Donnerstimme auf die Strasse hinunter, wo seine Getreuen samt allen Gerätschaften

ihrer Aufgabe harrten: «Ganze Feuerwehr, Rückzug! Hier Kommandant!», worauf man die ganze Mannschaft mit Karren, Spritzen und Rossen wieder abziehen hörte. R. S.

Geburtstag Im Lager

Oh, quelle grande émotion j'ai eue le jour de mon anniversaire. Le matin tous mes camarades m'ont souhaité une bonne et heureuse année à la fois. Il y a eu un bon repas... alors une grande surprise m'attendait, que j'ignorais. Le chef leva le bras; aussitôt un grand silence régna. On me fit mettre au milieu de la pièce et le chef me cachait les yeux. On ouvrit la porte et j'entendis un bruit de charrette qui venait. D'abord je croyais que c'était une farce, mais que vois-je devant moi? Un spectacle vraiment inattendu! Une charrette et dessus une bougie, que j'ai vue la première, puis des colis et 5 petits paquets. Je n'en croyais pas mes yeux. Il y avait dessus un paquet long et large. J'ouvris avec un peu de curiosité! C'était un gros gâteau. Je ne savais pas de quel côté me tourner. Je ne croyais pas que mon anniversaire soit si bien fêté et je fus très content de le passer en Suisse. *Jean*

GOSSAU

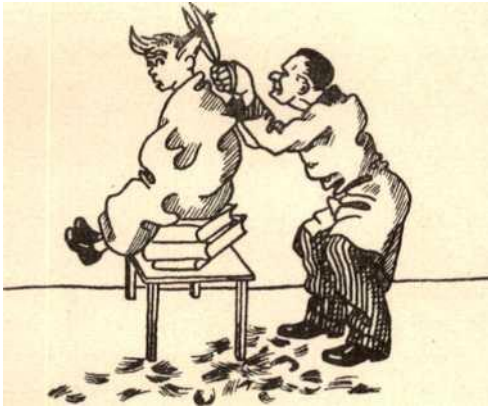
Inspektion

Warm scheint die Sonne auf den weiten Platz und brennt auf die Köpfe der zur Inspektion angetretenen «Scouts de France» von Gossau. Am schlanken Mastbaum hängen noch schlaff und träge die Schweizerfahne und die Tricolore brüderlich vereint.

Die Chefs durchstreifen prüfend und kontrollierend das Haus und entscheiden, welcher Patrouille als der ordentlichsten und diszipliniertesten die Ehre zufalle, die Fahnen aufzuziehen. Die «Chamois», bisher stets das erste Fähnlein, haben vergessen, in ihren Kleiderschränken zum Rechten zu sehen; auch im Essraum, dessen Reinigung ihnen aufgetragen wurde, liegen noch Papierfetzen und Brotkrumen herum. Die «Pies» dagegen haben ihre Waschsüsseln nicht sauber ausgespült und auch das Treppenhaus nicht gefegt, wie sie angewiesen worden sind. Die «Renards» gaben sich von allen Fähnlein die grösste Mühe, wie der Grand-chef freudig bemerkt: sie sollen heute die Palme erringen!

In feierlicher Stille, während die Augen aller Franzosenbuben auf den Lagerleiter gerichtet sind, wird das Ergebnis verkündet. Stolz ziehen die «Renards» die beiden Fahnen am Mast empor, und unmittelbar nachher eilen die Gruppen fort in den nahen Wald, um in fröhlichen Kampf spielen ihre Kräfte zu messen. Die «Chamois» freilich lachen nicht wie die andern Buben; sie scheinen sich mit ihrem Los, einmal nicht das beste Fähnlein zu sein, nur schwer abfinden zu können.

Mit feurigen Wangen, schwitzend und nicht gerade sauber, kehren sie mittags wieder ins Haus zurück, wo die nimmermüden Küchentiger bereits die Suppe in die Teller geschöpft haben. Hungrig setzen sich die Bürschlein an die Tische; einer der Sous-chefs spricht das Dankgebet, und eben will der Lagerleiter mit dem Ruf «Bon appétit!» das Mahl eröffnen. Da kommen atemlos und voller Eifer die «Chamois» ins Zimmer gestürmt, lachend und guter Dinge. Wegen ihrer Verspätung zur Rede gestellt, sind sie um eine Antwort nicht verlegen: «Oh, on a fait s-eulement un peu l'ordre dans le cantonnement des chefs, et ça a causé assez de travail!» J. K. L.



*La mèche - das heisst: die Lockenpracht -
ist leider auch zum Zweck gemacht,
der Laus und anderem Getier
zu dienen als ein Jagdrevier.
Die Hygiene ist dagegen,
und Hygiene ist ein Segen,
drum bietet demutsvoll den Kopf er
und bringt ihr dieses grosse Opfer.*

VILLA STORY BEI ST. MORITZ
2 Erholungslager: Mai/Juli Franzosen- und Belgierbuben
- August/Oktobre kleine Elsässer

Eine Schulstunde

Nach dem Fahnenaufzug versammeln sich die drei Klassen. Es wird gar nicht schulmässig still, wenn der Lehrer eintritt. Schliesslich ist er ja nur ein älterer Pfaderkamerad. Man singt also fröhlich weiter, in vielen Tonarten. Ich versuche, sie auf eine Melodie zu vereinen; so entsteht unser Eröffnungslied. Dann kommt La Fontaine an die Reihe. Wir lernen auswendig, sprechen im Chor oder wetteifern, wer die Fabel von der Cigogne am schönsten vortragen könne. Wir schreiben schwierige Wörter an die Wandtafel, konjugieren und deklinieren sogar zur Abwechslung.

Ich rufe Makabo nach vorn, damit er mir ein Wort richtig schreibe; er hat nicht aufgepasst, kann heute keinen Moment stillsitzen, macht immer Sprüche und Witze und stört den Unterricht. So schicke ich ihn in die Küche, damit er dort Kartoffeln schälen helfe. Bald kommt der kleine Schlingel triumphierend zurück und meldet unter dem Gelächter der Klasse: «Le cuisinier m'a dit qu'il ne faut pas peler des pommes de terre; est-ce que je peux avoir le ballon pour aller jouer?» - Diesmal muss ich eine Pause einschalten, während der ich persönlich mit Makabo dem Cuisinier einen Besuch abstatte, damit der kleine Schlingel endlich die Küche findet!

Nach diesem Zwischenspiel arbeiten wir weiter. Am Schlusse lese ich eine kleine lustige Anekdote vor, auf die sich alle freuen. Sobald die Stunde abgelaufen ist, stiebt die ganze Meute auseinander, in den herrlichen Bergwald hinaus, um sich mit Ball oder Leiterwagen und was sonst nicht niet- und nagelfest ist, herumzutummeln bis zum Mittagessen. Mit Makabo aber hole ich das Versäumte nach, da er es besonders nötig hat, kann er doch kaum seinen Namen schreiben. *M. H.*

Le magasin est ouvert!

Jeden Abend tönte dieser Ruf durchs Haus und übte eine grosse Anziehungskraft auf seine Bewohner aus. Fast eine Stunde lang blieb der «Laden» geöffnet, und wer etwas an Kleidern oder



Beinwil am See

SPORT IN ST. MORITZ



Kravattenraub

Wo läßt sich schöner spielen als im Zelt?





LAGERLEBEN IN ST. MORITZ



Spiessbraten



MORON



andern wichtigen Sachen nötig hatte, durfte sich melden. Die «Kunden» standen Schlange vor dem Vorratsraum, und jeder wollte recht schnell drankommen und möglichst viel ergattern. Es ging meist lange, bis jeder alles beisammen hatte, aber es muss für die Buben ein Vergnügen gewesen sein, einmal nach Herzenslust auswählen zu können. Ganz Schlaue wollten mit ihren Stücken einfach Reissaus nehmen, aber halt, erst wird noch Buch geführt über das herausgegebene Material. Diese Kontrolle verhinderte das Hamstern.

Dem kleinen Pierre ist dies zwar doch gelungen. Am Schlusse des Lagers entdeckte man bei ihm das reinste Warenlager; vom Schubbandel bis zur Zahnbürste war alles vorhanden. Etwas verschämt gestand er, damit seine Geschwister beschenken zu wollen; seine einzige Sorge sei das Beschaffen der nötigen Koffern und Schachteln.

Heute meldet sich Gérard, um ein neues Hemd zu beziehen. «Für Sonntag», erklärt er. Es tut mir leid, aber ich kann ihm noch keines geben, er besitzt ja noch saubere Hemden. Ich versuche, ihm zu erklären, dass seine Kameraden solche nötiger haben. Gérard geht und es sieht aus, als würde er begreifen. Aber am andern Tag kommt er wieder und bittet, die vielen schönen Hemden wenigstens ansehen zu dürfen. Das mit den grauen Streifen gefällt ihm besonders gut. Nun fragt er jeden Tag darnach und bleibt beharrlich bei seinem Wunsch. Er probiert's mit Schmeicheln und Betteln, und als das nichts nützt, hilft er während der ganzen Woche mit Feuereifer bei den Hausarbeiten mit. Und den Schluss der Geschichte kann man sich leicht ausdenken: Die geplagte, gutmütige Führerin kann nicht widerstehen, und Gérard trägt am Sonntag sein neues Hemd. H. B.

Glück und Trauer

Wieder einmal kommt die Post mit einem Brief des Roten Kreuzes. Wir möchten den kleinen Léon davon benachrichtigen, dass sein Vater aus der langjährigen politischen Haft gesund zurückgekehrt sei. Wir gratulieren ihm, und seine Kameraden freuen sich mit ihm. Der kleine Léon weint vor Freude. Ob er wohl den Vater noch kennen werde, wenn er heimkomme, fragt er.

Bernard ist traurig. Er erklärt, dass er von zu Hause einen Brief bekommen habe, worin ihm die Mutter schreibe, dass sein Vater

vielleicht im Himmel sei. Der Knabe hat die Andeutung verstanden. Er erklärt mir, er sei sicher, seinen Vater nicht wieder zu sehen; die Mutter wage ihm nur noch nicht alles zu sagen. Telegraphisch erlangen wir die Bestätigung der traurigen Kunde. Der Vater des armen Bernard war bei der armée blanche. Dies musste er mit dem Leben bezahlen. *H. M.*

BEINWIL AM SEE

Als Venner im Erholungslager

Wenn ich an die Tage des Erholungslagers zurückdenke, dann erinnere ich mich an eine herrliche Zeit. Wie schön war unser Verhältnis mit den Franzosenbuben! Wir hatten sie alle ins Herz geschlossen, und auch die kleinen Gäste gewannen uns als ihre Kameraden lieb. Wie schön schrieb mir doch letztthin Francis in seinem Brief aus seiner Heimat: «Je languis pour te revoir à 1947 au Jamboree à Paris, car tu étais notre ami et notre chef, et tu l'es encore et tu le seras toujours.»

Die Buben hatten nichts anderes gekannt als Krieg und Hass, und es ist erstaunlich, wie rasch sie den Sinn unerer Lagergemeinschaft erfassten. Ein besonders schöner Tag im Lager war wohl jener Sonntag, an dem wir eine Lagerolympiade durchführten. Ein lustiger Postenlauf löste allgemein grosse Freude aus. Ein Erlebnis war für die Buben ein internationales Fussballturnier, an welchem auch die Pfader der Abteilung Hallwil teilnahmen. Über dem Platz wehten die Tricolore und die Schweizerfahne. Operateure waren zur Aufnahme bereit! Es herrschte eine richtige Länderkampfstimmung. Ein Pfiff, und schon ging der Kampf los. Wie Löwen stürzten sich die Kleinen auf den Ball. Im Final schlug die französische Auswahlmannschaft die beste Schweizergruppe.

Wie schön war auch jener Tag, an dem wir mit unseren Buben die Vorstellung des Zirkus Knie besuchten. Wie leuchteten damals die 35 Augenpaare, als die Knaben auf der ersten Reihe Platz nehmen durften!

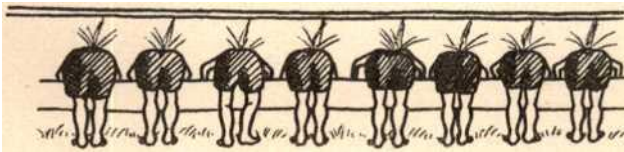
Jene Tage, die ich im Lager verleben durfte, gehören zu den schönsten meines Pfadfinderlebens. Es waren Ferien, an denen wir eine innere Befriedigung fanden; wir durften Helfer sein an einem grossen Werk des Friedens und der Nächstenliebe. *P. B.*

Es lächelt der See...

Der blaue Beinwilersee grinste nur geringschätzig, als sich ein Dutzend quecksilbrige, junge Franzosen an seinen Gestaden versammelte, um dessen Insassen mit Ruten und Angeln in die Bratpfanne zu befördern. Auch die Knaben schienen vorerst wenig Geschmack an dem philosophischen Sport zu finden. Den muntern Fischlein im Wasser soll die Sprache der neuen Fischer recht komisch vorgekommen sein; jedenfalls schwammen sie neugierig gegen das Ufer zu; doch sehr zu ihrem Nachteil. Da wurde plötzlich ein weissbäuchiges Fischlein hoch durch die Luft ans Ufer geschwungen. Gab das eine Aufregung unter den kleinen Fischern! Die meisten liessen ihre Instrumente sofort liegen und umringten bewundernd den glücklichen Fänger. Doch es ging nicht lange, und ein zweites Fischlein wurde ans Ufer gezogen. Aufregung und Spannung waren grenzenlos. Fische und Buben zappelten um die Wette. Der kleine Claude hatte in der Hitze des Gefechtes seine Rute schwungvoll in den See hinausgeschleudert, François versuchte seine Angel aus dem Erlengebüsch freizubekommen und René zog sich den Widerhaken samt einem Stück Tuch aus den Hosen. In dem allgemeinen Tumult hätte nicht viel gefehlt, dass alle Buben ins Wasser gerutscht wären und die Fische sie herausgezogen und gebraten hätten.

Zwei Stunden dauerte das aufregende Vergnügen. Dem Beinwilersee verging sein spöttisches Lächeln mehr und mehr. Zweiundachtzig weissbäuchige Fische, grosse und kleine, wanderten schliesslich in Einerkolonne zum schmackhaften Z'vieri in die fett-sprudelnde Bratpfanne und wurden von ihren Besiegern mit lautem Schmatzen verzehrt.

A. Z.



*Nachdem dies alles so geschah,
stehn alle hitzig und verschwitzt
am Brunnentrog geordnet da
und werden wieder kühl gespritzt.*

SCHLOSS HARD AM BODENSEE

Die träumerische Stille war vom leerstehenden Schloss am Süd-
rande Ermatingens gewichen, und auch der Park wurde von mun-
terem Gesang und lautem Geschrei aus seiner Ruhe aufgeschreckt.
Besorgte Führer versuchten eine wilde Bubenschar in weiten Gän-
gen, Hallen, Zimmern und Kellergewölben aufzustöbern und bald
mit lockender, bald mit befehlender Stimme zu sammeln. Der grosse
Garten bot gar herrliche Verstecke, und nur im Dachstock brauchte
man die nordfranzösischen Wildfänge nicht zu suchen, denn dort
flatterte hie und da eine Fledermaus unruhig durch das Halbdunkel.

«Ornig mues here», sprach der streng durch die Brillengläser
blickende Lagerleiter, denn verschiedene Vorkommnisse des ersten
Lagertages liessen ein schwieriges Zusammenleben ahnen. Waren
nicht die Panthères, eh' der Gruppenführer recht um sich geschaut,
in den Schlossbach gesprungen, um flink nach den erschrockenen
Forellen zu haschen? Auch die Tigres waren ihrem Führer durch-
gebrannt. Er fand sie auf dem Privatbadeplatz einer Familie am
See wieder, die sich wie von einem Hunnenschwarm überfallen vor-
kam. Bereits hatten sich die Knaben ausgezogen, rannten auf dem



*Qu'est-ce que ça veut dire, das Holzplakat?
Geht das uns etwas an?
Wir nehmen jedenfalls ein Bad
und sagen: Nix verstahn!*

Plätzchen umher, stürzten sich auf die Liegestühle, rissen Badetüchlein herunter und zogen sich eiligst wieder an, als einer rief: «Le chef!» - Dass die Loups im Walde bedenkenlos freveln und die Hiboux mit Steinen und Stecken das unreife Obst von den Bäumen herschiessen wollten, war vor auszusehen.

Also sammelte der Leiter am Abend die Rangen und erzählte ihnen vom Schloss, von den Rittern und ihren Gesetzen, aber auch von den Pfadern, von Höflichkeit, Wahrheit, Gehorsam und Arbeitsfreude, bis jeder der Kleinen mitlebte. *W. Sch.*

Krieg im Frieden

Die ersten schmalen Strahlen der Sonne blinzeln über den Horizont ins Zimmer. Vom anliegenden Führerzimmer hört man ein langgezogenes Schnarchen, ein sicheres Zeichen, dass die Tagwache noch einige Zeit auf sich warten lässt. Doch plötzlich geht ein furchtbarer Lärm los, und bis ich mir endlich meine schlaftrunkenen Augen ausgerieben habe, ist die schönste Tannzapfenschlacht in unserem Zimmer ausgebrochen. In einer Unzahl sausen sie hin und her, an meinem Kopf vorbei an die Wand, die Geschosse, die die Schlingel trotz aller unserer Vorsicht gestern Abend ins Zimmer geschmuggelt haben. Das Schnarchen im Führerzimmer bricht plötzlich ab und macht einem noch lauterem Lästern Platz. Ob dieser



unerwarteten Wendung flaut die Schlacht ab. Doch nicht lange, so geht's wieder von neuem an, bis die entsprechende Reaktion vom Führerzimmer her die erregten Gemüter doch langsam zu beruhigen vermag. Endlich gibt's Tagwache, das Clairon ruft zum Aufstehen. Überall liegen auf dem schönen Parkettboden Reste von krepiereten Geschossen, und einige Staubschwaden, die in der Sonne tanzen, zeugen von einer wilden Schlacht. K. S.

JENINSERALP OB MALANS

*Zum Andenken an unser Sorgenkind Claude
(Aus den Erinnerungen des Lagerleiters)*

Lieber, kleiner Bruder Claude,

In Gedanken spreche ich wieder einmal zu Dir, mein lieber kleiner Eigenbrödl, der Du nun wieder in Frankreich weilst.

Wie schnell sind die drei Monate Deines Schweizer Aufenthaltes vorbei gegangen! Erinnerst Du Dich noch an jenen Freitag-Abend in Genf? Müde von der langen Reise läget Ihr nach dem Nachtessen auf den Feldbetten, 100 Buben in einer grossen Garage, aber ans Schlafen dachte keiner. Zu viel Neues hattet Ihr gesehen und erlebt, und zu sehr hielten die Ungewissheit und gleichzeitig die frohe Erwartung über Euer Schicksal in den nächsten drei Monaten Eure Nerven in Spannung, als dass Ihr hättet ruhig daliegen können. Einige turnten auf den Rohren an der Decke herum, andere spielten «Fangis», und verschiedene vergnügten sich damit, ihren weinenden kleineren Kameraden die Betten umzukippen. Kurz, es war solch ein Lärm und ein Tosen in der von Staub nebelhaft undurchsichtigen Luft, dass sich die paar Schwestern vergeblich abmühten, Ruhe herzustellen. Diese Zirkusstimmung bildete den Hintergrund unseres ersten Zusammentreffens: Ihr, Buben aus ganz Frankreich, mit der Bemerkung «camp Scout» auf Euren Namenetiketten; wir, Pfadiführer aus der ganzen Schweiz, die nach Genf gekommen waren, um Euch abzuholen und als unsere Gäste heimzuführen, für sechs Wochen in ein gemeinsames Lager, für die übrige Zeit zu Pfadieltern.

Ihr und wir hatten diesen Augenblick voller Spannung erwartet, beiden brachte er Unbekanntes, Ungewisses: Wir standen vor einer

neuen Aufgabe und damit vor der bangen Frage: «Werden wir uns in ihr bewähren?» Wohl waren wir in der Organisation und Durchführung von Pfadilagern keine Anfänger. Aber was hat ein kurzes Lager mit Buben, von denen man jeden einzelnen und seinen Charakter genau kennt, welche schon vorher an ein Zusammenleben und gemeinsames Arbeiten gewohnt sind, und welche alle kleinen Notwendigkeiten durch einen liebevollen Nachschub von zu Hause erhalten, gemeinsam mit einem Lager mit fremden Buben, welche eine andere Sprache sprechen und eine uns unbekannte Mentalität haben, und wo man als Lagerleiter für den hintersten Schubhändler selbst sorgen muss? Trotz gewissenhafter Vorbereitung blieben genug Probleme, um eine nachlässige Selbstsicherheit zum Vorneherein auszuschliessen. Dagegen hatten wir alle den festen Willen mitgebracht, auch auf diesem Neuland ganze Arbeit zu leisten und Euch zu schönen, unvergesslichen Ferien zu verhelfen.

Für Euch war es besonders die Aussicht, einige Wochen in einem Lager verbringen zu müssen (wir sagen: dürfen!), welche Euch die Vorfreude auf Euren Schweizer Aufenthalt mit einem etwas bitteren Geschmack vergällte. Das Wort «camp» hatte in Euren Ohren keinen guten Klang. Es löste in Euch Zwangsvorstellungen

aus, vielleicht von den schrecklichen Lagern Gurs oder Drancy, von dröhnenden Kommandostimmen, roher Behandlung und einem Leben in der Zwangsjacke eiserner Disziplin hinter Stacheldraht. Die Vorstellung von einem Zusammenleben in der Gemeinschaft, von kameradschaftlichem sich Helfen und gegenseitiger ehrlicher Offenheit war Euch fremd und nur schwer fassbar. Eure Kameraden, welchen vor Euch die Freude eines Schweizer Aufenthaltes beschieden war, hatten Euch von den Schönheiten des Lebens in einer Privatfamilie erzählt. Warum sollte Euch dieses Glück gekürzt werden?

Wir waren daher kaum sehr erstaunt, dass Ihr uns nicht mit überschwenglicher Freude begrüsstet, sondern uns in eher gedrückter Stimmung, zum Teil sogar mit der Bitte empfiengt: «Chef, wir wollen nicht in ein Lager, Sorge dafür, dass wir nicht mit Euch kommen müssen!»

Umso mehr freuten wir uns dann am andern Tag darüber, dass die meisten von Euch bald sehr zutraulich und aufgeschlossen wurden. Die Reise nach Zürich war eine anstrengende Sache für uns.

So viel hattet Ihr zu fragen: Über die Gegend, die wir durchfuhren, über das Lager und über den Ort, wo Ihr am Zürichsee hinkämet. Bei jedem Halt mussten wir hinausstürmen, um die Wasserflaschen neu zu füllen, denn Euer Durst war riesengross. Auch an unsere Mägen stellte die Fahrt grosse Anforderungen, denn jeder von Euch hatte noch irgend etwas Essbares in seiner Tasche, und jeder wollte den neuen Chefs etwas bringen. Wir würgten alles gehorsam hinunter. Zwischenhinein zeigten wir Euch bereits, wie man bei uns Pfadi eine gemeinsame Mahlzeit beginnt. Wir sangen zusammen, und dann ergänztest Ihr alle das «hon» des Chefs mit einem lauten «appétit» und liesset Euch den ersten Schweizer Cervelat schmecken. So war die Reise recht fröhlich. Bereits in der kurzen Zeit des Beisammenseins hatten wir Führer Euch lieb gewonnen und die Gewissheit erhalten, dass unser Lager gelingen werde, d. h. dass wir aus Euch eine Gemeinschaft machen könnten und dass wir gut miteinander auskommen würden. Wir freuten uns richtig darauf, bis wir miteinander in die Berge fahren konnten.

Du wirst Dich wundern, lieber Claude, warum ich Dir das alles sage? Sieh, Du bist der einzige von Euch allen, dem unser Lager oben in der herrlichen Bergwelt der Jeninser Alp nicht so recht gefallen wollte. Das tat mir leid, denn es war unser Ziel, Euch alle dort glücklich zu machen. Ich bin froh, dass der Zufall es wollte, dass gerade Du in unsere Familie kamst und so mein kleiner Bruder wurdest. Wir lernten uns in dieser Zeit gegenseitig kennen mit allen unseren Fehlern und Vorzügen. Damit wurde es mir aber allmählich klar, warum nur Du das Gefühl hattest, es sei schade, ins Lager ziehen zu müssen und nicht bei den Pflegeeltern bleiben zu können. Ich will versuchen, Dich zu begreifen.

Du bist uns schon in Genf aufgefallen, denn Du stachst stark von Deinen Kameraden ab. Du bestauntest nicht wie sie alle die neuen, fremden Dinge, stelltest keine Fragen und warst nicht im Bahnhof um die verschiedenen Automaten herum kaum mehr zu halten. Auch während der Reise hieltest Du Dich still und abseits von den Kameraden.

Kaum warst Du bei uns, wurdest Du krank. Meine liebe Mutter pflegte Dich wie einen eigenen Sohn. Erst zwei Wochen nach uns kamst Du ins Lager. Deine Kameraden hatten sich unterdessen an das Pfadileben gewöhnt. Sie hatten sich, allen kleinen Anfangs-



Gloria in excelsis Deo

Oft haben wir es erlebt, wie reich uns Gott gesegnet hat, und wir durften ihn loben und ihm danken dafür. Viele von uns Pfadern verstanden nicht viel von der Sprache unserer Gäste, und diese verstanden unsere Sprache kaum. Doch vor Gott verstanden wir uns alle, hier waren wir alle seine gemeinsamen Kinder, hier sangen wir zusammen die uralten Gesänge der heiligen Kirche.



Zwischen Himmel und Erde

Seit geraumer Zeit stehen in Luzern, unweit der bekannten Hofkirche, zwei Häuser, getrennt durch eine breite Strasse. Es öffnet sich im vierten Stockwerk eines jeden ein Fenster und heraus kommt eine französische Trikolore, dort eine rot-weiße Schweizerfahne. Erstaunt werfen die Pasanten ihre Köpfe in den Nacken. Den beiden Flaggen folgen Seile. Stricke, Stöcke, Knebel, Schnüre und allerhand anderes Material, geschäftige Pfader kreuzen eilig die Fahrbahn. Flinke Wölfe rennen mit dem Hut in der Hand durch das verblüffte Publikum.

Keine Stunde ist vergangen, und zwischen den beiden Hoheitszeichen, gleichsam zwischen beiden Ländern, ist im vierten Stockwerk eine 20 m lange Seilbrücke entstanden. Vorsichtig tänzelt der erste Rover auf dem schwankenden Gestell von Paris nach Luzern. Und schon hüpfert ein nächster von Luzern nach Paris. Ein reger Verkehr entwickelt sich. Sogar ein Gummi kauender Negerboy wankt über die Brücke. Und unten wird immer fleissig Geld eingesammelt.

Heute trägt jeder Franzosenbub, der in Engelberg im Erholungslager war, einen dicken wurmen Pullover, den die Pfader mit dem Gelde erwarben, das sie bei der Sammlung von den himmelwärtsstaunenden Pasanten erhielten.

Schwierigkeiten zum Trotz, bereits zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen. Bei Deiner Ankunft kam Dir die ganze Gesellschaft entgegen. «Les Phénix», die Gruppe, in welche Du schon vor dem Lager eingeteilt worden warst, brachte Dir einen grossen Strauss Alpenblumen. Alle bestürmten Dich mit ihren Berichten von dem, was sie bereits erlebt hatten, und von ihren Plänen. Da Du einer der ältesten wärest, ernannten Dich Deine Phénix sogar zu ihrem Chef.

Für Dich aber kam der Übergang zu unvermittelt. Deine Kameraden konnten sich langsam angewöhnen, sich in die neuen Lebensverhältnisse hineinfinden. Du dagegen wurdest ohne Vorbereitung hineingestellt. Aus der Geborgenheit der Familie kamst Du plötzlich in den primitiveren, aber umso schöneren Betrieb eines Pfadilagers hinein. Es gelang Deinem verschlossenen Wesen nicht, Dich der frohen Stimmung der Kameraden anzupassen; diese reizte Dich vielmehr, wie auch die häufigen kleinen Streitigkeiten, die es ständig zu schlichten gab. Das Essen aus der Gamelle, das Schlafen auf einem Strohsack, das kontrollierte Waschen am Bach und manches andere passte Dir nicht recht. Das gemeinsame Spiel und die Zusammenarbeit in der Gruppe, mit den zum Teil viel jüngeren Kameraden vermochte Dich nicht restlos zu begeistern. Viel lieber hättest Du Dich mit irgendeinem Buch still in eine Ecke zurückgezogen. Dazu warst Du gesundheitlich noch nicht recht auf der Höhe. Bald wurdest Du wieder krank. Wenn dieser Rückfall in der gesunden Bergluft auch bald vorbei ging, so bliebst Du trotz aller meiner Bemühungen leider im Lager nur ein Mitläufer. Es gelang Dir nicht, Dich zu einem freudigen Mitmachen durchzuringen und mit vollen Zügen die unvergleichliche Schönheit eines richtig erlebten Pfadfinderlagers in den Bergen oben zu geniessen. Bergtouren waren für Dich kein einmaliges, erhabenes Erlebnis, sondern eine unerwünschte Anstrengung, und die unvergesslichen Stunden an dem unter dem freien Himmel inmitten der Berge lodernden Lagerfeuer liessen Dein Herz nicht höher schlagen, da Du es durch ein Vorurteil verschlossen hattest. Jeden Pfadi, und auch Deine Kameraden, erfüllte das Bewusstsein, alles, was zum Leben gehört, ohne Hilfe Erwachsener selbst besorgen zu können, mit Stolz. Du sahst darin nur zusätzliche Arbeit.

Ich hielt Dich während des Lagers für einen verstockten Drückeberger. Erst nachher lernte ich Dich besser kennen, und wir wurden gute Freunde. Vieles erscheint mir heute verständlicher.

Es war nicht der einzige Zweck Eures Schweizer Aufenthaltes, Euch nur aufzufüttern. Dazu wäre das Lager nicht nötig gewesen. Wir wollten Euch auch seelisch etwas bieten. Einige unbeschwerte, sorglose Wochen sollten aus Euch wieder frohe Buben machen. In der Not des Krieges habt Ihr verlernt, jung zu sein. Gemeinsame Spiele sollten Euch zusammen mit dem Lagerleben aus den hässlichen Kriegsvorstellungen zur echten, schönen Bubenromantik zurückführen. Der Kampf um die materiellen Lebensgrundlagen während der Besetzung machte Euch zu kleinen Egoisten, die Anwesenheit der fremden Truppen lernte Euch hassen, und der Unterschied zwischen Gut und Böse drohte in Euch zu verblassen. Wir wollten in Euch das Vertrauen in die Mitmenschen wieder wecken und Euch zeigen, wie wertvoll es ist, die eigenen Interessen denjenigen der Allgemeinheit unterzuordnen.

Nichts ist dazu geeigneter, als unsere Pfadimethode, nirgends wird der Wert einer gegenseitigen Kameradschaft offener als in einem Lager. Das ist der Grund, warum wir mit Euch ins «Hôtel de la Vache Royale» auf die Jeninser Alp zogen. Ihr wurdet in Gruppen unterteilt, in jene Einheiten, welche ein fest zusammenhaltendes Ganzes bilden müssen. Der Ältere ist direkt für den Jüngeren verantwortlich, keiner hat etwas vor dem anderen zu verbergen, keiner schaut nur für sich allein, sondern jeder sorgt in erster Linie für das Wohl seiner Patrouille. Deine Gruppe hat Dich zu ihrem Chef gewählt und Dir so grosses Vertrauen entgegengebracht. Siehst Du jetzt, was für eine schöne, lohnende Aufgabe Du gehabt hättest? Begeistert und befriedigt von selbst erarbeiteten Erfolgen wärest Du zurückgekehrt, wenn Du aus Deinem Schneckenhaus gekommen und Deinen Buben ein fröhliches, unverdrossenes Vorbild geworden wärest. Ich bin aber überzeugt, dass Du daraus für die Zukunft etwas gelernt hast.

Wenn Du später an das Lager zurückdenkst oder die erhaltenen Fotos betrachtest, so wirst Du Dich kaum mehr an das erinnern, was Dir damals missfiel. Vielmehr werden auch in Dir manche schönen, unvergesslichen Bilder emporsteigen. W. A.

Schnee

Schon zwei Tage lang hatte es fast ohne Unterbruch geregnet. Der Höhe von 2'000 m entsprechend war es schon empfindlich kalt.

Als die Buben eines schönen Morgens erwachen, ist alles ringsumher weiss. Zuerst staunen alle, denn Schnee mitten im Sommer ist für sie etwas ganz besonderes. Und schon sind einige im Freien und üben sich im Schneeballwerfen.

Nach dem Morgenessen werden nun alle erdenklichen Schlittenmodelle improvisiert. Alle möglichen und unmöglichen Fahrzeuge sind vertreten, Kistendeckel, Bretter und sogar zwei Leitern mussten zu diesem herhalten. Der Sport wird mit einem solchen Eifer betrieben, dass beinahe das Essen vergessen wird, das doch bei unseren Buben eine sehr grosse Rolle spielt.

Nach zwei Tagen ist der Schnee wieder verschwunden. Das Schlitteln geht jedoch fröhlich weiter, denn ein paar ganz Schlaue haben entdeckt, dass dies auch auf dem Gras ganz ausgezeichnet geht.

Theater

Nach dem Nachtessen ist eine grossartige Galavorstellung angesagt. Der Essraum hat sich in einen Theatersaal verwandelt und wird von allen verfügbaren Petrollaternen festlich erleuchtet. Das Publikum hat schon erwartungsvoll die Plätze eingenommen.

Da, endlich geht die Türe auf, und die Schauspieler erscheinen. Wolldecken, Strohsäcke und alle möglichen Uniformstücke bilden die Requisiten. Auch Russ und verschiedene Farben sind reichlich vertreten. Unter lebhaftem Beifall der Zuschauer nimmt die Produktion ihren Anfang. Wir verstehen zwar nicht viel von den Einzelheiten, da sehr rasch und zum Teil im Dialekt gesprochen wird.

Ein Stück folgt ohne Unterbruch dem andern. Es ist schon spät geworden. Die Gruppe, die am besten gespielt hat, verzehrt ihren Preis in Form von Schokolade, und bald sind alle, Zuschauer und Schauspieler, auf ihren Strohsäcken untergebracht.

Unser Zeltdorf

Im Lager herrscht lebhaftere Freude. Grund: Jede Gruppe darf sich ihr Zelt aufstellen mit allem, was dazugehört.

Unermüdlich wird gearbeitet, Pflöcke werden eingeschlagen, Gräben gezogen. Besondere Sorgfalt wird verständlicherweise dem Bau der Kochstellen gewidmet. Ofenrohre werden herbeigeschleppt und drehbar montiert, um die Küche auch beim grössten Sturm benützen zu können.

Am Abend ist es soweit: das Zeltdorf steht. Es wird auch gleich eingeweiht, indem man darin schläft. Und schon beginnt eine gewaltige Völkerwanderung. Alles wird aus der Hütte in die Zelte disloziert. Obschon das Liegen hier bedeutend härter ist als in der Hütte, schlafen alle Buben ausgezeichnet.

Kaum ist es Morgen, so sieht man aus dem Zeltdorf dünne Rauchsäulen aufsteigen: Die Gruppen kochen sich selbst das Morgenessen. Ein paar ganz Findige haben Heidelbeeren gesucht und sich daraus eine Art Konfitüre gebraut, die sie mit grösstem Appetit verzehren.

Von nun an spielt sich das Lagerleben zur Hälfte im Zeltdorfe ab, hier wird gespielt, gegessen und auch geschlafen, wenn es die Witterung erlaubt.

G. F.

Der 1. August

Am Nachmittag hatten die Buben in mühsamer Arbeit einen grossen Haufen von Ästen und Wurzelstöcken zusammengesucht. Nach dem Nachtessen zogen wir in langer Eilerkolonne über die dunkeln Alpweiden hinüber zu diesem Holzstoss. Tief unten im Tal funkelte ein Meer von unzähligen Lichtern empor. Plötzlich begannen rund herum auf den Bergen riesige Fackeln zum Himmel hinauf zu lodern. Auch unser Feuer leuchtete an weitherum sichtbarer Stelle, 1600 m über dem Talboden, ein Zeichen der Freiheit auf freier Höhe. Gespannt lauschten alle der Erzählung über die Entstehung der Eidgenossenschaft und die Bedeutung der Feuerzeichen auf den Bergen. Lange noch liessen wir die Erhabenheit des Augenblicks still auf uns einwirken, bis die Flammen über der rotglühenden Asche unseres Haufens langsam in sich zusammenfielen. Die Bande zwischen den Buben und ihrem Gastland, zwischen ihnen und uns waren enger geworden.

W. A.

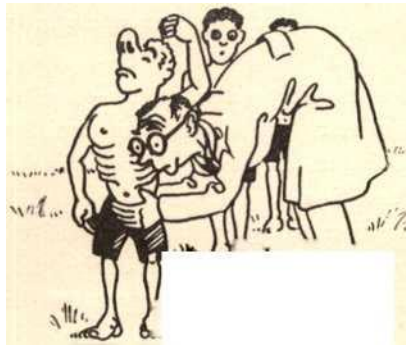
MORON OB MALLERAY

Wir hatten erwartet, mit einer hartgesottenen Horde von rohen Kriegskindern zusammenzukommen. Wir meinten ein grosses Risiko einzugehen und waren auf ein abenteuerliches Unternehmen gefasst. Wir sahen in unserm Geiste jede Scheibe unseres Hauses zerbrochen, den Vorratsraum leergestohlen und das liebe Federvieh erhängt wie weiland bei Max und Moritz. Doch wie hatten wir uns getäuscht! Den kleinen Hund der Abwärtsleute liessen unsere Schützlinge leben, der Biscuitschachtel im Essraum taten sie kein Leid an, und die Fensterscheiben blieben alle ganz. Wie schauten wir Führer uns doch verwundert an, als unsere Franzosenbuben beim Betreten einer Kaffeestube in Basel mit selbstverständlicher Höflichkeit die Berets abzogen.

Immerhin gab es im Verlaufe der sechs Lagerwochen auch Momente, da man die Disziplinschraube stärker anziehen musste. Unsereiner pflegt ja auch die Hörnlein zu strecken, wenn es ihm zu gut geht! S.

Der Lagerdoktor

Eine grosse Kiste hatten wir mitgebracht, gefüllt mit Medikamenten, die alle willkommene Schenkungen unserer pharmazeutischen Industrie waren. Und jeder einzelne von unseren Buben hat wohl im Laufe dieser sechs Wochen einmal davon profitiert. Am Begehrtesten waren immer die Vitamintabletten. Leider hatten



*Dies ist die «Visite sanitaire»
Gérard verzieht den Mund
und denkt erstaunt: «Que veut-il donc?»
Ich bin doch ganz gesund!*

wir nicht so viel zur Verfügung, dass mit jedem eine einigermaßen sinnvolle Kur hätte durchgeführt werden können.

Es hatte bald herumgesprochen, dass da ein sehr süsser und wohlschmeckender Saft gegen Husten ausgeschrieben werde, und so dauerte es auch nicht lange, bis zunächst einer, dann sein Freund und dann ein dritter, ins Geheimnis eingeweiht, zu husten begann. Wenn auch das auf die schwächtigen Brustkästchen aufgesetzte Stethoskop nicht immer ein verdächtiges Rasseln hören liess, so wurde doch manchmal der hustende Schlaumeier für sein geschicktes Spiel mit einem grossen Löffel süssen Saftes belohnt. Wenn der Husten aber gar zu lange nicht nachlassen wollte, so war es manchmal nötig, aus «medizinischen Gründen» auf einen anderen, bitteren und schwarzen Trank umzustellen. Alsobald war auch der Husten geheilt, und der Lagermedikus war überzeugt, dass die zweite Arznei wohl die wirksamere gewesen sei. F. M.

FROBURG BEI OLTEN

Journal d'un petit Français

Mercredi:

Voilà bientôt un mois et demi passé et je ne m'ennuie pas; le temps passe comme un éclair.

Jeudi:

Comme c'était formidable cette après-midi dans notre cabane; notre Clan a construit une belle cabane dans la forêt sur les rochers; dans cette région on va s'amuser presque tous les jours.

Samedi:

Ce matin nous avons fait un concours entre toutes les équipes d'éclaireurs. D'abord nous avons passé en équilibre sur une corde. Puis nous avons été sur les ruines du château de Froburg pour faire un jeu d'observation de Kim. Après cela on a fait des sauts avec les jambes dans un sac, puis on a préparé un feu ...

Le soir nous avons eu une grande surprise. La salle à manger a été transformée en cinéma. Nous avons vu un film sur le déblaiement des routes alpines en hiver en Suisse et un film de Mickey.

Lundi:

Hier nous avons été en voyage en train et en bateau. Nous avons visité le Lac des Quatre-Cantons, c'est-à-dire la place de naissance de la Suisse.

Der kleine David

Auf der nahen Weide übt sich der «Clan Vert» im Steinwerfen. Männiglich wirft aus Leibeskräften. – Da tritt der Kleinste kecken Mutes vor seinen Venner: «Tu crois que mon truc vole plus loin que le tien?» – Der erstaunte Chef meint lächelnd: «Eh bien alors – on va voir!» – «Mais c'est toi qui dois jeter le premier.» – Der sportlich sehnige Clanchef reisst sich zusammen und schmeisst seinen Stein mit gewaltigem Elan. – Schmunzelnd zieht der kleine Franzose seine geschlossene Hand aus dem Hosensack und – lässt einen Schmetterling fliegen. Triumphierend bemerkt er dazu: «Eh voilà chef – il vole encore plus loin!»

W. E.

LENS BEI MONTANA

Auprès de ma blonde

Auf der Reise ins Erholungslager wurde den Schützlingen mit grosser Geduld und viel Mühe das nette Liedchen: Auprès de ma blonde, beigebracht. Als man am Reiseziel anlangte, konnten sie es schon recht hübsch und mit viel Temperament singen. Ungeschickterweise war aber die Köchin im Lager eine nette Blondine. Wenn sich fortan ein sonst geachteter Führer in die Küche wagte, um die Menükarte zu studieren, ertönte es mit tödlicher Sicherheit aus irgend einer dunkeln Ecke: Auprès de ma blonde . . . Alle Bemühungen der Lagerleitung, das Lied in Vergessenheit geraten zu lassen, scheiterten ebenso sicher, wie die Versuche der Führer, unbemerkt in die Küche zu gelangen!

Unerwartetes Glockenspiel

In einem Walliser Dorf bestaunte das ganze Lager ehrfürchtig die alte Kirche, als aus dem danebenstehenden Glockenturm ein dumpfes Brummen ertönte. Ahnungsvoll rannte die ganze Gesellschaft hinauf, wo sie einen kleinen schreckensbleichen Zögling neben der klingenden Erzmasse fanden. Zur Bestürzung aller öffnete sich in diesem Augenblicke auch noch die Türe des Pfarrhauses, und heraus trat der Curé. Statt des berechtigten und erwarteten Donnerwetters vernahm man aber nur freundliche Worte des Geistlichen. Er erlaubte den lebhaften Buben sogar, zu dieser

unmöglichen Zeit, um ein Viertel nach Acht, alle Glocken zu läuten. Da stürzte sich an jeden Strang ein Knäuel von Knaben und zog aus Leibeskräften. Die Glocken schwangen so heftig, dass die jungen Glöckner jeweilen mehr als einen halben Meter hoch in die Luft gehoben wurden. Was mögen wohl die friedlichen Einwohner gedacht haben, als zu dieser ungewohnten Zeit das Sturmgeläute an ihre Ohren drang?

Nur keine Aufregung

Der kleine François war erst seit kurzer Zeit in der Schweiz, und schon erhielt er einen Brief von seiner Grossmutter, bei der er in Frankreich gelebt hatte. Sie teilte ihm mit, dass seine Kaninchen, die er ihr zu beaufsichtigen ans Herz gelegt, auf unerklärliche Weise aus dem Stall ausgebrochen und weggelaufen seien. Die liebe Grossmama schien wirklich sehr zu bedauern, dass dies in seiner Abwesenheit passiert sei und deshalb schien es dem Knaben angebracht, sie zu trösten. Er schrieb ihr deshalb beruhigend zurück, dass er wohl wisse, dass sie keine Schuld daran trage. Im übrigen sei der Schaden auch nicht gar so gross, dass sie sich zu grämen brauche. In zweieinhalb Monaten werde er wieder nach Hause zurückkehren, und dann wolle er die Tierchen suchen gehen.

Brandstifter, Detektive und Feuerwehr

Anlässlich eines Biwaks bei Montana, zur Zeit der heissen und waldbrandgefährlichen Dürre, entdeckte ein aufmerksamer Franzosenbub an einem Waldrand ein kleines Feuerchen, das eben bestrebt war, sich eilfertig über den ganzen Wald auszubreiten. Franzosen und Schweizer schleppten in verschiedenen Gefässen mühsam Wasser herbei und konnten bald des Feuers Herr werden. Die Knaben wollten sofort «jouer le commissaire de police» und fanden erstaunlicherweise in kurzer Zeit ganz unzweideutige Spuren eines Brandstifters.

Der Rhonegletscher In der Hosentasche

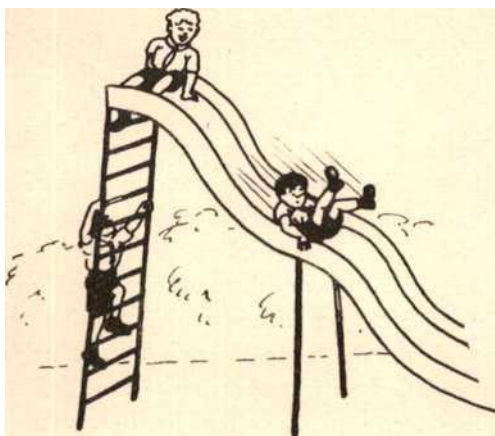
Zur grossen Freude der kleinen Gäste wurde dereinst eine Tour auf den Rhonegletscher veranstaltet. Es war für sie ein gewaltiges Erlebnis, den Ursprung ihres grossen Stromes zu sehen. Ungeschickterweise fiel beim Aufstieg ein harter Schweizerstein auf einen

kleinen französischen Kopf, der dies verständlicherweise ganz und gar nicht schätzte. Der Arme musste zurückgelassen werden. In einer Alphütte wartete er auf die Rückkehr seiner Kameraden, sehr betrübt, dass ihm der grossartige Anblick des Gletschers versagt sein sollte. Doch kaum waren seine Kameraden wieder bei ihm, da klaubten sie grössere und kleinere Eisbrocken aus ihren Hosentaschen und überreichten sie dem Freunde, der durch diese rührende Kameradschaft auch Gelegenheit hatte, den «glacier du Rhône» zu berühren.

H. B. G.

VINELZ AM BIELERSEE

Wer etwa glaubte, die kleinen Südfranzosen hätten im Kriege das Spielen verlernt, der musste sich glücklicherweise recht bald eines Bessern belehren lassen. Wohl nahmen es die lebhaften Südländer anfänglich mit den Regeln in Nummernspiel, Faust-, Korb-, Schnur- und Fussball nicht so genau; dafür aber brachten sie eine Begeisterung mit, um die sie alle Schweizerbuben ehrlich beneiden dürfen. Vom frühen Nachmittag bis zum Einbruch der Dunkelheit erlebte das runde Leder oft kaum einen Augenblick der Ruhe.



*Ein jeder freut sich sicherlich
an diesem frohen Treiben;
für diese Freude lohnt es sich,
die Hosen durchzureiben.*

Weder unbarmherziger Sonnenschein, noch stärkster Platzregen konnten die Buben davon abhalten, ihrem geliebten Fussballspiele nachzugehen. Unzählige Schuhe, Sandalen, Turnschlappen und Finken gingen dabei in Stücke, von den zerrissenen Hemden und Hosen, den Schrammen und Beulen wollen wir schon lieber gar nicht reden. All diese Schäden aber vermochten es nicht, den Buben die ehrliche und spontane Freude am Spielen zu nehmen; und so freuten auch wir, «les chefs», uns mit ihnen: denn wir glaubten wohl zu Recht, dass ein gesundes Spiel mehr zu ihrer Erholung beitrage, als all zu viele Schulstunden.

Schon bald hatten die Buben entdeckt, dass der nahe Bielersee nicht nur viel Wasser, sondern auch Fische enthalte, und sie entpuppten sich in der Folge als gewandte Jünger des Angelsportes. Aus allen möglichen und unmöglichen Stöcken und Knebeln wurden Angelruten fabriziert, und die Lagerleitung hatte ungeheure Mengen an Schnur und Haken bereitzustellen; denn der Verschleiss war ein gewaltiger, da den Buben das Gefühl für Sparsamkeit begreiflicherweise abging. Dafür zeigten sie eine beneidenswerte Ausdauer, wenn es dann galt, den Fischen nachzustellen. Als Aufnahmebehälter dienten meist alte Büchsen oder Teller, die man in der Küche stibitzte. Wo beides nicht vorhanden war, wurde kurzerhand ein Schuh mit Wasser gefüllt. Tage nachher hiess es dann: «Chef, chef, j'ai perdu mes souliers!» Und die Chefs fanden den Schuh mit arg riechenden Fischen vollgepfropft einsam am Strande stehend.

Ein paar besonders Tatendurstigen war das Angeln bald zu wenig ergiebig. Mit List und Tücke sann sie auf neue Fangmethoden. Irgendwann, beim Essen vielleicht, verschwanden ein paar Gabeln auf Nimmerwiedersehen. Schnell brachen die «Walfänger» ihre Essgeräte entzwei, steckten den zackigen Teil auf einen kurzen Stock, befestigten diesen an einer langen Schnur, und schon war unter allseitigem Jubel die erste Harpune erstellt. Nun galt es nur noch die Chefs nichts davon merken zu lassen. Bei atemloser Stille lief das Walfängerkanu mit seiner tapfern Besatzung aus zu grossen Taten! - Wir wissen nicht, ob je ein Fisch dieser originellen Fangart zum Opfer fiel, aber alle hatten ihre Freude an der grossen Erfindung; sogar der Lagerkassier, obwohl er die Rechnung für neun zerbrochene Gabeln zu berappen hatte. *E. W.*

Die grossen Fünf

Natürlich sind nicht die Grossen, die die Welt beherrschen, zu uns auf Besuch gekommen. Wir haben auch nicht in verkleinerter Form Welttheäterlis gespielt. Die grossen Fünf in unserm Lager waren die Députés der fünf Gruppen, die mithalfen, die Politik im Lager zu machen nach der Parole: Ordnung von innen heraus!

Offenbar französischem Brauch folgend, wurde alle Wochen die «Regierung» umgebildet. Wahltag war der Mittwoch, nach dem Mittagessen. Das «Wahlbüro» stellte jedem Stimmberechtigten, allen Gruppenmitgliedern und den Vennern, einen Stimmzettel zu. In mehr oder weniger geheimer Wahl wurde durch das absolute Mehr der Député (der Vertrauensmann und Vicegruppenführer) erkoren. Nach der «amtlichen Mitteilung» der Resultate durch den grand chef, vollzog sich die Übergabe der Amtsinsignien, nämlich Hut und Flotteurs. Besondere Helden trug die Volksmenge auf den Schultern davon. Dem Hang nach Abwechslung folgend oder auch die Konsequenzen aus der Regierungsart ihrer Abgeordneten ziehend, wählten die Gruppen fast nie den alten Député wieder.

Während die Buben zur «Silence» gingen, hielt der Rat der Fünf seine erste Sitzung ab, unter dem Vorsitz des «grand chef». Das erste Geschäft bestand darin, den chef der députés zu wählen, zu dessen besonderer Würde es gehörte, einen Zöttler in den französischen Farben zu tragen und beim Fahnenauf- und -abzug in der Reihe des Lagerstabes zu stehen und disziplinarische Fälle zu rügen oder neue Verfügungen bekannt zu geben. - Dann folgte die «Vereidigung» auf ihre Aufgabe.

«Ihr seid nicht dazu da, um von den Führern herumkommandiert zu werden. Die Ordnung im Lager soll von den Gruppen aus kommen. Euer Amt verlangt daher von euch, dass ihr durch euer Beispiel sorgt, die Ehre Frankreichs in euren Gruppen hochzuhalten durch säubern und kameradschaftlichen Geist. Das Zweite ist, dass ihr darum helft, über die Disziplin zu wachen und Verstösse dagegen zu erledigen. Drittens braucht der Lagerstab eure Mitarbeit in der Programmgestaltung. Endlich seid ihr dazu da, um Wünsche oder Reklamationen anzubringen.»

Die Hilfe dieses Rates war sehr gross, denn immer wieder erfassten diese Fünf - oft in erstaunlich lebendiger Weise - ihre Würde und ihre Pflichten. - Während einer Sitzung z.B. meldet

sich einer: «Chef, oben ist Krach. René steigt wieder auf dem Dach herum» (was verboten war). Es stimmt, und der Übeltäter wird herabgeholt. – «Wie sollen wir ihn bestrafen?» Der Rat verkürzt ihn einstimmig zum Putzen von drei Dutzend Messern während der Badezeit. Das Dach wurde nie mehr bestiegen. – Auch für die Programmgestaltung erfuhr die Leitung manchen Wink. Und vor allem schlossen sich die Fünf Buben und die Lagerleitung zusammen. Eine gesunde demokratische Gemeinschaft im Kleinen!

M. S.

ENGELBERG

Am ersten Lagertag waren es dreissig Franzosenbuben. Zwei, drei, aus dem gleichen Dorfe kommend, hielten zusammen, sahen aber im Nächsten weder den Kameraden noch den Mitpfadfinder. Patrouillenübungen, Wettbewerbe und vor allem die Venner, die je fünf Buben zu betreuen hatten, brachten jedoch bald guten Kameradschaftsgeist zustande.

Pfadertechnik machte den Buben mächtige Freude: Nach der ersten Morseübung hatten sie keine Ruhe, bis jeder eine Liste mit allen Zeichen besass. Welcher Eifer für Kartenzeichen, Knoten, Verbände und Kroki! Patrouillenläufe nimmt bei uns der beste Pfader nicht ernster als sie. Spaziergänge, Olympiade, Kilbi, Heimspiele, überhaupt jede Beschäftigung erweckte ihre Begeisterung.

Mit Stolz errangen sie goldene und silberne Sterne am «Examen de bon scout», und noch stolzer schauten die ernannten Sous-chefs auf die Flotteurs an ihrer Schulter. Der Pfadergruss, mit dem sie am Morgen die Fahne ehrten, pfaderische Sitten und Gebräuche halfen mit, das Lager nicht nur zu irgendeinem Ferienlager, sondern zu einem echten Pfaderlager zu gestalten.

Et trois mois après...

Drei Monate sind sie nun schon fern von uns, die dreissig kleinen Buben aus den Vogesen, und doch – jeder von uns, der sie im Lager in Engelberg und auf den Fahrten in unsere Berge betreut hat, sieht noch ihre lebhaften Augen, die voll Vertrauen an uns hingen, liebt ihre wohlklingenden, oft schwermütigen Lieder und freut sich auf jeden Brief aus Frankreich. Und wir möchten alle

wissen, wie es unseren kleinen Brüdern zu Hause geht, wie sie dort leben und ob sie glücklich sind.

Gérardmer - perle des Vosges

Es ist 3 Uhr nachmittags, und wir werden inmitten einer Stadt, die zum grössten Teil in Trümmern liegt, aus einem Camion entlassen. Sogleich finden wir die «rue de la gare», und dort, weit unten, stehen sieben Buben. Sicher unsere Knöpfe, denken wir und gehen ihnen entgegen. Aber nicht weit: einer sieht uns, zweifelt, erkennt uns, und in der nächsten Sekunde hängen die Buben wie Trauben an uns und freuen sich mit uns über das Wiedersehen. Sie erzählen viel von ihren Erinnerungen, aber wenig von daheim.

Wir sehen auch viel Trauriges: Jean-Jacques, ein lieber Bub, ist nicht in Gérardmer. Das Haus seiner Eltern ist zerstört; die heutige Wohnung gleicht mehr einer Höhle und reicht nicht aus für alle. Die Eltern, ehemals gut gestellte Leute, mussten ihn fortgeben; sie haben ihre ganze Existenz verloren.

Eclaireurs - malgré tout

Dass in dem kleinen Bergdorf Ventron ein Pfadertrupp ins Leben trat, ist das Werk unseres André, in Engelberg sous-chef der Gruppe «Hirondelle». Er hat seine Schwalben zusammen behalten, ermunterte Jeannot, mit den «Cerfs» dasselbe zu tun, bat den Ortspfarrer um seine Unterstützung, und hat so mit den vierzehn Buben, die in der Schweiz waren, eine Pfadfinderabteilung gegründet. Es gibt ja so viele, deren Väter oder Mütter verschollen und die jetzt völlig sich selber überlassen sind. Hier will André helfen.

A. R.

GWATT AM THUNERSEE

Der 14. Juli

Strahlend und warm scheint die frühe Morgensonne über dem stillen Lagergelände am See. Ruhig plätschern die Wellen gegen den Strand. Die Fensterläden werden zurückgeschlagen und das Sonnenlicht überflutet wohligh die kleinen schlafenden Bündel. Ein fröhliches Plaudern beginnt, und schnell haben sich die ersten Buben aus Kissen und Decken herausgewunden. Doch was ist das?

Überall im Schlafraum hängen blau-weiss-rote Fahnen! Natürlich: heute ist der 14. Juli, der französische Nationalfeiertag. Da ist sogar der kleine Georges flink auf den Beinen. In Pfaderuniform, mit bunten Foulards, steht dann die ganze Schar wohlgeordnet um den Fahnenmast. Hell und begeistert erklingt die Marseillaise, während sich die Schweizerfahne und die Tricolore flatternd im blauen Himmel entfalten. Inzwischen ist das Frühstück zubereitet worden und im Nu ist jeder an seinen Platz geklettert. Sie wissen jedoch wohl: bevor der Führer «bon appétit» gewünscht hat, darf mit dem Essen nicht begonnen werden. Aber dann geht es los! Und während Brocken um Brocken verschwindet, dauert das lustige Gezwitscher unentwegt an.

Nun wird rasch Ordnung gemacht; die lebendige Schar dabei zusammenzuhalten ist für Führer und Venner eine mühevollere Arbeit. Ganz allmählich lernt auch Roger, dass er nicht nur seine Decke Zusammenlegen soll, weil inzwischen seine Kameraden anderswo aufräumen müssen. Nur Jacques werden wir das wohl nie beibringen können; wir dürfen die Geduld mit ihm nicht verlieren. Immer wieder, in allen Situationen, müssen wir uns vor Augen halten, unter welchen schwierigen Bedingungen die Buben aufgewachsen sind. Nur so behalten wir die Güte und Geduld, um den Buben wirklich die schönen und freudvollen Tage zu bieten, die sie so bitter nötig haben.



*Wir brauchen keine Scheuerfrau
- das wäre ja zum Lachen!
Die Arbeit können wir genau
so gut 'Wie jene machen.*

Welche Freude, zur Feier dieses Tages auf einem richtigen Dampfschiff durch den prächtigen See zu fahren! Maschinenraum, Landungsmanöver, in der Ferne die weissen Berge: es gibt so Vieles zu begucken! Und doch sammelt sich Grüppchen um Grüppchen um die Führer. Der Eine will zeigen, dass er es versteht, drei Knoten kunstgerecht zu knüpfen. Er hat vorgestern gesehen, wie gut man sie gebrauchen kann, um eine Kochstelle zu bauen. Überdies erhält er als Anerkennung einen kleinen roten Bändel, den er aufs Hemd nähen darf. Andere singen Lieder, um den weissen Bändel zu erwerben und ein ganz fleissiger studiert die Morsekarte. Er wird zu den beiden anderen hinzu noch den blauen Bändel erhalten und damit stolz die französischen Farben tragen. Diese Lernbegierigkeit mitten auf dem Thunersee ist ein Beispiel dafür, wie sich diese Buben, wenn sie begeistert sind, in einer für uns ganz ungewohnten Weise einsetzen. Wenn jedoch die Begeisterung abflaut, wenn es gilt durchzuhalten, wird es ausserordentlich schwer, mit ihnen etwas zu erreichen.

Nach dem fröhlichen Mittagessen auf einer Hotelterrasse in Beatenberg streifen wir durch die umgebenden Wälder, mitten durch die wundervollsten Heiti.

Das Schönste erwartet uns aber bei der Heimkehr auf den Lagerplatz: das Baden. Es ist die grösste Freude der Buben. Kaum einer konnte schwimmen, als sie in die Schweiz kamen. Nun ist es lustig zu sehen, wie der kleine Maurice quietschvergnügt seine Hopper vorwärts und rückwärts ins Wasser macht. Da übt einer unter der Anleitung eines Führers zaghaft die ersten Schwimmbewegungen. Weiter draussen zieht Henri schon sicher seine Züge. Ein anderer versucht es auf dem Rücken. Sie haben sich schnell mit dem Wasser befreundet. Gérard und André allerdings stehen schlotternd und ängstlich am Strand. Heute können aber auch sie in Paris von ihren Schwimmkünsten erzählen.

Am Abend sitzen alle mit roten Zöttelern um das Lagerfeuer und lauschen den Worten des ältesten Franzosenbuben, der ihnen über die Bedeutung des 14. Juli spricht. Wie froh sind wir, dass sie diesen Tag in ruhigem Frieden verbringen. Man spürt deutlich, wie die Buben in ihrem Wesen viel ruhiger geworden sind; besonders Joseph, ein Judenknabe, der uns eine Photo gezeigt hat, auf der er den Judenstern trägt.

Einen Höhepunkt des Abends aber bilden die «pièces». Verkleidung ist ihnen ganz besonders wichtig. Gruppe um Gruppe bringt ihre originellen Improvisationen. Es will nicht enden, und es fällt nicht leicht, dem vergnügten Treiben Einhalt zu bieten. *R. T.*

PRÈS D'ORVIN BEI BIEL

Am Südhang einer der vom Mittelland ziemlich steil aufsteigenden Ketten des Berner-Juras lag, abgeschieden, unser schmuckes Berghaus, inmitten einzelner hoher, alter Tannen und unzähliger Haselstauden, an denen eben die Schalen der Nüsse anfangen hart zu werden und sich braun zu färben. Seit ein paar Wochen waren unsere Lothringerbuben hier oben, und auch sie waren gesund-braun geworden in der Bergluft.

An diesem ersten Septembermorgen herrschte ein besonders reges Treiben. Der Président – von seinen Kameraden auserkoren – mit seiner grünen Pfeifenschnur hatte für einige Zeit seine Führerwürde beiseitegelegt, und mühte sich in seinem Reisefieber eigenhändig mit dem Packen ab. Die vier Députés würdigten ihre Bürden, die vier Proviantrucksäcke, und sie schienen stolz darauf zu sein, für ihre Patrouille das Essen die zwei Stunden Marsch bis zur Bahnstation bei der Taubenlochschlucht tragen zu dürfen. Endlich war alles zum Abmarsch bereit.

Die zurückbleibenden Pfadiführerinnen, Meisterinnen im Reiche der Küche, winkten den singenden Buben nach. Während des heutigen Ausfluges wollten sie ihren Lieblingen wieder einmal eine besondere Überraschung bereiten. Sie hatten g-ewiss keine leichte Aufgabe; denn unsere kleinen Gourmands waren erst befriedigt, wenn sie den Gürtel im äussersten Loch oder ganz gelöst hatten, und die zwei obersten Hosenknöpfe offen waren.

Ziemlich eilig marschierte die Schar nun bereits auf der Strasse, die sich in der geräumigen Längsmulde des Ilfingentales hinabschlängelt. Den mitziehenden Pfaderführer schien etwas ganz Besonderes zu beschäftigen, denn seine Augen richteten sich geradeaus, wo weit vorne, zu beiden Seiten des Weges ein Obstgarten lag. Er erinnerte sich noch gut des Berichtes eines Kameraden, der mit einer kleinen Verpflegungspatrouille ins Tal hinuntergestiegen war

*PARISER BUBEN
AUS ELENDSVIERTELN*



Michel



Jacques



Joron

José



Henri

und ihm von seiner peinlichen Machtlosigkeit erzählt hatte, als sie damals an Äpfel- und Birnbäumen vorbeigegangen waren. Nun fragte er sich, wie er wohl mit der ganzen durstigen Schar dort vorne zwischen dieser Skylla und Charybdis möglichst schadlos durchkäme. Er wusste ja, dass die kindliche Seele lieber der zwanglosen Freude als der ernsten Pflicht nachgeht, und trotzdem vermied er es, sie in straffer Disziplin in Kolonne marschieren zu lassen. So stimmte er denn das Lieblingslied seiner Schlingel an, und es gelang ihm diesmal, sie an der Versuchung vorbeizuführen. Nur wenige liessen verstohlene Blicke zu den am Wegrand hängenden Früchten hinübergleiten, aber auch sie blieben in der Gemeinschaft und sangen mit.

Noch öfters, wenn unsere Lothringerbuben auseinanderstrebten, um eigene Wege zu gehen, vermochte immer wieder der Gesang sie in heiterer, ungezwungener Kameradschaft beisammenzuhalten.

H. W.

REHETOBEL BEI HEIDEN

Unsere Franzosenbuben wurden während des Lagers zu kleinen Pfadfindern. Sie trugen sogar alle ulkige Übernamen, die ihnen in feierlicher Zeremonie verliehen worden waren. Übrigens hatten auch alle unsere Räume einen klangvollen Lagernamen erhalten. In farbigen Zeichnungen war er auf den Türen der Zimmer angeschlagen: *salle de la lune*, *salle du soleil*; die Küche: *à la terre féconde*; der Keller: *l'inférieur*, und so weiter.

Ausserordentlich viel Freude bereitete den Buben das Theater. Wie sich da einzelne in ihre Rolle einfühlten, den Wolf im Rotkäppchen oder die Hexe im Schneewittchen spielten, so etwas konnten nur Franzosen zustande bringen. Die Lagerfeuer mit ihren Produktionen waren so allemal für uns einzigartige Erlebnisse.

Das Appenzellerländli, das den Buben aus Paris reichlich högerig erschien, wurde nach allen Richtungen bereist. Meist ging's auf Rädern: mit Postautomobil, Brückenwagen, Strassenbahn, SBB! So grosse Freude unsere Gäste an diesen Fahrten empfanden, so wenig waren sie begeistert, wenn es über längere Strecken zu Fuss zu gehen galt. Besonders einer unter ihnen pflegte stets gemächlich am Schluss der Kolonne zu traben und allmählich immer weiter

zurück zu bleiben, wenn ihn nicht liebevoll ein Führer bei der Hand nahm. Es habe doch keinen Sinn, meinte er, so rasch zu marschieren; er komme auf seine Weise sicher ebenfalls ans Ziel, und dazu erst noch weniger müde! U.

ST. PETERZELL

Plauderei an der zerbrochenen Fensterscheibe

Scherben als Motto – aber gewiss nicht Scherben als Symbol unseres Franzosenlagers! Was unsere Auslandsbuben auch immer angestellt haben, wir nehmen es ihnen nicht übel!

Da sitze ich in unserm kleinen Führerzimmer. Vor dem Häuschen sind zwei mit Geschirrabwaschen beschäftigt. Jeder hält einen schönen runden Porzellanteller in seiner Hand, und es entspinnt sich folgender, ziemlich wortarmer Dialog:

A: «Chiche?» (Soll ich?) – B: «Chiche!» (Riskier's!) – A: «Chiche!» (Zerschmettert eine Fensterscheibe!) – B: «Chiche!» (Tut dasselbe!)

Damit ist die Sache fürs Erste erledigt, und jeder geht wieder ruhig an seine Arbeit. Resultat: Zwei Teller und zwei Scheiben futsch!

Was von unseren süssen Engeln auch verbrochen wurde, auf jeden Vorwurf erhielt man die stereotype Antwort: «On s'amuse!» Da gibt es wohl nichts anderes, als die Verschiedenheit in den Ansichten gebührend einzukalkulieren!

Setzen wir uns also unter das Fenster mit der zackigen Scheibenruine und schauen wir etwas ins Freie! Eine kleine Gruppe kocht mit Hingabe etwas in der Feuergrube. Ganz harmlos, es sind nur grosse Schnecken, die sie tags zuvor gesammelt haben. Das Zeug stinkt fürchterlich, wird aber trotzdem mit geniesserischer Miene verzehrt: «Il ne manque que du sel!»

In einem Pfaderlager spielt Politik keine Rolle, nicht aber so in diesem. Viele unserer Schützlinge nannten sich stolz «communistes» und bezeugten dies gerne recht humorvoll bei unpassendsten Gelegenheiten. Während solche Allüren bei der Bevölkerung nicht auf grosse Gegenliebe stiessen, zeigte sich bei Gross und Klein Sympathie, wenn die Internationale gesungen wurde, auch als dies

am ersten August geschah; die Möglichkeit darf allerdings nicht von der Hand gewiesen werden, dass niemand sie kannte! Auf diesem Gebiete entspannen sich oft heisse Diskussionen zwischen Franzosenbuben und Führern, und mancher von diesen hat sein ganzes Leben lang noch nie so schnell und so viel französisch gesprochen wie damals. Die Französischlehrer hätten ihre helle Freude daran gehabt. Alier was soll man denn schon sagen, wenn einem ein kleiner Knopf den Kommunismus kurz und bündig mit folgenden Worten erklärt: «Les communistes veulent faire en France les mêmes écoles qu'en Suisse. Alors c'est bien?»

Ich kann es mir nicht verargen, noch ein moralisches Schwänzchen anzuhängen. Das Lager war ein sehr schönes Beispiel von Toleranz. Man stelle sich vor: Biedere Schweizer Pfadfinder einer protestantischen Abteilung führen ein Lager für fremde katholische Kommunistenkinder durch und verstehen sich mit diesen trotzdem sehr gut und bewahren nur die besten Erinnerungen!

Der erste August 1945 begann für uns mit einem alarmierenden Telephonanruf des Feuerwehrhauptmanns oder irgend eines andern hohen Würdenträgers von St. Peterzell, der uns dringend ersuchte, unsere Buben sofort im Dorf unten abzuholen, da sie dort, sämtliche in Pijamas und schrecklicher Kriegsbemalung, bewaffnet mit alten Stallaternen, Messern, Beilen und andern symbolischen Gegenständen, die Strassen unsicher machten. Zwei Tatsachen mussten wir da feststellen: einmal war es 6 Uhr morgens, und zum zweiten waren wir noch halb verschlafenen Führer wirklich die einzigen Bewohner des Hauses. «Oh, on s'est amusé» und «Chez nous, les grandes fêtes, on fait la mascarade!» . . .

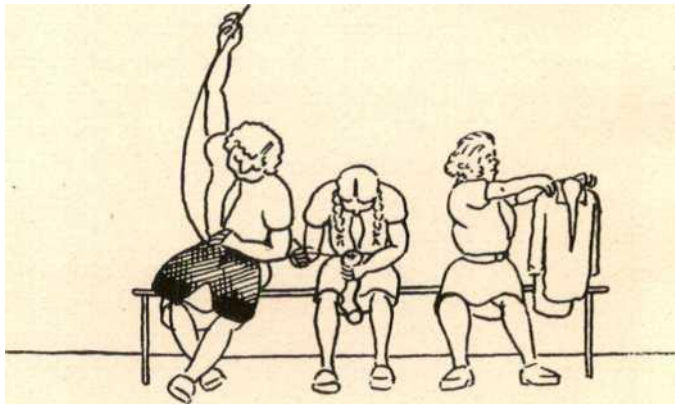
Les grandes fêtes, das ruft unwillkürlich den Patriotismus auf den Plan, und der schlug gar oft hohe Wellen. Pompöse Défilés und Paraden jagten sich förmlich, unterbrochen vom ekstatischen Gesang der Marseillaise. Man hat schliesslich den Krieg gewonnen, die Franzosen, versteht sich! Und fällt dazu noch irgendwo das Wort «maquis», dann geht ein wahrer Hexensabbat los. Mit vollendeter Technik werden alle denkbaren Kriegsgeräusche nachgeahmt; da knallt, zischt, pfeift, rattert und tobt es, die Augen glühen, und jeder hat die tollsten Dinge erlebt.

Aber auch zarterer Seelenregungen waren sie fähig, unsere Maquisarden, vornehmlich dann, wenn irgendwo Pfaderinnen auftauch-

ten. Mit Vorliebe wurden dann Spiele veranstaltet, bei denen die Gelegenheit zu einem «baiser» winkte. Solchen Galanerien standen auch unsere Schwestern nicht ablehnend gegenüber. («Jeh, isch das en Harzige!»...) Beim Abschied wurden Zeichnungen als Souvenirs ausgetauscht. So ein kleines Pfadimeiti schrieb da auf ihr «dessin» in Ermangelung ausgedehnter Französischkennntnisse und um seinem ami doch etwas Nettes auf Französisch zu schreiben: «Tenir au frais et au sec!»

Solche kleine Aufmerksamkeiten wurden denn auf der Gegenseite auch gebührend gewürdigt, und Zozo meinte mit seinem kühnsten Maquisgesicht: «Sont bonnes, les éclairouses suisses, j'emporterai une en France!»

Auf der Rückreise nach Genf passierte weiter nichts Besonderes, ausser, dass einer die Tafel «Rorschach-Zürich-Genève» zum Fenster hinausschmiss und ein Zweiter die Notbremse zog (nicht wegen der Tafel übrigen), aber das lohnt sich kaum die Mühe, davon zu erzählen! F.



*Ein kleiner Knirps schrieb nach Paris,
das Lager sei ein Paradies;
nur etwas, das missfiel ihm sehr:
«Les éclairouses en Suisse», schrieb er,
«cousent excellemment bien, mais elles
ne sont pas, comme les nôtres, belles.»*

Die schönste und tiefste Erinnerung meines Lebens

Dieses Zutrauen, diese Anhängigkeit und diese Liebe, wie sie uns unsere Auslandsbuben entgegengebracht haben, waren für mich so beglückend, dass ich sie nie vergessen werde.

Glasscherben, Papier und viel anderer Abfall liegt ums Kantonement herum. Aber kein Franzosenpfadi würde die Unordnung beseitigen. Wenn ich befehle, dann tun sie schlauerweise «als ob». Frage ich aber: «Qui vient m'aider à ramasser les papiers?» so kommen sie, vier, fünf oder noch mehr, und sie sind glücklich, ihrem Chef helfen zu dürfen.

Am ersten Lagerabend bringen wir trotz aller Mühe keine Nachtruhe zustande. Als der Lärm nicht abflaut, nehme ich nach erfolgloser Warnung den ärgsten Ruhestörer und placiere ihn samt Schlaf- und Strohsack im kleinen Kofferraum nebenan. Nach einigen Minuten sehe ich nochmals nach dem Schlingel. Er sitzt heulend in einem Winkel der Kammer. Eine Fensterscheibe ist zerbrochen, die Gestelle sind heruntergerissen und die Koffer liegen in grosser Unordnung. Jean-Pierre will trotz mehrfacher Aufforderung nicht in den Schlafsack kriechen. So hole ich denn meinen Schlafsack und lege mich neben ihn zum Schlafen nieder, um bei allfälligen weiteren Wutausbrüchen zur Stelle zu sein. Nach einigen kurzen Weinkrämpfen schlummert er langsam ein. Am andern Morgen erwache ich früh und erhebe mich, um die Küchenmannschaft zu wecken. Jean-Pierre ist ebenfalls wach. Er schaut mich an und sagt: «J'ai froid.» Ich bringe ihm 2 Wolldecken, wickle ihn sorgfältig ein, und wünsche ihm noch ein paar Stunden schönen Schlaf. Den ganzen Tag hindurch ist er schweigsam und spricht kein Wort mit mir. Als ich aber am Abend allein auf der Bank vor dem Haus einige Notizen schreibe, setzt er sich neben mich und sagt nach längerem Schweigen: «J'étais vilain, je m'excuse», und etwas später, als ich ihm erklärte, dass nun schon alles vergessen sei, meint er: «Je ne le ferai plus, je t'aiderai maintenant toujours», und er war seither einer der flottesten Buben im Lager.

«Cas triste et digne d'intérêt. Famille très touchée par la guerre. Déficience physique due à la sous-alimentation...» – so stand es bei Henry auf der Sozialkarte. Und dieser, in ganz Frankreich herumgeworfene Kriegsbub, der alles Schlimme und Hässliche miterlebt hatte, ist ausgerechnet der liebste, sauberste, aufrichtigste

und moralisch gesundeste Bub, den ich in meiner über 10jährigen Tätigkeit als Pfadfinderführer kennengelernt habe. Ist das nicht geradezu eine Offenbarung?

André war wohl der Schlimmste von allen. Er hat uns mit seinem schlechten Einfluss manche Sache verdorben. So musste ich oft und nachhaltig streng mit ihm sein, und ich verweigerte ihm die Erlaubnis, das Pfaderversprechen ablegen zu dürfen, und doch drückte er mir beim Abschied in Genf dreimal ganz fest die Hand und sagte wiederholt: «N'est-ce pas, vous n'oublierez jamais vos petits Français, et moi, je penserai toujours à vous.» Da wurde es mir auf einmal bewusst, wie sehr mir auch dieser Bengel lieb geworden

Man könnte erwarten, dass einem Kriegsbuben nach all dem Erlebten Pfadergeist und -technik nicht recht zusagen. Weit gefehlt! Pfadfinderidee und Pfadfindermethode haben sich gut bewährt. Sie vermochten auch diese Buben zu fesseln und zu packen, fast mehr noch als unsere satten Schweizerpfader. Seit diesem Lager bin ich überzeugt, dass der Pfadfinderbewegung, besonders infolge der vielen zerrütteten Familienverhältnisse, in unseren Nachbarländern eine ganz besondere Bedeutung in der Jugenderziehung zukommen wird. Allerdings darf sie nicht vom Erziehungsminister oder von der Besetzungsmacht befohlen werden, sondern sie muss aus den Herzen der Jungen wachsen. Diese Keime zu legen, die Ansätze zu fördern, ist die Aufgabe der Pfadfinderführer.

Alles Schimpfen, Strafen und Reden hat unseren Zöglingen keinen Eindruck gemacht. Der Erfolg war da, wenn wir den Weg zum Herzen gefunden hatten; denn nur ein Weg führte zum Ziel, derjenige der Güte. Mancher Bub hat uns seine Nöte und Sorgen anvertraut, manchem waren wir Vater und Bruder zugleich. P.

RUE BEI ROMONT

Nos gars de la Lorraine venaient de dire un dernier adieu à Rue, à toutes ses maisons frileusement blotties autour de l'église et du château.

Il fallait alors tout remettre en ordre. Cinq routiers s'annoncèrent comme volontaires pour cette besogne. Cinq braves? non!

cing bourreaux qui détruisirent en quelques heures tout ce que l'ingéniosité des gosses avait construit en six semaines. Mais quoi! il fallait pourtant tout remettre en ordre!

Ils s'attaquèrent d'abord aux chambres des patrouilles et dé-clouèrent les planches sur lesquelles les Compagnons - nos petits Français - déposaient leurs habits. Tu te rappelles, Michel: «D'abord les pantalons, pliés en deux; puis, dessus, la chemise, pliée aussi, puis tout dessus le béret avec le foulard bleu.» Il ne resta plus que quelques «fresques» naïves sur les murs, expression bien maladroite, mais combien touchante, des talents artistiques d'un garçon.

Les souterrains de la maison eurent ensuite leur visite. Tout était en place, comme si la vie du camp devait durer encore. Les chaises, alignées autour de l'âtre, attendaient que leurs propriétaires veuillent bien prendre place pour écouter la belle histoire de Riki-tiki-tavi. Au dépôt du matériel, les étagères étaient encore remplies de ces mille petits riens indispensables à la vie d'un camp: livres, jeux, cirage, ficelle ... Et l'on imaginait facilement le chef du matériel attendant qu'un garçon lui demandât ses services.

Ils entreprirent ensuite la cuisine. C'était un morceau de taille. Les cinquante tasses, les cinquante assiettes, les lèche-frites rompirent leur magnifique formation en colonnes par huit et échouèrent piteusement dans une vulgaire caisse. On fit la toilette du vieux potager à bois: il l'avait bien mérité, le brave, qui permit d'apprêter, pour un seul repas, cinquante omelettes et cent-cinquante «boulettes»!

Leur travail de démolition approchait de la fin. Au manoir il ne restait plus rien. Seules quelques taches de bougie attestaient encore qu'en ces lieux avaient dû se dérouler des fêtes magnifiques, comme celles que savaient organiser les seigneurs de jadis, fêtes auxquelles participait toute la maison: marmitons, troubadours, nobles dames et féaux chevaliers, tous unis dans une commune ripaille. Le vieux manoir avait dû revoir l'une ou l'autre de ces ripailles, en cet an 1945.

Les cinq routiers refirent le tour du domaine. Ils n'entendirent plus, dans les chambres aux volets clos, le rire joyeux des garçons; à la cuisine, le gros potager s'était assoupi: il manquait ces grands gaillards de cuisiniers pour enfourner des fagots de bois et pour faire un chahut de cinq cents diables quand on venait les déranger!

L'imposant château de Rue paraissait insensible. Il en avait vu bien d'autres depuis dix siècles! Mais quand même, le fait de ne plus voir courir dans ses murs la joyeuse bande de petits Lorrains devait le rendre un peu mélancolique.

Les routiers prirent congé de l'hôtesse; ils dirent au revoir à l'épicière, au boulanger, au menuisier, tous si serviables, et s'engagèrent sur la grand'route, tandis que sur leurs lèvres revenait, inconsciemment, l'air de «La Victoire» et qu'en eux repassaient, une à une, toutes les aventures de ce camp d'accueil pour garçons victimes de la guerre.

G. R.

GRYON OB BEX

Au Manoir St. Georges

Les écuyers et chevaliers viennent de Belgique. Connétables, sénéchaux et chambellans sont des chefs scouts vaudois. Dames de cour sont fournies par le corps des cheftaines.

Le thème de la chevalerie inspirera la vie au Manoir. C'est pourquoi au lieu d'emblèmes totémiques, les patrouilles auront un chevalier pour patron. Déjà les Wallons ont accaparé les Français Roland et Bertrand Duguesclin, deux des patrouilles flamandes ont fait leur choix parmi les héros de leur pays: l'une suivra les traces du libérateur des Flandres Jan Brijdel et l'autre se recueillera dans le souvenir lumineux du roi-soldat Albert I^{er}. La dernière reste indécise: Des chevaliers? Hmmm! Chef? qui est-ce notre roi, maintenant? - Votre roi, c'est Léopold III. - Alors, Chef, nous serons la patrouille de Léopold III. Malgré nos craintes du début, jamais nous n'eûmes à regretter d'avoir permis ce choix.

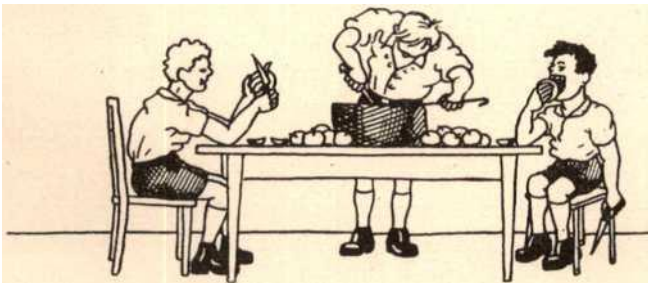
Les jeunes flamands, répartis en trois patrouilles d'écuyers, forment la province d'Anvers; les Wallons, en deux patrouilles, la province de Hainaut. La consigne du Manoir St-Georges se résume en trois mots: *Santé, joie, fraternité.*

Autres pays, autres goûts

Au menu du dîner: rizotto. Et le cuistot de faire œuvre de toutes ses qualités culinaires pour contenter le plus délicat de nos tessinois. L'arrivée du plat sur la table, toujours marquée d'un accueil un peu animal de satisfaction, ne suscite cette fois que des

mines quelque peu hésitantes. «Ils ne connaissent pas ça, attends seulement qu'ils en goûtent» remarque un chef. Mais à la dégustation, pas plus de succès. Les plus dociles en prennent une ration de moineau et il faut bien insister pour que tout le monde en goûte. Seul Wilfred, gros flamand obstiné, refuse absolument d'y toucher. Prières ni menaces n'y font rien. Il faut sévir: Wilfred est condamné à ne manger que des pommes de terre bouillies jusqu'à meilleure humeur. Mais, effet insolite, son visage s'éclaire à l'arrivée du plat punitif, et il s'empiffre les rations de 5 personnes à lui tout seul! «Ça creuse de manger en retard et de faire la moue» remarque le chef en plaisantant. Deux jours plus tard, au menu: «Bircher-muesli». Cette fois-ci une demi-douzaine de nos lascards refusent d'en prendre. Et la sanction des pommes de terre est accueillie avec des exclamations de triomphe, on surprend même des regards d'envie chez ceux qui s'efforcent de terminer vertueusement leur assiette de «Birchermuesli». Pas d'erreur: «ils nous ont eus!» Les banales et prosaïques patates leur sont un dessert succulent, tandis que nos rizotto et «Birchermuesli» ne leur inspirent pas grande confiance! Et les punitions de changer de sens: la plus redoutée est désormais d'être privé de pommes de terre!

D.



*Das Apfelschälen gelüftet
begrifflicherweise die Jungen:
ein Drittel wird wirklich gerüstet,
zwei Drittel dagegen verschlungen.*

MÉZIÈRES (VAUD)

Installés dans une salle d'attente de la gare, nous attendons «nos gosses» (ne sont-ils pas déjà un peu à nous?) qu'accompagnent les parrains et les marraines suisses. Quelques instants après l'heure fixée, un groupe d'une trentaine de petits gars, criant, gesticulant, riant, se hisse avec armes et bagages dans le tramway qui doit nous conduire en plein pays vaudois, aux Chardouilles près Mézières. Le héret sur l'oreille, fiers de porter le lion noir de Belgique sur leur foulard jaune-or, ils sont heureux d'aller vivre une vie inconnue pour la plupart d'entre eux, la vie scout.

Après la visite de la maison, on installe les gosses. La discipline n'est pas encore merveilleux». Diriger des enfants dont on ne connaît rien ne va pas sans difficultés, si l'on considère qu'ils sont très nerveux par suite des événements vécus. Mais, enfin, cela marche tout de même et bientôt chacun sait où est sa place à table, où est son lit et où il peut mettre ses effets. Dans le réfectoire, clair et décoré, les marmites, plats et récipients de toutes sortes se vident comme par enchantement. «Petit Nuage» (nom charmant attribué au quartier-maître) regarde mélancoliquement les plats qui disparaissent, comparant sans doute nos gosses à des doryphores se promenant dans un champ de pommes de terre.

Le soir, les gosses nous harcèlent pour que nous venions nous asseoir quelques instants sur leurs lits. Il est curieux de constater que si, chez la plupart des enfants, c'est la maman qui manque le plus à cette heure, chez eux, c'était le papa, ce papa déporté, prisonnier ou mort. Et ils étaient heureux d'avoir auprès d'eux, pour le remplacer, un chef qui les borde tout en répondant à leurs questions multiples et cocasses. Quels mots charmants n'ont-ils pas prononcés! Quelles trouvailles n'ont-ils pas faites! «Tu ressembles à mon père, tu es aussi poilu que lui», me disait un des aînés! J'ai considéré cela comme un compliment. Un autre, un benjamin celui-là, que j'essayais de consoler d'un petit chagrin comme en ont tous les gosses, passant sa petite main sur ma joue, me dit, le sourire lui revenant: «Tu piques... comme papa!»

Après la prière, dite en commun, on éteignait la lumière et l'un des chefs, à la lueur d'une lampe de poche, lisait un conte de Perrault ou d'Andersen. Aucun, je crois, n'a jamais entendu la fin de

ces histoires. La lecture terminée, un grand silence régnait. Fatigués de leurs ébats dans le bois et les champs, trente petits gars dormaient.

Dernier feu de camp

On s'est réuni à l'endroit habituel, dans cette clairière à la voûte des fayards. Chacun se tait et songe, car c'est le dernier feu de camp. Quelques chants dissipent cette mélancolie; on retrouve bientôt l'ambiance vraiment spéciale des Chardouilles; les patrouilles jouent à tour de rôle. Mais le temps passé, déjà la Grande Ourse avance son museau par-dessus la forêt; le Chef parle maintenant. Il évoque ces quelques semaines passées ensemble; dans quelques jours, cette grande aventure prendra fin, mais chacun emportera chez lui le mot d'ordre et la loi des éclaireurs. Une fois encore, on chante la Brabançonne et la Prière patriotique. Puis on s'en retourne par petits groupes, le cœur un peu serré, dans la grande paix de la nuit. A.

SOLEURE

Ils sont trente petits Français aux yeux vifs, à l'esprit dégourdi, au bagout intarissable.

Trente petits, de dix à douze ans. Ils ne semblent pas de leur âge: leur taille ne dépasse pas celle des enfants de huit ans, leur sveltesse rappelle celle des roseaux. Quelques-uns sont pâles, voire malingres. Les pauvres petiots ont bien besoin du séjour de trois mois qu'ils commencent chez nous, sous la protection des éclaireurs.

Le soir, après le souper, les gosses s'ébattent comme seuls des petits Français peuvent le faire. Un tourbillon continu nous enveloppe, nous entoure. Etranger à tout ce bruit, un petit est là, seulet, qui réfléchit.

- Comment t'appelles-tu, mon grand, et d'où viens-tu?

- Jacques, Monsieur. Je viens de St-Etienne.

Rien de plus. Le petiot est sérieux, trop sérieux. Un éclaireur me dit qu'on ne l'a jamais vu sourire. On se sent subitement mal à l'aise devant la maturité de cet enfant qui vous regarde en clignant constamment des yeux, sans desserrer les dents, d'un air presque indifférent. Que se cachet-t-il dans cette tête douloureuse? Je n'ose

le lui demander. Je crains la réponse navrante qu'il pourrait donner à ma stupide question. Une tape sur la joue est le seul dérivatif que je trouve pour prendre congé de lui.

L'heure du baisser du drapeau approche. Toute la troupe va revêtir son équipement éclairé. Un petit bout d'homme, pas plus haut que trois pommes, a toutes les peines du monde à s'habiller: tenir ses pantalons et trouver le moyen de passer sa chemise est aussidifficile que de résoudre la quadrature du cercle! Les mains, tout le corps tremblent, la nervosité va croissant. La scène est drôle, charmante, mais comme l'absence de celle qu'on ne peut . remplacer, de celle qui est tout pour son enfant, se fait sentir. Ce petit, ce tout petit, si brave dans son embarras, qui lui reste-t-il pour le dorlotter? Parmi ces enfants, plusieurs n'ont ni père ni mère. Est-il du nombre?

Rangés en carré, autour du chef, les trente petits Français écoutent les dernières recommandations, l'ordre du jour du lendemain, la prière. Pour finir, ils chantent «Là-haut sur la montagne». Les drapeaux suisse et français descendent lentement de leur mât, les enfants au garde à vous saluent.

Une chose suffit à illuminer leurs yeux. C'est lorsqu'on parle de la France. Alors il faut voir dans leurs regards se refléter cette flamme brûlante de leur cœur. Ils ont mené et mèneront encore une vie bien triste en France, comme fils de mineurs et d'ouvriers, et pourtant la France, cette chère et douce France, c'est leur mère, leur appui moral, leur fierté.

A. Z.

KANDERSTEG

Der Bund Schweiz. Pfadfinderinnen hat im Sommer 1945 zwei Franzosen-Kinderlager durchgeführt; die Lausanner organisierten separat ein weiteres Lager, in ihrem Heim «La Chota-»; viele Mädchen halfen mit in den Erholungslagern der Pfadfinder, sei es bei der Vorbereitung und Ausrüstung, sei es als Koch- und Flickfeen in den Lagern selbst.

A Bergruh, les cheftaines avaient préparé pour l'arrivée des fillettes une jolie table, dehors, du chocolat et des tartines. Les petites ont été ravies du chalet. Tout leur a plu, et surtout d'avoir chacune un lit. A la maison, elles dorment à deux ou à trois dans un seul.

Après goûter, je suis retournée avec trois fillettes au village pour chercher les bagages. En chemin, elles ont raconté bien des choses: «Mon petit cousin, les Allemands lui ont fait une piqûre, alors il est mort... Mon papa, lors d'un bombardement, il a voulu encore vite chercher son argent dans le bureau, alors il est arrivé trop tard dans l'abri et il a été tué... A Lyon, la fabrique a eu ses réservoirs crevés, la benzine et l'huile ont coulé dans le Rhône et toute l'eau dans les maisons du quartier est devenue mauvaise... Mon papa, il y a deux ans qu'on ne sait plus rien de lui, il est en Allemagne...»

Quelles pauvres petites! Il leur faudra bien du temps pour surmonter toutes ces terribles impressions. T. P.

VAL D'ILLIEZ

LOËX GENÈVE

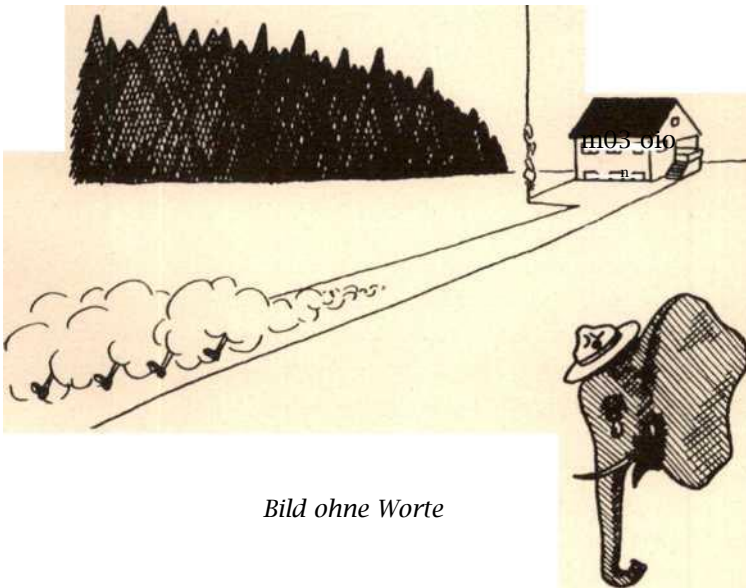


Bild ohne Worte

OSCO IM TESSIN

(Ein Lager der Pfadfinderinnen für kleine Südfranzosen)

Das Postauto biegt um die Ecke, ein paar Töne der Marseillaise schwingen noch hintendrein, und dann ist der grosse Dorfplatz von Osco plötzlich ganz still. Die Menge, die zum Abschied gekommen ist, verläuft sich langsam. Auch wir gehen in unsere Casa comunale zurück, ziemlich schweigsam, denn wir haben noch nicht begriffen, dass unsere lebhaften Südfranzosen für immer das Dorf verlassen haben. Am letzten Junisamstag hat sie das Postauto heraufgeführt, eine wilde Schar mit bleichen, grauen Gesichtern und übergrossen Augen. Und nun sind sie wieder gegangen, mit Pausbacken und dicken Bäuchlein, stolz ihre neuen Anzüge betrachtend.

Vieles, so vieles steigt vor uns wieder auf, da wir uns in den ausgestorbenen Zimmern ans Aufräumen machen. In den beiden Dortoirs herrscht ein wildes Durcheinander von kleinen Eisenbettstellen. Leintüchern und Wolldecken. Hier liegen noch zerrissene Socken, dort ein zerbrochenes Spielzeug.

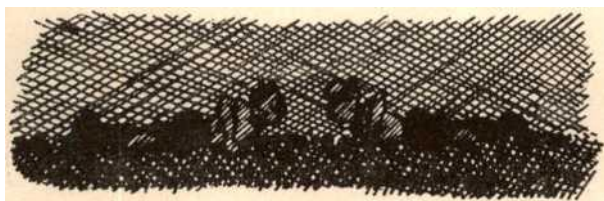
Aber das Heim kommt uns nun so öde vor, und deshalb gehen wir ins Asilo, ein Haus ausserhalb des Dorfes, wo sich Küche, Esszimmer und Waschraum befinden. Langsam nehmen wir im Essraum die Dekorationen von den Wänden, alle von den Kindern gezeichnet. Im Gang blickt der grosse Rüsttisch, wo sonst jeden Morgen vier Lausbuben mit mehr oder weniger Geschick den Kartoffeln oder dem Gemüse zu Leibe rückten, vorwurfsvoll verlassen drein. Da wurden auch immer die Gemüse- und Wäschepakete ausgepackt, die uns von Pfadi aus der ganzen Schweiz zugesandt wurden und die immer willkommen waren.

Wie wir dann am Brunnen mit aller Kraft den dreimonatigen Russ von den Pfannen kratzen, erzählen uns diese, indem uns ihre unzähligen Beulen anklagend entgegenstarren, von ihren Sturzflügen über steinige Alpweiden - «weil es ja so schön kesselte». Sie wecken Erinnerungen an sonnenerfüllte Tage, wo wir mit Sack und Pack auszogen, jedesmal ein wenig höher, ans Kartoffelbraten, wo jedes Grüpplein um ein eigenes Feuer sass und sich nachher von oben bis unten mit Russ verschmierte, so dass wir mit einer Negerhorde ins Dorf zurückkamen. Diese wöchentlichen Picknicks waren sehr beliebt, es gab dann weder Schule noch Siesta, und man

konnte Tannzapfenschlachten veranstalten und auf Bäume klettern, ohne dass es gerade der pfarrherrliche Apfelbaum sein musste.

Wir gehen wieder in die Casa zurück, steigen drei Stockwerke hoch in unsere Führerbude, vorbei am kleinen Dorfschulzimmer, wo jeden Morgen während zwei Stunden mehr oder weniger fleissig gearbeitet wurde. Und «weisst du noch?»: Das Versprechenlagerfeuer am Berg oben (die Knaben sind nämlich unter Leitung einer Genfer Führerin alle Wölfe geworden), wo die Jungen in den hellblauen Hirtenhemden der Genfer Wölfe wie Zwerglein aus dem Märchen unverwandt ins Feuer blickten – der Fahnenaufzug am Sonntagmorgen, wo immer eine Gruppe mit Stolz und Eifer unsere Fahne hochsteigen liess – die Messe, die am Anfang peinlich für uns war, weil man ob dem Kinderlärm kaum mehr das Wort des Priesters verstand – weisst du noch? – Ja, wir wissen noch so vieles. Wie war es doch mit unserm Boulet am 1. August? Wir standen alle oberhalb des Dorfes beim grossen Feuer, und das Feuerwerk war die Attraktion. Da tönte vom Dorf platz herauf die Landeshymne und wir Grössten wurden still; Boulet, einer der Ungehobeltesten, sah uns verwundert an, dann zog er scheu sein Béret vom Kopf und flüsterte: «N'est-ce pas, c'est comme si l'on priaît». Und während wir auf unseren Betten sitzen, begleiten unsere Gedanken den Zug, der unsere Buben wieder der Heimat zuführt. Nicht alle werden von den Eltern erwartet, so viele Angehörige leben nicht mehr oder die Familien sind durch den Krieg zerrüttet. Es ist nicht leicht zu denken, dass diese Kinder wieder zurück müssen, in Armut und Zerstörung. Dennoch hoffen wir, dass sie die Erinnerung mittragen an eine frohe Kameradschaft und an eine unbeschwerte, glückliche Zeit.

R.K.



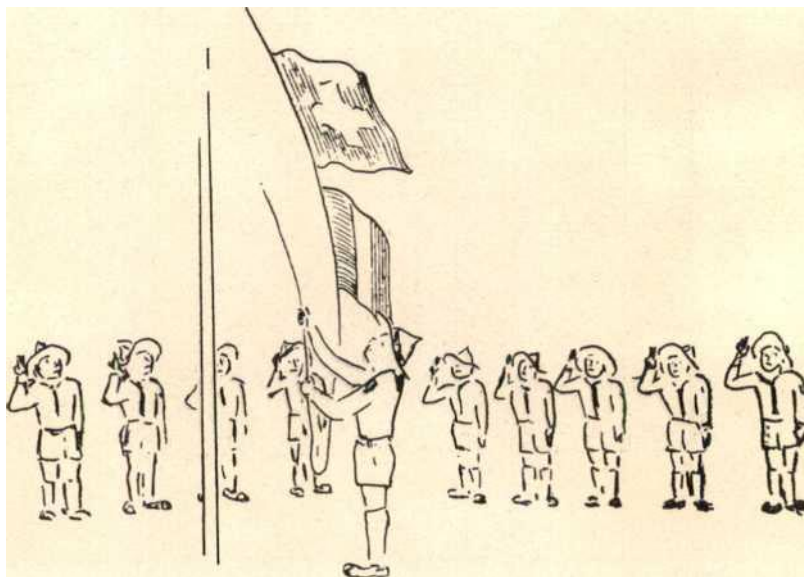
*Ein Indianerspiel bei Nacht.
«Qui es-tu?» fragt der Eine sacht,
und kaum ist er als Feind erkannt,
ist schon ein wilder Kampf entbrannt.*

DAS LIED, DAS IN MIR WEITER KLINGT
(Aus einem Schreiben eines Führers an den Lagerleiter)

Wir sind im Regen heimgefahren. Lange haben wir kaum gesprochen. Wir waren wohl alle noch bei Euch und unter Euch und eingeschlossen in Eurer Gemeinschaft. Und langsam fingen wir zu plaudern an. Wie Kinder sich ihre kostbaren Marmeln zeigen, die farbigen glänzenden Kugeln, haben wir uns die vielen Erlebnisse erzählt und vor uns ausgebreitet. Muss ich Euch sagen, dass mir die Tage im Lager ein grosses Erlebnis waren? Wenn das Leben ein Mosaik von vielen bunten Steinen ist, hellen und dunkeln, strahlenden und schweren, dann ist mir diese Zeit darin ein kostbarer Edelstein, der mir besonders lieb bleiben wird.

Wie wünsche ich, dass etwas Bleibendes aus diesem Erholungslager erwachsen möchte, über die Erinnerungen hinaus. Diese Tage waren erfüllt von so viel Erleben und Verstehen, dass ich reich beschenkt von Euch ging.

Wir geben den Buben etwas mit ins Leben hinaus, eine Fackel, die weitergeht von Hand zu Hand. C. p.



1938

*BELGIERBUBEN
IM WAADTLAND*





KILCHBERG



PRES D'ORVIN

Nachrichten aus der Heimat



Sie lächeln, als wüßten sie von dem großen Geheimnis, daß das Lächeln andere entwaffnet und sich selbst bezwingt.

FRÖHLICHE LAGERGESCHICHTEN

DIE ANKUNFT DER ERHOLUNGSBEDÜRFTIGEN

Erwartungsfroh stand ich auf dem Genfer Bahnhofperron, der Dinge harrend, die da kommen sollten. Ich stellte mir vor, eine Schar entkräfteter Gestalten werde aus dem Zuge wanken, und über meine künftige Tätigkeit machte ich mir nur nebelhafte Vorstellungen; ich sah mich als Kreuzung zwischen einer barmherzigen Schwester und einem Blindenführer.

Als sie dann ankamen, habe ich meine Meinung rasch revidiert! Es gibt eine oft leichtsinnig angewendete Redensart: «Lieber e Sack voll Flöh hüete als...» - Da schwärmten die Buben aus den Wagen heraus wie wilde Wespen aus ihrem Nest. Einige der «Entkräfteten» lagen sich in den Haaren, wohl um noch restliche Streitigkeiten vor Betreten des neutralen Schweizerbodens zu liquidieren. Andere rannten mit Rufen des Entzückens quer über die Geleise, um eine elektrische Schnellzugslokomotive fachmännisch zu begutachten. Wieder andere drangen mit Geschrei und kräftiger Armarbeit durch die Menge der Aussteigenden, um wieder in den Wagen zu klettern und zu holen, was sie drinnen vergessen hatten. Mit Mühe wurde die Schar sortiert und eingeteilt. Bereits ereigneten sich die ersten Zwischenfälle. Einige wollten wieder umkehren, weil es in Genf gleich aussehe «comme à Marseille» und keine «vaches» und «Armaillis» da seien. Andere stauten sich vor einem braven schnauzbärtigen Territorialen und wollten wissen, warum die «Boches» hier mit Gewehren herumlaufen dürften. Ein kleiner Dreikäsehoch erklärte rundweg, in kein «camp» gehen zu wollen; er sei «communiste», und «camps» kämen nur bei den «boches» vor.

Nun, wir brachten sie dann glücklich doch ins «camp», und der kleine «communiste» wird es wohl kaum bereut haben! Aber Nerven hat es gebraucht, manchmal wie Baumwurzeln, um diese gamins im Zaum zu halten!

J. B.

SCHLINGE, GEDREHT VON SCHLINGELN

«On a faim, on a faim, on a faim...», rhythmisch, wie von einem Dirigenten geleitet, posaunten plötzlich kräftige Knabenstimmen vom Ess-Saal zu uns hinaus...

Die Führer taten, als hörten sie nichts; ich tat ebenso und versuchte auf diese Weise, dem Höllengebrüll zu entkommen. Es nützte nichts, bis der Herr Lagerchef in einer deutlichen Rede den Knaben beibrachte, dass Schokoladecreme nicht für den Hunger sei; denn indem ich noch tapfer Kartoffeln «im Morgenrock» herunterwürgte, hatten die jungen Franzosen zum Dessert schon Crème bekommen. Wenn die Küchenfee schon ihre Kunden nicht immer freundlich begrüßte, so konnte sie doch herrlich kochen. Immer von neuem begann das Konzert der jugendlichen Kehlen, wenn Leu, der Geplagte, seine Moralpredigt geschlossen hatte und endlich auch essen wollte. «On a faim, on a faim...» Ich bewunderte die Geduld des Lagerchefs. Zu früh. Er steckte zuerst den Löffel vor Wut so weit in seinen Rachen, dass ich glaubte, bald künstliche Atmung anwenden zu müssen. Endlich, nachdem er ihn mit Ach und Krach aus der dunklen Höhle hervorgeangelt hatte, prasselte es los. Doch nicht etwa gegen die Franzosen, oh nein; dort, mochte er sich gesagt haben, nützt es doch nichts, also kühlt man sich bei den andern Führern ab. Um den Starrköpfen die Lust nach Schokoladecreme zu unterbinden, wurde ein Straftippel angeordnet. Wer sollte den aber mit dieser aufgebrauchten, nach Schokolade winselnden Menge ausführen? Man schaute umher, man schaute in eines jeden Visage, ob nicht er etwa geneigt wäre, dieses «Stoss-truppunternehmen» auszuführen. Kein Führer zeigte Neigung. Die Blicke fielen auf mich. Und ich wusste ja, kam eine heikle Angelegenheit, so war ich immer noch ein Ausweg. Ich war zu gutmütig, ich hätte mich abschlichten lassen aus Liebe zu diesen Franzosenknaben. Das wussten die Führer aus Erfahrung, leider!

Mein Leidensgefährte Funk und ich wurden ausgelesen, die Kohorten auf den Straftippel zu führen. Jeder hatte für sich und den andern Mitleid. Wohl wussten wir Strafpredigten zu halten, doch Strafen auszuführen, da waren wir weniger zu haben! Doch es musste sein, und wir fügten uns ins Unvermeidliche.

Ich will hier den musterhaften Aufbruch nicht beschreiben. Er grenzte ans Grenzenlose. Zuerst wollten die Knaben nicht; es wollte ihnen nicht einleuchten, dass eine Forderung nach Schokolade einen Straftippel zur Folge habe - hier in der demokratischen Schweiz - und endlich, als sie es doch einsahen, klappte es bei uns wieder nicht. Und als wir glaubten, dass nun alles in Ordnung sei und die Expedition aufbrechen könne, hatte sich die Zahl der Franzosensprösslinge stark dezimiert. Abschleichpolitik... Nach endlichem Her und Hin kam es doch noch zum Aufbruch. Was wir alles hören mussten, geht lange nicht in ein französisches Lexikon. Natürlich wurden wir als die Urheber dieser Expedition angeschaut, und dementsprechend waren auch die löblichen Ausdrücke der Knaben. Bald zeigte sich die Schar stärker als wir. Sie leistete kurz und bündig einfach passiven Widerstand. Das war gewiss köstlich für Zuschauer, aber für uns mehr unköstlich. Es war nichts zu machen, der passive Widerstand wuchs und an den Blicken gemessen, die Funk um sich schleuderte, war ihm auch nicht gerade engelisch zu Mute.

Schliesslich beschlossen wir, den Rat der grossen Zwei einzuberufen, um die notwendigen Massnahmen zum dauernden Frieden zu prüfen. Die ganze Abteilung wurde in zwei Hälften gespalten, folglich sollte auch ihr Widerstand in die Hälften zerfallen. Aber oh weh, ich war mir nicht bewusst, dass ich ein so schlechter Mathematiker war, denn ich musste einsehen, dass der Widerstand im Quadrate wächst, wenn man ihn zu vernichten droht. Die eine Hälfte schickten wir nach Hause, die andere, mit den schwereren Fällen, wurde weiter auf den Tippel gesandt. Aber auch das war Essig. Bald musste ich konstatieren, dass die Freude am passiven Widerstand bei den Knaben aus lauter Lust zum Widerspruch wuchs. Aber eines konnte ich im letzten Augenblick noch erhaschen, bevor das ganze Unternehmen scheiterte: dass sich ein Einzelner die Ehre herausgenommen hatte, die ganze Bande geistig zum Hetzkrieg zu führen. Das war Gaston. Gaston mit den roten Haaren, dessen Gesicht allgemein bewundert wurde, nicht nur wegen der roten Haare, auch nicht wegen des zu lose in den Mundwinkeln hängenden Mundes, sondern weil er wirklich einen schönen Kopf auf seiner sonst schitterten Postur zur Schau trug. Und dieser kleine

Bengel war der geistige Vater des Widerstandes! Er musste von der Bande getrennt werden. Was machen? Überrumpeln war wahrscheinlich das Beste. Ein kühner Griff, ich wollte ihn an meine Seite bringen, aber der Griff war zu kühn, er verfiel sich im Leeren, und ich musste mir alle Mühe geben, dass mir das von ehemals gegebene labile Gleichgewicht meines Körpers nicht flöten ging. Der Griff hatte versagt, das zeigte mir schon das Lächeln auf den äussersten Mundwinkeln Gastons. – Wie nun anstellen? Wie konnte ich ihn nur auf meine Seite bringen? Na, versuchen wir's mal mit Blicken und Worten. Ich stellte mich in Positur, räusperte mich drei- oder viermal, sandte Blitze von Blicken gegen Gaston und rief dann mit einer Stimme, die Schnecken hätte erweichen können: «Gaastooong!» Welch' Glück, es wirkte; bei diesem verblüffenden Ergebnis verschlug es mir fast den Atem, so dass ich zuerst noch schlucken und würgen musste, bis ich auch nur einen Hauch von einem Wort sprechen konnte. Gaston kam wirklich auf mich zu, es war keine Sinnestäuschung. Gaston war neben mir! Vorsichtig leitete ich eine Absetzbewegung von den andern ein. Und endlich, endlich war ich mit Gaston allein.

Die Treibkraft des Widerstandes war vom Haufen getrennt. Ich hatte nun die fixe Idee, diesen Knaben umzubiegen, das heisst, sein Betragen der Schokolade und des «Passiven» wegen zu rügen und ihn dennoch zum Kameraden zu haben, mich also von ihm nicht zu trennen, sondern ihn noch mehr an mich zu binden. Es gelang! Ich will nicht schreiben wie, denn dies war nicht köstlich, noch amüsan, kein Spiel noch ein Fantasiegebilde, es war die Aussprache sozusagen eines ältern Bruders zu einem Jüngeren. Es gelang mir; Gaston wurde mein bester Kamerad unter dieser Schar, doch eines musste ich ihm versprechen, von dieser Unterredung niemandem ein Wort auszuplaudern. Ich hielt dies Wort und werde es auch weiterhin halten.

So zogen wir denn, Gaston und ich, gestärkt durch ein Band der Kameradschaft, glücklich dem Heime zu. Er hatte ein bisschen verweinte Augen, und ich ein bisschen runde Füsse, doch dessen ungeachtet schritten wir erhobenen Gesichtes freudig in den Hof.

O. F.

DER MARSCH NACH DER GRENZE

Zwei Wochen frohen Lagerlehens lagen hinter uns. In frohen Spielen und lehrreichen Geländeübungen hatten die Franzosenüb-
lein die Tage des Grauens und der Not, die hinter ihnen lagen, schon ein wenig vergessen.

Schon begann die zweite Hälfte des Lagers. Mit ihr kam ein neuer Leiter. Max, der Edle, Feinfühlige, wurde abgelöst von Louis, einem jungen, strammen Offizier. Sein Offiziersschneid liess sich trotz kurzer Pfaderhosen und bürgerlicher Miene nicht verbergen. Aus der Instruktionsstunde wusste er genau: Wer dauernd Ordnung haben will, muss gleich am ersten Tage stramm beginnen. Schon früh hatte er selbst sich erhoben, um sich auf Grund der vorliegenden Akten über jeden einzelnen seiner Pflegebefohlenen zu informieren. Denn jeder sollte auch nach seiner persönlichen Eigenart und Veranlagung angefasst und geführt werden. Die Tagwache wurde von keinem überhört, selbst dem ärgsten Siebenschläfer nicht. Auch die Morgenwäsche ging reibungslos vonstatten. Beim Morgenessen erst kam es so recht zum Ausdruck, dass mit Louis auch einige neue Venner eingezogen waren. Es begann das gegenseitige Beschnuppern und Beobachten. Das Bettmachen nach dem Morgenessen hatte heute eine kleine Not. Die älteren Venner kannten die kleinen Schwächen ihrer Schützlinge und wussten, wer das Leintuch nicht recht unter die Matratze steckte, wem es schwer fiel, die Decken gerade zu falten oder das Kopfkissen schön geglättet zurechtzulegen. Ein kleiner Handgriff kameradschaftlicher Zusammenarbeit sorgte dafür, dass das Strengprüfende Auge des Lagerleiters für die «*équipe*» keinen Strafpunkt finden konnte. Heute fehlte jedoch manchem Gutgewillten, aber Ungeschickten die Hilfe, und beim Zimmerappell liess Louis alle schlecht gemachten Betten unbarmherzig auseinanderrupfen. Während der zweiten Inspektion hatte sich Klein-Louis (welcher von den vielen, die wir im Lager hatten?) heimlich in das Zimmer seines grossen Führers und Namenvetters geschlichen. Was er dort fand, machte ihm die ständige Angst, erwischt zu werden, tausendfach belohnt. Louis, der Strenge, hatte sein eigenes Bett noch nicht gemacht! Und nun gings im Flüsterton von Mund zu Mund: «Wir künden ihm den Gehorsam! Wir hauen ab, wie ziehen in die Weite!» Unterirdisch still wühlte

der Geist der Revolution. Guy, ein Hauptmannssohn, der älteste der Kameraden, prägte das Schlagwort: «Zurück nach Frankreich - Auf zur Grenze!»

Der Nachmittag verlief in Heiterkeit und Freude. Alles hatte ein frohes Gesicht, die Revolution schien endgültig erledigt zu sein.

Aber heim Ahendgehet in der Kapelle, hei der Gewissenserforschung über den Verlauf des Tages, fiel es François auf die Seele: «Wir wollten ja fort.» Vergessen war alles andere, Umgehung und Gehet. Als er mit Guy hei der Kapellentür zusammentraf, raunte er ihm aufreizend ins Ohr: «Toi, tu t'es gonflé!» (Du hist ein Grossmaul). Damit traf er Guy an seiner verwundbarsten Stelle. So etwas liess er sich nie im Ernste vorwerfen. Für ihn stand es nun endgültig fest: morgen haue ich ah. In schlafloser Nacht kreuzte ein Plan den andern. Wer würde wohl mitkommen? Alle wollten doch gehen. Wer stand wohl treu zu ihm? Als die Morgendämmerung die Umrisse der Dinge sichtbar werden liess, erhob er sich leise von seinem Lager. Er weckte seine Kameraden. Doch diese zogen das warme Bett der kalten, fremden Landstrasse vor. Nur einer, Christian, packte mit ihm in aller Heimlichkeit Koffer und Rucksack.

In welcher Richtung liegt die Grenze? Was werden wir heute essen? Kommt da nicht jemand gesprungen? O weh, der Fluchtversuch ist im Beginnen schon vereitelt. Einer hat die zwei Flüchtlinge eingeholt und bringt sie nun ins Lager zurück. Im Führerzimmer harren sie ihrer Verurteilung. Mannhaft war ihre Flucht, mannhaft war nun auch ihr eisiges Schweigen vor dem «hohen Rat».

Während die Führer mit den beiden Ausreisern verhandelten, glimmten im Lager von neuem die Feuer der Revolution. Jetzt wurde in aller Offenheit gepackt. Da erscheint der Lagerkaplan. Ihm hat man schon so manches gesagt. Er soll auch das noch wissen. Zunächst gibt er den beiden Delinquenten Gelegenheit zur Aussprache. Er muss auf Freispruch stimmen. Ein Bub, der sich nicht gefallen lässt, als Grossmaul und Aufschneider beschimpft zu werden, verdient nur Lob, nicht aber Strafe. Wie sollte man aber den andern strafen, der treu zu seinem Kameraden gestanden, wo alle andern ihn verliessen?

Vergeblich versuchten die Venner die Buben zur Vernunft zu bringen. «Es ist so weit zur Grenze.» - «Auf unserer Flucht im Kriege haben wir 300 Kilometer zurückgelegt.» - «Wo wollt ihr

aber übernachten?» - «Wir haben mit der Mutter und den kleinen Geschwistern 6 Nächte unter freiem Himmel kampiert. Bis zur Grenze werden wir nur 3 solche Nächte haben.» - «Ihr werdet unterwegs verhungern.» - «Jetzt sind die Bäume voll Obst und die Felder voll Gemüse. Da finden wir in Überfülle, was wir brauchen.» - «Wenn ihr auch bis zur Grenze kommt, so wird man euch nicht ohne Papier durchlassen!» - «Wir probieren es. Wir sind schon an ganz anderen Orten durchgeschlüpft. Übrigens sind auf der andern Seite der Grenze Franzosen, unsere Landsleute. Die lassen uns ganz sicher durch.» - Wer konnte da noch weiter raten? Ob Mittel der Gewalt die erregten Gemüter beruhigen würden? Der Lagerkaplan hatte einen andern Vorschlag, für den er selbst das Risiko übernahm.

Beim Fahnenaufzug riesige Spannung. Was wird es geben? Wie gewohnt, ohne Erregung, ohne eine Spur von Verärgerung über das Vorgefallene verliert Louis die Tagesordnung. Geländespiel und Baden sollten die Tagesfreuden sein. Dann noch etwas. Wer nicht mehr hier bleiben will, sammle sich beim Lagerkaplan. Er wird auf der Karte den Weg zur Grenze zeigen, er ist sogar bereit, die des Lagers Überdrüssigen bis zur Grenze zu begleiten.

Acht Mann meldeten sich zum «Marsch an die Grenze»: Guy, Christian, Roger, Louis, René, Serge, Jackie und François. Auf dem Boden sitzend wurde die Karte studiert. Bis Basel über 200 Kilometer! Das ist zu weit. Doch näher an der Grenze stehen französische Soldaten, bei Konstanz und bei St. Margrethen. Bis dorthin sollten wir es schaffen. Sind wir einmal über der Grenze, dann

werden uns die Soldaten sicher mit ihren Camions bis nach Frankreich, bis in die engere Heimat bringen.

Jetzt schnell alles gepackt. Punkt 10.30 ist Abmarsch mit dem Ziel Zollamt Rorschach. Mit grosser Begeisterung wird alles persönliche Eigentum in Koffer und Rucksack verstaut. Einsichtige Kameraden mahnen: «Bleibt doch. Während wir spielen und gut essen, müsst ihr müde auf der Landstrasse pilgern und euer Gepäck schleppen. Bald, bald werdet ihr euren Entschluss bereuen.» Sie redeten vor tauben Ohren, verstockten Herzen.

Punkt 10.30 Uhr war alles marschbereit. Auch Marcel und Bipo, die väterlich sorgenden Venner, die ihre Scouts nicht allein auf der Landstrasse ziehen lassen wollten. Den Lagerkaplan überkam

das Mitleid mit der schwerbeladenen, körperlich schwachen Schar. Er wollte die Buben ja nur zur Einsicht bringen, dass ihr Entschluss unausführbar sei. Das sollte aber nicht auf Kosten einer Überanstrengung gehen, die den schwachen Körpern wieder die Kräfte rauben konnte, die in mehrwöchiger Erholungszeit mühsam aufgespeichert wurden. Er ordnete daher an, dass der grosse Wagen mitgenommen werde. Ein unbändiges Freudengeheul war der Buben Dank für diesen Entschluss. Und dann gings los. Der Wagen hochbeladen. Aber fragt nicht wie! Kunterbunt lag alles neben und übereinander. Schon nach den ersten 10 Metern fiel Stück für Stück vom Wagen. Es musste nachgeschleppt werden, da die Wagenführer nicht anhielten. Man musste ja eilen, wenn man zur vorgeschriebenen Zeit in St. Gallen sein wollte.

Alles glückte einer überstürzten Flucht. Ausserhalb Gossau, beim Breitfeld, dem langweiligen Exerzierfeld, schien die heisse Mittagssonne prall auf den schattenlosen Weg. Das gab Durst. Nur einer hatte in weiser Voraussicht seine Feldflasche mit dem begehrten Wasser eingepackt. Was war das für so viele? In der Ferne winkte schon St. Gallen. Das gab neuen Antrieb nach Vorwärts. Dort musste es Wasser haben. Nur diese Aussicht hinderte einen Grossteil daran, zu kapitulieren und den innerlich schon bejahten Rückzug anzutreten. Wie die Strasse sich endlos in die Feme zog! Ein wenig Abwechslung in die Eintönigkeit brachte die schöne neue Fürstentlandbrücke über die Sitter. Nach der Brücke kamen Häuser. Endlich St. Gallen? Nein, erst Brüggen. Bis St. Gallen haben wir noch gut eine halbe Stunde! Zum Durst gesellte sich nun noch der Hunger. Wie schön haben es doch die andern. Die sitzen jetzt beim Mittagessen im kühlen Speisesaal! Man durfte nicht daran denken. Nur weiter, immer weiter. Endlich kamen die ersten Häuser von St. Gallen. Es kamen aber auch die Strassen mit den holperigen Bsetzsteinen. Wir mussten uns teilen in eine Zug- und eine Gepäckauflademannschaft. Denn jetzt vergingen kaum 5 Schritte, ohne dass das eine und andre Gepäckstück vom flachen Pritschewagen kollerte. Viele mitleidsvolle Blicke wurden uns «Brüdern von der Brockensammlung» zugeworfen. Aber keiner wagte zu fragen, ob wir Durst und Hunger hätten. Endlich, endlich war der Ort der ersten Rast, St. Gallen, erreicht. Mit einer Stunde Verspätung. Ob man nicht doch umkehren sollte?

Dominique, der kranke Kamerad aus dem Lager, der im Kantonspital lag, machte grosse Augen, als er von den Reiseplänen seiner Kameraden erfuhr. «Habt ihr es im Lager denn nicht gut? Esst ihr schlecht? Sind die Führer nicht gut zu euch? Seid doch vernünftig und kehrt um.» Derselben Meinung waren auch seine beiden Zimmergenossen, zwei französische Kranke aus dem Konzentrationslager in Buchenwalde. Der jüngere derselben wusste sogar zu berichten, dass die Grenze längs der Besetzungzone völlig geschlossen sei, aus Sicherheitsgründen wegen der augenblicklich tagenden Potsdamer Konferenz. Sollte man da wirklich weiterwandern? Christian, Louis und Roger zogen es vor, für den Rückzug zu stimmen. Guy aber blieb die treibende Kraft für die Krönung der begonnenen Tat. «Bis zur Grenze müssen wir auf alle Fälle. Vielleicht lässt man uns doch durch. Wenn nicht, haben wir wenigstens wieder ein neues Stück eines fremden Landes gesehen.» Also weiter! Aber von jetzt an ohne Wagen. Bipo braucht den, um die ersten drei reuigen Ausreisser samt ihrem Gepäck wieder ins Lager zurückzuschaffen.

Das Ende der Geschichte erzählt uns Guy selber:

«Ein letztes Winken zum Krankenzimmer, zu Dominique. Und wieder gings weiter. Von weitem leuchteten bald schon die Wasser und Ufer des Bodensees. Doch weit noch war der Weg. Ob wir's noch schaffen? Ich trug die Verantwortung, dass wir uns zu gegebener Stunde am Quai in Rorschach beim Lagerkaplan meldeten, der uns vorausgefahren war, um die ganze Expedition gründlich vorzubereiten. Wie erstaunt war er, als wir uns schon zwei Stunden eher als vorgesehen zur Stelle meldeten. Einfache Sache! Ein Lastwagenführer hatte Mitleid mit den müden, schwankenden Gestalten und verstaute uns in seinem leeren Wagen. Heissa, das war eine frohe Fahrt! Wie konnten da die müden Glieder wieder ruhen!

Nur wartete unser noch der schwerste Teil des Tages. Mit dem Lagerkaplan gings zum Zollamt. Grimmig blickend, vernahm der Zöllner unser Begehren. Schrecken fuhr in unsere Glieder, als sein Finger nun gar die Wählerscheibe seines Telephons drehte. Wird er der Polizei berichten? Wird er uns verhaften lassen? Aus seinem Gespräche wurde keiner klug. Nur eines wussten wir: Er war uns und unseren Plänen nicht gewogen. Die Grenze sei hermetisch geschlossen. Auf Befehl des Generals de Tassigny. Nun bekam ich

aber wieder Oberwasser: «Den kenne ich. Führen sie mich zu ihm und wir dürfen bestimmt passieren.» Auch davon wollte der Hüter der Grenze nichts wissen. Er hatte nur noch zwei Vorschläge. «Entweder geht ihr wieder mit dem Lagerkaplan ins Lager zurück, oder ich übergebe euch der Polizei. Da ihr keine gültigen Papiere auf euch trägt, wird sie euch als Vagabunden bei Wasser und Brot hinter Schloss und Riegel setzen! Nun wählet!» Die Wahl war schnell getroffen. Wir waren bis zur Grenze gelangt. Den Übertritt aber hatte man uns verwehrt. Da durfte jeder ruhig heimkehren, ohne fürchten zu müssen, den Vorwurf «Grossmaul» wieder hören zu müssen. Jetzt waren wir die Opfer einer höheren Gewalt.

Über den Heimweg in der Eisenbahn ist nicht mehr viel zu sagen. Als wir wieder zum Lager kamen, wo man uns ein gutes und reichhaltiges Abendessen bereitet hatte, lebten wir in dem Gefühl: «Wir sind wieder daheim.» Liebende Sorge und treue Kameradschaft umfingen uns von neuem. Wir waren geheilt und nie mehr im Verlaufe des Lagers kam uns der Gedanke, wegen einer kleinen Unannehmlichkeit an Führern und Kameraden Verrat zu üben.

So war er für uns eine gute Schule, der Marsch nach der Grenze.»

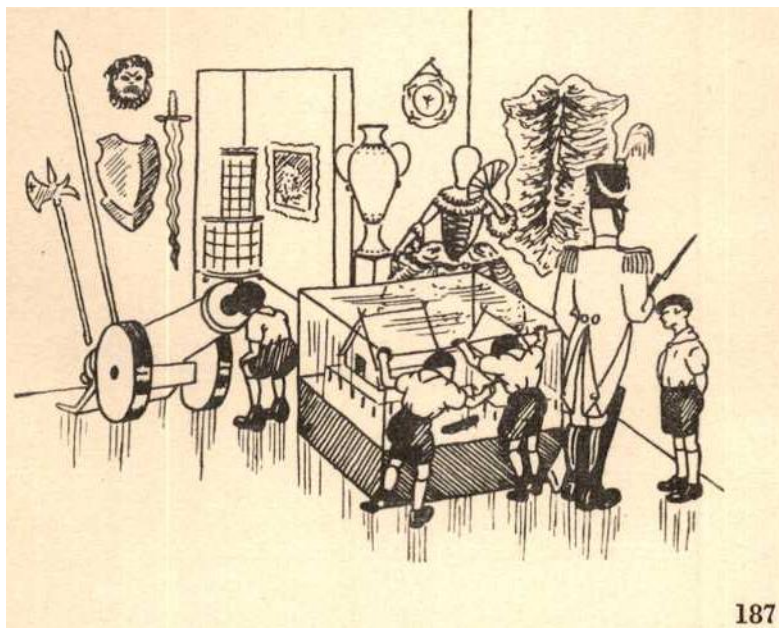
ABENTEUER IM MUSEUM

Viele Menschen halten einen Museumsbesuch für etwas vom Langweiligsten, das es gibt. Auch ich neigte früher ein bisschen zu diesem Vorurteil, doch ein Gang ins Museum mit einer Schar von etwa dreissig Franzosenbuben hat mir die Augen aufgetan. Seit jenem Besuch bin ich noch oft hingegangen, und fast jeder Gegenstand rief in mir immer wieder eine heitere - wenn auch mit einer stillen Wehmut verbundene - Erinnerung hervor.

Es war einer der seltenen Regennachmittage unseres Lagers, ein Dienstag, als ich mich an die Einladung des Museumsdirektors erinnerte, der Sammlung kostenlos einen Besuch abzustatten. Ich stellte mir vor, dass das höchstens eine halbe Stunde dauern würde, denn was nicht spannend oder lustig war, pflegte meinen Schützlingen wenig Eindruck zu machen. «Immerhin», dachte ich, «wenn man schon gratis gehen kann, warum nicht?»; denn wir pflegten nicht im Geld zu schwimmen.

Ich trat also mit meiner Schar, die sich in ungewohntes, ehrfurchtvolles Schweigen hüllte, in den Vorraum, liess sie ihre Hüte geordnet ablegen und hielt eine kleine, einleitende Ansprache. «Der Direktor dieses Museums», begann ich, «hatte die grosse Freundlichkeit, uns umsonst hier einzulassen.» Alle blickten in dankbarem Staunen auf den in der Nähe stehenden Aufseher, den sie offensichtlich für diesen freundlichen Direktor hielten. «Die vielen Dinge, die wir hier ausgestellt finden», fuhr ich fort, «sind äusserst wertvoll, denn sie stammen aus fernen Ländern, und ihr dürft sie auf keinen Fall berühren.» Hier war meine Rede bereits zu Ende, denn ich kannte die Geduld meiner Buben zu gut, um sie noch länger auf die Probe zu stellen. Nachdem ich sie also im Chor die Quintessenz meines Referates, das «rien toucher» hatte wiederholen lassen, gab ich ihnen fähnliweise den Weg in das Labyrinth von Treppen, Gängen und Sälen frei.

Nach wenigen Sekunden schon stand ich ganz allein mit dem Aufseher in der Halle. Man hörte noch einen Augenblick lang die verklingenden Schritte der letzten, und dann war es wieder ganz still. Der Aufseher erzählte mir, dass wir die einzigen Besucher seien, und dann plauderten wir noch über Heizungsprobleme und Einfuhrschwierigkeiten und andere Dingen, bis ich endlich vor-



schlug, einen Rundgang durch die Räume zu machen, um die Buben ein wenig zu beaufsichtigen. Wenn ich nämlich an frühere Vorkommnisse dachte, so schien es mir nicht ausgeschlossen, dass sie Unfug treiben und Verschiedenes kaputtmachen könnten. Der Wärter willigte ein, und wir stiegen die imposante Treppe hinan und betraten den Rittersaal. Kein Mensch war dort zu sehen. Das hatte ich mir ja denken können, denn eroberte Fahnen und Wappenscheiben vermögen keinen richtigen Lausbuben zu fesseln. Also weiter. Im anschliessenden Zimmer vernahmen wir Stimmengemurmel. Richtig: da waren die ersten Vier. Sie benahmen sich vorbildlich. Die Brüder Hennebois tanzten in gemässigter Begeisterung um einen Glaskasten herum, der das Modell einer Pfahlbausiedelung enthielt. Ich hatte ihnen gerade am Vorabend von diesen Menschen erzählt, und wir hatten geplant, einmal ihre Waffen und Gebrauchsgegenstände nachzumachen. Elie Loubet bohrte daneben seinen Blick in den schwarzen Schlund einer Kanone, um zu erforschen, ob noch eine «boule» drinnen sei, und der Vierte, unser Charlemagne, interessierte sich für eine Flinte, welche ein baumlanges französisches Grenadier aus Napoleons Zeiten in seinen Wachshänden hielt. Er hielt dabei seine Hände musterhaft auf dem Rücken, was meinen Begleiter zu aufrichtigem Staunen über die verblüffende Wirkung meiner Rede veranlasste. Ich traute indes dem Schein nicht ganz, denn diese Vier waren ausgerechnet meine Musterknaben, und man durfte von ihnen nicht auf die Restlichen schliessen. Immerhin behielt ich diese Zweifel für mich und sagte voll Genugtuung: «Sie sehen, diese Buben . . .» Weiter kam ich nicht, denn der Schreck verschlug mir die Stimme. Wir standen nämlich ganz plötzlich einer furchtbaren Fratze gegenüber, einem dämonischen, übergrossen Kopf, der zu einem hässlichen, mit raschelndem Gras bedeckten Zwergengeleib gehörte. Ich war tatsächlich einen Augenblick sprachlos. Dann aber las ich auf einem Täfelchen, welches auf dem Bauch des Ungeheuers befestigt war, die Inschrift «Borneo, Tanzmaske. 1898» und hörte hinter den furchterregenden gelben Zähnen das bekannte Lachen des kleinen Rico, und meine Sprachlosigkeit wandelte sich in höchste Beredsamkeit: «Qu'est-ce que ça veut dire?» fuhr ich den Kobold aus Borneo an, «n'as-tu pas entendu ce que j'ai dit il y a quelques minutes? Allons, vas vite replacer ce machin!» Die Tanzmaske ver-

schwand, von meinen Worten nicht besonders beeindruckt, denn sie tanzte vergnügt, und mir wäre es auch eher ums Lachen gewesen, wenn ich nicht den Zorn des Aufsehers gefürchtet hätte. Man kennt ja diese Aufseher.

Nein, hier hatte ich mich schwer getäuscht! Als er meine besorgte Miene sah, sagte der Begleiter nämlich: «Ich hätte gar nicht gedacht, dass diese Masken so lebendig wirken können. Man sollte sie eigentlich den Besuchern auf diese Weise vorführen.» Als ich ihn etwas verblüfft anschaute, fuhr er fort: «Wissen Sie, wenn es Schweizerbuben wären, würde ich schon einschreiten. Mit diesen hier ist es aber etwas Anderes. Sie sollen sich doch erholen und möglichst viel Lustiges erleben. Meine Schwester hat auch einen kleinen Franzosen zuhause, einen lieben, anhänglichen Kerl, aber gar nicht wie unsere Kinder, viel nachdenklicher und oft übertrieben ängstlich. Er sollte auch in dieser Schar sein; hier würde er wieder lernen, wie man Unfug treiben und übermütig sein kann. Schaden wird nämlich kaum entstehen: alles, was zerbrechlich ist, liegt unter Glas oder sonst äusser Reichweite, und die Waffen und Rüstungen, welche im Krieg manchen Hieb empfangen mussten, werden wohl auch diesen messieurs standhalten können.»

Ein schwerer Stein fiel mir vom Herzen, und gleichzeitig ergriff mich eine grosse Freude, dass ein Museumsaufseher ein so tiefes Verständnis für meine Schützlinge haben konnte. Nun wurde unser Gang durchs Museum zu einer heiteren, unvergesslichen Unterhaltung.

Wir wanderten vergnügt von Raum zu Raum und mussten immer wieder staunen über die originellen Einfälle der Buben. Alle die toten Dinge aus längst vergessenen Jahrhunderten bekamen wieder Leben und Sinn durch ihre wundervolle Phantasie.

Da ertönte zuerst Waffenklirren und Schlachtenlärm. Jerome hatte sich einen Helm - natürlich einen viel zu grossen - über den Kopf gestülpt und kämpfte, indem er verwegen darunter hervorschiele, mit einem leichten, geschmeidigen Degen gegen die viel kleinere Mouche. Mouche, unser Benjamin, verteidigte sich tapfer, von seinen Kameraden angespornt durch begeisterte Zurufe, mit einer Streitaxt, indem er sich hinter einem mächtigen Schild schützte, der fast so gross war wie er selber. Dieser Schild hatte die Burgunderkriege durchgemacht und stammte aus der

Beute der Eidgenossen. Mein Begleiter erzählte den gespannt Lauschenden von diesen Kämpfen der alten Schweizer, und die Mouche stützte sich stolz auf den Schild, von dem er behauptete, ihn hahe schon Guillaume Teil getragen.

Ich musste staunen über den Aufseher. Er sprach wie ein Vater zu den Kleinen, nicht in dem geschäftsmässigen Ton, wie er ihn den Fremden gegenüber hatte.

Ein dumpfes Poltern liess uns eilig weitergehen. Es kam aus der Kerkgalerie. Dort hatte man den kleinen Bonafou in ein Verliess eingesperrt, und er hatte nun plötzlich Angst, er müsse dort bleiben, und tobte schrecklich an die massive Eichentüre. Gerade wollten wir der Szene ein Ende machen, da nahte sich unter wildem Kampfgeheul Bonafous Bruder mit einigen Getreuen, um den Bruder zu hefreien. Sie waren mit Lederpeitschen aus dem siebzehnten Jahrhundert und einigen Stöcken, welche früher den Mönchen vom Sankt Bernhard gehört hatten, ausgerüstet und vertriehen ihre Widersacher in kürzester Zeit. Im Triumph wurde der Riegel zur Seite geschoben, und auf der Schwelle erschien tränenüberströmt, mit den Augen aber schon wieder lachend, der kleine Bonafou. Vollends zufrieden war er dann, als ihn der Wärter auf den Bock einer hochräderigen alten Postkutsche hinaufhob und ihm zeigte, wie man mit der Peitsche knalle. Diese Peitsche wurde nun zur Hauptattraktion. Aus allen Richtungen kamen sie herangeeilt, als sie das Geräusch vernahmen, und ich wusste schon, wie ich die Bande am folgenden Tag unterhalten könne: mit der Verfertigung von Peitschen. Jeder durfte nun einmal knallen, was sie mit grosser Begeisterung taten.

Plötzlich ertönte aus dem Innern der Kutsche ein geisterhaftes Stöhnen. Anfänglich erschreckt, fanden wir dann heraus, dass es nur Pralin, unsere Schlafmütze, war, die es sich in den weichen Polstern bequem gemacht hatte und nun von uns geweckt worden war. «Ça sent l'antiquité – das riecht nach Altertum», sagte er und charakterisierte dabei das muffige Gerüchlein in der Kutsche vortrefflich.

Es war wirklich ein wunderschöner Nachmittag im Museum! Wir spannten noch den strampelnden und protestschreienden André auf die Folterbank, setzten die automatische Schiffsorgel in Bewegung, zwängten uns mit viel Mühe in ein schlankes Eskimo-Kajak,

ruhten im geräumigen Himmelbett, von dem Elie behauptete, Louis XIV. hätte darin geschlafen – es sei ja noch warm – spielten Theater mit einer Marionette des ehrwürdigen Doktor Faust, fuhren mit einem der ersten Fahrradmodelle durch den langen Korridor, stiegen auf das höchste Türmchen, von wo aus wir die ganze Stadt überblicken konnten, veranstalteten ein Wendeltreppenrennen mit einer ganzen Tafel Schokolade als Siegespreis – und waren schliesslich wieder bei unseren Hüten angelangt.

Dort sangen wir unserem Begleiter zum begeisterten Dank das Liedchen von der Jeanette, welche nicht weinen soll, und jeder gab dem guten Mann die Hand und sagte: «Adieu, Monsieur le Directeur, et merci beaucoup!»

Dann traten wir unter aufgeregtem Geplauder wieder auf die Strasse hinaus, während der Aufseher versonnen lächelnd zurückging, um sein Museum aufzuräumen. G. Sch.

LAGERTHEATER

Es fiel uns allen auf, dass sich im Föhnli «Hérisson» irgend etwas Besonderes vorbereitete. Michel, Georges, Lucien, Henry, René und die Gebrüder Bonafou versammelten sich in jeder freien Minute in ihrem selbstgebauten Föhnli-abri zu einer geheimen Besprechung, und nachher liefen sie mit einer so geheimnisvollen Miene umher, dass die Andern vor Neugierde fast platzten. Das Geheimnis der «hérissons» beschäftigte sogar die Lagerleitung, die, pflichtbewusst wie sie war, mit einem Unfug rechnete und geeignete Gegenmassnahmen – nicht etwa Strafen, sondern neue, fesselnde Unterhaltung – vorbereitete.

Aber es war nichts Schlimmes, dieses Geheimnis, als es nun endlich offenbar wurde. Als nämlich eines Abends alle schon behaglich im Stroh lagen und Fips sein gewohntes Handorgelkonzert unter begeistertem Applaus beendet hatte, verkündete Michel feierlich, dass sie, die hérissons, eine Theatergesellschaft gegründet hätten, die den Namen «Les Abeilles» trüge. «Abeille» war sein persönlicher Übername. Er fügte dann noch bei, die erste Vorstellung werde am folgenden Abend stattfinden und trage den Namen «Le dop».

Eine kurze Erklärung: Ich weiss nicht genau, ob dieses letzte Wort richtig geschrieben ist, denn es existiert weder in der französischen Literatur noch in irgendeinem Dictionnaire. Die Buben

brachten es einfach mit ins Lager, und wir hatten bald herausgefunden, was es bedeuten sollte: Zigarette. Später entdeckten wir zufällig sogar die Herkunft des Ausdrucks: «American club» ist eine in Frankreich offenbar bekannte Zigarettenmarke, und so wurde das Wort «club», abgewandelt in «clop», zum allgemeinen Begriff «Zigarette».

Clop, ein begehrter Gegenstand! Das romantische Zeitalter der beissenden Nielen und der ausgehöhlten Rosskastanien als Tabakpfeifen scheint vorbei zu sein. Die heutige Jugend wünscht richtige Zigaretten! Allerdings: tatsächlich geraucht wurde ja nie. Die Clops waren einfach ein unerschöpfliches Gesprächsthema, wie ja auch die Erwachsenen gern von Dingen reden, die sie sich wünschen und nicht haben können.

Aber zurück zu den «Abeilles»! Sie wollten also ein Theaterstück spielen unter dem geheimnisvollen Titel: «Le clop». Ich ahnte bereits etwas, und diese Ahnung erwies sich bereits am folgenden Morgen als richtig.

Am folgenden Morgen nämlich stand die Abeille plötzlich neben mir und erklärte mir geheimnisvoll, er brauche für die Aufführung unbedingt eine clop. Selbstverständlich lege er absolut keinen Wert auf das Rauchen, aber das Stück verlange es nun einmal so. Ich hatte zwar den lebhaften Eindruck, die clop sei ihm wichtiger als das Stück, wollte aber nicht der Spielverderber sein und ging also mit ihm zum Lagerkoch, dem einzigen Raucher weit und breit, um ihm das gewünschte Objekt zu verschaffen. Glückstrahlend verstaute er es in die Brusttasche und verschwand. «Ob er sie nicht schon vor der Vorstellung raucht, gleichsam als Hauptprobe?» argwöhnte der Lagerkoch, und auch mir kamen ähnliche Gedanken.

Der Abend kam, die Zeit der Vorstellung rückte heran. Wir trugen sämtliche Klappstühle auf die Weise hinaus und stellten sie im grossen Halbkreis so gegen das Haus, dass die Laube als Bühne benutzt werden konnte. Eine grossartige Bühne, mit elektrischer Beleuchtung und einer breiten Treppe gegen den Zuschauerraum!

Als das Theater fertig eingerichtet war, mussten wir uns alle entfernen, um dann wie richtige Theaterbesucher einzeln oder in kleinen Gruppen wieder zu erscheinen und unsere Billette – es waren Zettel von einem alten Abreisskalender – dem kleinen Rico vorzuweisen, der mit wichtiger Miene eine Ecke davon wegriss und

uns mit unnachahmlich eleganter Gebärde den Sitzplatz zuwies. Die abeilles rannten aufgeregt umher und suchten ihre Requisiten zusammen, das Publikum unterhielt sich in froher Spannung auf das Bevorstehende, und die Stimmung war genau dieselbe wie in einem grossen richtigen Theater, nur mit dem Unterschied, dass in jenem die Sterne nur an die Decke gemalt sind, während die unsrigen in echtem Glanz hoch über unseren Köpfen am hellen Sommerhimmel funkelten.

Endlich erschienen die Abeilles auf der Bühne. Sie sangen das Lied von Matelot und hatten wenig Erfolg, denn das kannten alle, weshalb sie denn auch ungeniert weiterplauderten, bis es fertig war.

Aber was jetzt kam, das war neu. Abeille erschien auf der Bildfläche. Er trug einen weiten Mantel, der normalerweise als Wolldecke diente, und einen verkehrt aufgesetzten, zusammengedrückten Pfaderhut mit einer Feder. Schon diese Erscheinung rief begeisterten Applaus hervor. Dann begann er einen Monolog. Er sprach viel und sehr rasch, und wir Schweizer verstanden ungefähr den fünften Teil. Den Sinn jedoch erfassten wir gleichwohl: dass er im glücklichen Besitz einer dop sei und diese nun zu rauchen gedenke.

Das Motiv war wundervoll spannend. Ich beobachtete meine kleinen Nachbarn und stellte fest, dass alle Blicke gefesselt auf die Bühne gerichtet waren, und von allen Gesichtern konnte man die brennende Frage ablesen: «Hat er wirklich eine dop in der Tasche, oder erzählt er uns nur «des blagues»?»

Diese Frage sollte nicht sogleich gelöst werden. Als Abeille nämlich in die Tasche griff, um sein Vorhaben auszuführen, erschien René, mit einer Pfanne, einem Beil und verschiedenen anderen Requisiten phantastisch ausgerüstet und offensichtlich ein wenig betrunken, und forderte von Abeille eine dop. Dieser bedauerte, ihm keine anbieten zu können, und kehrte zum Beweis beide Hosensäcke – das heisst: er kehrte zweimal den gleichen, was sein Partner jedoch nicht bemerkte. Mouche hingegen, der neben mir sass, konnte sich nicht enthalten, dem Beschwindelten zuzurufen: «Il triche!», was ihm aber nichts als ein missbilligendes Zischen der Mitzuschauer eintrug.

René verschwand also brummend, und Abeille zog triumphierend seine dop aus der Tasche – Geräusche des Staunens erhoben

sich im Zuschauerraum – und machte Anstalten, sie in Brand zu setzen. Dies war eine sehr komplizierte Angelegenheit. Die ersten drei allumettes wollten einfach nicht brennen. Er versuchte es auf jede Art und Weise, kehrte sie um, schüttelte den Kopf – nichts! Diese Schauspielkunst hätte sich in jedem Cabaret zeigen können, stellte ich bewundernd fest. Die vierte allumette flammte endlich auf. Tief befriedigt blies sie Abeille wieder aus, steckte sie in den Sack und bemerkte dazu: «Elle est bonne – je la garderai.»

In dieser Art ging es nun weiter. Es ist nicht möglich, eine solche Vorstellung in Worten zu schildern. Ich will nur das weitere Geschehen berichten:

Kaum hatte Abeille ein paar geniesserische Züge getan, kehrte der Betrunkene zurück und ergrimmte, als er den Betrug bemerkte. Er entriss dem Andern die dop und steckte sie selber in den Mund. Dadurch entstand natürlich ein Streit. Das Publikum machte begeistert mit. Diese Streitszene hätte einem Hans Sachs alle Ehre gemacht. Nach und nach erschienen auch die übrigen Mitglieder der Theatergesellschaft, und ich bewunderte den raffinierten Aufbau des Stückes, der so eingerichtet war, dass Jeder einige Augenblicke die dop, um die sich ja alles drehte, im Munde halten konnte. Da kam zum Beispiel Georges als Polizist, schnupperte argwöhnisch die Luft ein und sagte dann zum Betrunkenen: «Ah, vous fumez! Ne savez-vous pas qu'il est interdit ici?», worauf er ihm die dop entriss und selber weiterrauchte, aber nur so lange, bis René in seiner Wut eine alte Marktfrau überrannt hatte, die grausam heulte und nur mit einigen Zügen aus der dop zu trösten war.

Mit der Länge der Zigarette nahm auch das Interesse des Publikums ab. und als die dop unter dem Absatz des Polizisten erlosch, erlosch auch das Interesse. Die Schauspieler verneigten sich wie richtige und wurden mit befriedigendem Händeklatschen belohnt. Das Stück war aus.

Noch eine halbe Stunde nach Lichterlöschen vernahm ich aus dem Schlafraum lebhaftes Getuschel, und immer wieder war das Wort «dop» herauszuhören.

Am nächsten Morgen, als ich beim Brunnen die Zahnpasta ausgeteilt und den Pinocchio wie gewohnt besonders darauf aufmerksam gemacht hatte, dass auch die Ohren täglich zu waschen seien, machten sich zwei Abgesandte des Fähnli «Loup» an mich heran und

teilten mir in geheimnisvollem Ton mit, sie hätten für heute Abend ein Theaterstück, für welches sie unbedingt eine dop benötigten. Selbstverständlich legten sie absolut keinen Wert auf das Rauchen, aber . . . Ich verschob meine Antwort auf den Nachmittag und wartete auf weitere Vorschläge. Und tatsächlich war ich bis vormittag um zehn Uhr im Besitz von Theaterankündigungen aus jedem Fähnli, und zu jedem Stück war unbedingt eine dop nötig. Was sollte ich tun?

Während der Mittags-Siesta berieten wir die Sache in der Lagerleitung. Ein Vorschlag Gyraffs, ihnen ein so starkes Kraut zu offerieren, dass sie auf alle Ewigkeit geheilt sein würden, wurde aus hygienischen Gründen abgelehnt, und wir fassten den Entschluss, jedem Fähnli ein Stück zu erlauben, in welchem eine dop die Hauptrolle spielte (dies schon aus Gründen der Gerechtigkeit) und dann das allgemeine Interesse durch andere Attraktionen (wir hatten ja noch ein Kasperlitheater auf dem Estrich, von dem die Buben keine Ahnung hatten, und andere solche Dinge) das Interesse von diesem Gebiet abzulenken. Dieser Entschluss wurde gleich nach der Siesta offiziell verkündet und wohlwollend aufgenommen, und Jacques, der Bevollmächtigte der Loups, empfing aus den Händen des Küchenchefs das unentbehrliche Requisite.

Kurz vor dem Nachtessen - einige übten sich im Korbballsport, andere strichen um die Küche herum - ertönte plötzlich aus dem Spielzimmer ein wildes Kampfgetöse. Ich eilte hinzu und beobachtete von der Türe aus - um mich ganz gemässigt auszudrücken - eine ausgesprochen bewegte Szene. Es war eine richtige Keilerei, wie sie nur unter temperamentvollen Südfranzosen möglich ist. Es war ausgeschlossen, herauszufinden, welche Gliedmassen wem gehörten. Dazu kamen natürlich noch Schmerzensschreie, anfeuernde Rufe, Ächzen und Stöhnen.

Zuerst überlegte ich mir, ob es nicht besser wäre, die Venner herbeizurufen und mit ihrer Hilfe das Blutbad aufzuhalten, dann aber schien es mir besser, sie machen zu lassen, damit sie vielleicht selber zu sich kämen. Aus verschiedenen aufgeschnappten Worten heraus erfuhr ich nach und nach den Anlass zum Streit:

Die Loups waren» sich uneinig gewesen, wer die dop aufbewahren dürfe bis zum Abend. Keiner hatte dem Andern getraut, und schliesslich wollten sie die Frage mit den Fäusten beantworten. Da

hatten sich auch andere eingemischt in der stillen Hoffnung, vielleicht die dop selber zu erbeuten, und das Getümmel war losgegangen. Es waren sicher auch solche Kämpfer dabei, die gar keine Ahnung hatten, um was es eigentlich ging, und die nur aus reiner Freude an dieser Tätigkeit wahllos auf die Übrigen einschlugen. Zuunterst lag natürlich Jacques, und an seiner krampfhaft geballten Rechten konnte man erkennen, dass er noch im Besitz des Kampfobjekts war.

Schliesslich war es unser Lagerkoch, der der Szene ein Ende setzte, indem er zum Nachtessen pfiiff. Augenblicklich entwirrte sich das Knäuel, und jeder rannte, so schnell ihn die Beine trugen, zum Brunnen, um die Hände zu waschen und das köstliche Mahl - den Höhepunkt des Tages - um keine Sekunde zu verzögern. Nur Jacques, der sich als Letzter erhoben hatte, blieb noch ein paar Sekunden stehen und betrachtete in wehmütigem Zorn das Tabakhäufchen und das zerknitterte Papierstücklein auf seiner Handfläche. «Gaputt» stellte er fest.

Selbstverständlich waren beim Nachtessen alle wieder in bester Stimmung. Franzosenbuben sind nicht nachtragend. Sie wechseln in ihrer Gemütsverfassung in einer Sekunde von der grössten Zärtlichkeit in den abgründigsten Hass, aber dieser Hass dauert nie lange. Und an jenem Abend war jedenfalls das Birchermüesli viel, viel stärker als eine zerdrückte Zigarette.

Als alle runde Bäuche hatten und voller Ungeduld auf die Aufhebung der Tafel warteten, um in corpore die Latrine zu stürmen, machte ich ihnen die schmerzliche Mitteilung, dass der Küchenchef, der zwar das Birchermüesli ausgezeichnet zubereite - Bravorufe -, leider keine clops mehr besässe und ich deshalb gezwungen sei, von nun an Zigarren zu verteilen. Alle staunten. «Des cigares?» Ich beeilte mich, zu erklären, dass es sich um Zigarren aus Schokolade handle, selbstverständlich, um sogenannte «branches», und die Begeisterung wuchs gewaltig.

Von clops sprach niemand mehr. Einige Tage lang überboten sich die Fähnli in der Erfindung von phantasiereichen Theaterstücken, in welchen unbedingt eine cigare vorkommen musste, und als dann die Begeisterung auch für diese Attraktion abzuflauen begann, stieg ich in den Estrich, um die Kasperlfiguren herunterzuholen.

G. Sch.

ERLEBEN UND GESCHEHEN

FLIEGENDE BLÄTTER

(Gedanken aus meinem Lager-Tagebuch)

ZIEL oder ANFANG? Verbundene Wunden, gesättigte Magen, ausgeruhte Glieder, getrocknete Tränen. Hört nun unsere Arbeit auf? Nein, nun beginnt sie!

UNSERE AUFGABE. Im Kriege gefallene Väter, deportierte Brüder, zerstörtes Heim... Wir wollen euch helfen, das alles zu tragen und an eure Zukunft zu glauben.

JUGEND. Ihr esst die gleichen Speisen wie wir, ihr spielt unsere Lieblingsspiele und singt unsere Jugendlieder. Was immer ihr tut, ihr seid uns ähnlich. Nur wenn ihr schweigt, seid ihr so anders.

GEBET. Blumen hast Du uns anvertraut, welk und zertreten, ohne Farbe und Ton. Als Gärtner wollen wir sie hegen und pflegen, den belebenden Tau musst Du ihnen geben.

DEM ZWEIFLER. Was wir hier tun? Einen Tropfen aus dem Elendsmeere trocknen. Das ist wenig. Aber es ist mehr, als keinen zu trocknen.

DER WEG. Man verbot ihm, an Gott zu glauben. Zeigen wir ihm unsere ganze Güte und wir zeigen ihm Göttliches!

STATISTIK. Wir glauben, alle Opfer des Krieges aufgezählt zu haben: die Toten, die Verwundeten, die Vermissten und Deportierten. Doch vergessen wir nicht die Myriaden Menschen, welche geistigen Schaden litten und - weiterleben und aufbauen sollten!

ABSCHIED. Rechnen wir auf euren Dank? Nein, eure strahlenden Augen, euer herzliches Lachen gelten uns mehr.

H. M.

DAS VÖLKLEIN AM SEE

Ein Märchen aus der Sommerzeit des Jahres 1945

An einem blauen See mitten in den Bergen lebte einst ein Völklein von Zwergen. Sie batten alles, was es zum Leben braucht; denn eine Anzahl gutmütiger Riesen sorgten für ihr leibliches Wohl. Rududu, einer der Riesen, war ihr König. Sie lebten alle in einem schönen Haus am Ufer des Sees und machten den lieben, langen Tag nichts anderes als Spielen: Schwimmen, Bootfahren, Fußball und was ihr Herz begehrte! Bei Regenwetter gab's Theater und Kino, und die Riesen erzählten spannende Geschichten.

Kann man sich ein schöneres Leben denken? - Und doch waren die Zwerge nicht immer glücklich! Immer wieder kam es nämlich vor, dass der eine oder der andere seine Kameraden im Spiel störte, gemeinsames Gut beschädigte oder Unordnung machte. Dann gab es Streit und die Riesen mussten eingreifen und schelten.

Das Unglück seines Zwergenvölkleins bekümmerte den König tief; denn er und die Riesen waren ja nur dazu da, um die Kleinen glücklich zu machen. Tagelang sass er in Nachdenken versunken da, bis er eines morgens in sein Horn stiess und das Volk um sich versammelte. «Liebe Kinder», sagte er, «jedes Volk muss eine Regierung haben, welche für Ruhe und Ordnung im Lande sorgt. Darum gebe ich euch heute eine Verfassung. Darin steht geschrieben, dass ihr Abgeordnete, Richter und einen Präsident wählen sollt. Die Abgeordneten werden ein Gesetz machen, und wer sich nicht danach richtet, wird von den Richtern bestraft werden. Dann wird wieder Friede herrschen in unserem Land und ihr werdet ein glückliches Volk sein!» Mit lautem Beifall wurde des Königs Rede aufgenommen. und sofort machte man sich emsig an die Wahl der Abgeordneten.

Am Abend konnte die Regierung zum ersten Mal zusammentreten. Das ganze Volk war voller Erwartung im grossen Saal versammelt. Vor ihm thronten zur Linken die Abgeordneten mit dem Präsidenten und zur Rechten die Richter. Plötzlich schmetternde Trompetenstösse: Der König erscheint! Angetan mit einem grossen, schneeweissen Mantel, von Purpur umsäumt, die hohe, strahlende Krone auf dem Haupte, das blau-weiss-rote Szepter in der Hand tritt Rududu vor sein Volk. Nun erhebt sich Mor, der Kanzler, und liest die Liste der vom Volk gewählten Vertreter vor. Jedem der Aufgerufenen heftet der König eine Medaille an die Brust, damit ihn seine Kameraden sofort als Regierungsmitglied erkennen und ihm die gebührende Achtung schenken. Darauf richtet sich der König wieder an das Volk: «Passt gut auf, liebe Landeskinder, jetzt werdet ihr die Gesetze vernehmen, welche die Abgeordneten zu unser aller Wohl verfasst haben. Mein Kanzler, verkündige sie laut und deutlich!»

«Art. 1. Wer einen Streit beginnt, erhält drei Tage lang weder Caramels noch Biscuits.

Art. 2. Wer die andern auf sich warten lässt, muss ihnen einen Tag lang das Essgeschirr abwaschen...»

Und so geht's weiter durch die ganze Liste der verschiedenen Vergehen, welche tagtäglich begangen wurden.

Und schon fand am nächsten Tag die erste Gerichtssitzung statt. Die Angeklagten sassen auf ihrer Bank. Kläger und Verteidiger standen sich gegenüber und boten ihre Zeugen auf. Das Wortgefecht wogte hin und her, bis die Richter die nötige Klarheit hatten über das Vorgefallene und sich zur Fällung des Urteils zurückzogen. So erhielten schliesslich die Schuldigen ihre verdiente Strafe und die Geschädigten ihre Genugtuung.

Von dem Tage an herrschte endlich Friede in dem schönen Ländchen am See, und das Glück und die Freude sprossen allenthalben hervor wie das Gras nach dem Regen. Der glücklichste von allen aber war - Rududu, der König!

H. L.

DAS BUBENPARADIES

Morgenfriede liegt über dem Land. In makelloser Reinheit , leuchten die Schneeberge in den ersten Sonnenstrahlen, Auf der birkenumsäumten Wiese am See schimmert das taufrische Gras in lichtem Silbergrün.

Doch sieh, da ist ein Flecken auf dem schönen Bild: Ein Taschentuch liegt dort am Boden - und hier, noch etwas: ein Kamm! Da, ein halbes Damenspiel, zerfetzte Turnschuhe, ein Buch, von Feuchtigkeit aufgeweicht, ein Paar Turnhosen - sie sind wohl einmal weiss gewesen! Das ganze Gelände ist ein einziges, riesiges Kimspiel. Ums Haus herum liegt Papier und Stroh, schmutziges Essgeschirr steht herum.

Und erst im Haus drin! Die Tische und Bänke kreuz und quer, umgestürzt und aufeinandergestellt! Darüber, darunter und dazwischen ein Wirrwarr von Uniformen, Ping-pong-Raketts, Wäsche, Halmaspiel, einzelne Schuhe, zerrissene Bilderbücher, schmutzige Socken! Wahrlich ein Tohuwabohu! Die wilde Jagd ist wohl hier durchgegangen! In der Tat, da ist sie ja schon: mit ohrenbetäubendem Geschrei stürzen einige Wesen aus dem Schlafraum und jagen über den Platz hin. Dort im Schlafraum, da tobt es. Ein Lärm, ein Geschrei, ein Staub, dass einem Hören und Sehen vergeht.

Was für höllische Wesen, welche Geister der Finsternis und der Zerstörung sind hier am Werk? – Merkwürdig, man sieht keine Teufelsfratzen, keine zottigen Ungetüme! – Reizende, sympathische Bürschchen tollten sich hier herum, und wo man auch hinschaut, lauter lachende, vergnügte, freudestrahlende Gesichter! Was gibt es für sie Schöneres, als alles auf den Kopf zu stellen, in der Kissenschlacht ihre Kräfte zu messen, zu schreien, zu balgen und zu tohen, ohne Unterlass den ganzen Tag, bis man spät in der Nacht todmüde auf sein Lager sinkt. – Ein wahres Bubenparadies!

Gebt Acht, ihr lieben, kleinen Gäste, euer Paradies ist in Gefahr! Auch in diesem Garten Eden gibt es verbotene Früchte: euer Spiel darf nicht auf Kosten der wertvollen, anvertrauten Sachen gehen! Das Heim, all die Geräte und Bücher dürfen nicht mutwillig verdorben werden, Kleider und Spielsachen nicht verloren gehen! Kommt, wir wollen Euch helfen und zeigen, wie man sich ein Paradies erhält.

Und schon hört man von höchster Stelle das mahnende Wort: «Der Lagerordnung ist vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken.» In vielfältigem Echo tönt es die ganze Stufenleiter der Vorgesetzten herunter: «Die Ordnung lässt zu wünschen übrig!» – «Aufsehenerregende Unordnung!»

Da prasseln die Befehle auf die Buben nieder: «Rassemblement! Arrangez vos boîtes! Ramassez les papiers! Balayez la salle», etc. Den Buben wird Disziplin und Ordnungssinn beigebracht.

Sauber sieht's jetzt aus im Lager! Wie die Berge am Morgen strahlt das Haus in Makellosigkeit. Ordnung und Ruhe herrschen. Ist's jetzt nicht viel schöner als vorher? – Aber die Gesichter der Buben werden lang und länger: «Non, un tel paradis est ennuyeux. Faire l'ordre du matin jusqu'au soir, ce n'est pas amusant! Nous préférons être libres.» Der Lagerleiter verliert die Geduld: «Was, ihr seid nicht zufrieden? Euch kann man nichts recht machen. So macht, was ihr wollt! Heute ist Erster August: sorgt meinethwegen selbst für eine Abendunterhaltung!»

Da plötzlich sind die Buben wie verwandelt: in tadelloser Disziplin üben, lernen und arbeiten sie den ganzen Nachmittag hindurch, sie, die doch sonst beim Aufräumen weder Gehorsam noch Ausdauer kennen. Jetzt, da sie von sich aus etwas unternehmen, geht alles wie am Schnürchen.

Wir erwarten mit Spannung den Abend. Endlich ist der grosse Moment da. Alle Lagerteilnehmer sind am Kanalufer versammelt. Dunkel hat sich auf den See gesenkt, nur durchbrochen vom flackernden Schein der vielen Augustfeuer. Auch bei uns, auf dem Wasser im Schilf draussen loderts mächtig empor. Viele farbige Lampions schmücken das Inseli und erhellen es mit warmem Licht. Jetzt erscheinen dort zwei Knaben. Was wollen denn die mit dem langen Bootshaken? O weh, das ist ja mein Pfaderhut, welcher dort auf der scharfen Spitze baumelt! Die Buben sind nicht recht bei Sinnen! Jetzt pöbeln sie zwei andere an, ohne ersichtlichen Grund. Unglaublich! die sonst so streitbaren, kleinen Kämpfer lassen sich alles gefallen, lassen sich gar die Hände binden von den beiden Knirpsen! – Sonst verabscheuen alle die tägliche «Gymnastique», jetzt aber geben sie freiwillig eine Turnvorstellung: zwei kriechen unter eine Wolldecke, ein dritter sitzt oben drauf. – Sie schreien einander an. Die Gefangenen werden befreit: Guy balanciert eine Kartoffel auf dem Kopf, während André mit einem Pfeilbogen herumhantiert; jetzt legt er an – zielt auf die Kartoffel. – Das geht zu weit! Gib Acht, Guy! – Doch nein, André setzt wieder ab, er eilt auf Guy zu und – ich traue meinen Augen kaum – schliesst denjenigen, auf welchen er eben schiessen wollte, in seine Arme mit dem Ausruf: «Mon pauvre fils bien-aimé!»

In diesem Moment endlich erlöst mich der bezwingende Zauber der kleinen Schauspieler aus meinem besorgten Staunen. Alles verwandelt sich. Die Kartoffel wird zum Apfel, der Pfeilbogen zur Armbrust, mein Hut zu Gesslers Hut, die Akrobatikgruppe zum Tyrannen, der hoch zu Ross daher prengt, und du, André, bist doch Teil, der berühmte Freiheitskämpfer, und Guy ist dein Sohn! Ja, nimm noch einmal herzlich Abschied von deinem Walter, vielleicht ist es das letzte Mal! Aber wehr dich nur gegen diesen grausamen Vertreter der Okkupationsmacht, schiess ihn über den Haufen, lass dich nicht ins Konzentrationslager abschleppen, geh ins Maquis! – Blitzt nur recht mit euren Taschenlampen und donnert mit den Pfannendeckeln, dass von dem schrecklichen Sturm den Boches im Boot Angst und bang wird! – Gut so, Guillaume, stoss sie nur tüchtig vom Ufer, dass sie weit in den See hinausfahren! – Jetzt leg dich schnell auf die Lauer, hier hinter den Weidenbusch! – Da kommen sie schon: Ziele gut! – Bravo, er ist gefallen! Unser Be-

freier lebe hoch! Nieder mit den Quislingen, nieder mit den Collaborateurs! Kommt, Maquisards, versammelt euch auf dem Rütli und lasst uns schwören: «Nous voulons rester libres comme l'étaient nos aïeux, nous préférons la mort à l'esclavage...» Und zum Schluss tönt es weit über den See hin: «Oh monts indépendants, répétez nos accents, nos libres chants...» – Es ist das Lieblingslied der Buben. Aber noch nie hat es so geklungen wie jetzt, wo wir es zusammen mit den Maquisards vom Rütli singen. Und – wo man hinblickt, lauter zufriedene, freudestrahlende Gesichter!

Liebe, kleine Gäste, ihr habt euch euer Paradies nicht nehmen lassen weder vom Geist des Chaos noch vom Ordnungssteufel! Wir wollten euch zeigen wie man im Paradies lebt. Ihr aber habt uns vielleicht erst gezeigt, wie man sich ein Paradies schafft. Lebt wohl! Ihr geht nicht als Vertriebene aus dem Paradies sondern als Sendboten, um in eurer leidenden Heimat zu verkünden, dass es noch Schönheit und Liebe gibt!

H. L.

NACHRICHTEN AUS DER HEIMAT

Mit den Worten: «Et maintenant nous allons vous donner les lettres et les paquets», schliesst der «grand chef» die gemeinsame Mahlzeit, und ein Huronengebrüll der kleinen Franzosen quittiert diese Ankündigung. Neugierige Bubenaugen blicken auf den Leiter, der mit einigen Briefen und Paketen vor seine Schar tritt, die einen voll freudiger Erwartung, die andern mit hanger Befürchtung, einmal mehr leer auszugehen.

«D'abord il y a un grand colis adressé à toute la famille du camp!» Schon erschallen Rufe der Freude ob der Büchse voller Biscuits, die zum Vorschein kommt. «C'est de ce monsieur qui vient de visiter notre camp. Il a été tellement ravi des chansons et des productions que vous lui avez présentées qu'il désire se revancher.»

Und nun folgen die Briefe und Karten an die ganze Lagergemeinschaft von den Besuchern bis hinunter zum ehemaligen Küchengehilfen, dessen Herz noch immer den Franzosenbuben gehört, ob schon er längst wieder in den Alltag zurückgekehrt ist.

Den Höhepunkt jedoch bildet die Post aus der fernen Heimat der Buben. «Monsieur André Ballofet!» Mit einem Sprung steht der Aufgerufene vor dem Leiter und beginnt sogleich seinen Fähnli-

kameraden zu referieren, was wohl in dem noch verschlossenen Brief stehen müsse. Doch alsbald schweigt er betroffen; denn er weiss ja, dass der Führer erst fortfährt, wenn alles ruhig ist. «Henri Gouthy - Guy Nardoni - Maurice Cauvin...», einer nach dem andern nimmt seine Post in Empfang. «Et pour terminer, il y a enfin une lettre pour Eugène!» Keiner verhehlt seine Freude darüber, dass auch der Benjamin des Lagers endlich Nachricht von zu Hause erhält. Nur Eugène selbst sitzt mit rotem Kopfe da und vergisst vor Freude und Überraschung, das dünne Brieflein beim Führer abzuholen.

Kaum ist die Tafel aufgehoben, fährt die ganze Gesellschaft auseinander, und jeder erzählt den andern, was er Neues erfahren hat. Mindestens ein halbes Dutzend Briefe sollte der «grand chef» auf einmal lesen, um zu erfahren, dass daheim alle wohlauf seien.

Nur der kleine «Moustique» schleicht ganz traurig von dannen, um seinem grossen Freund, dem Küchenchef, sein Leid zu klagen. «Il y a déjà un mois que je n'ai plus de nouvelles, et pourtant maman est malade. Je suis sûr qu'elle va très mal!» Und wie schon so oft findet der Küchenchef Worte des Trostes und versteht es, mit einer saftigen Birne die beiden schüchternen Tränen auf Moustique's Backen zu vertreiben. Und als der kleine Moustique dem grossen «cuisinier» das Geschirr spülen helfen darf, ist er wieder der quicklebendige Südfranzose.

Aber dem Leiter entgeht auch Gilbert nicht, der mit seinem Brief tränenüberströmt hinter dem Hause sitzt. Heimweh! Doch das Bewusstsein, dass auch hier neben ihm jemand ist, der sich um ihn kümmert und teilnehmend mit ihm plaudert, beruhigt ihn bald. Und nach der Siesta springt wieder der alte Gilbert wie wild hinter dem Fussball her, um ihn als erster ins andere Tor zu befördern.

P. P.

WELCHER WIMPEL HÄNGT ZU OBERST?

Unsere frohe Bubenschar kehrte aufgeregt diskutierend von einem Nummernspiel zurück, und nicht einmal das schmackhafte Nachtessen vermochte sie zu beruhigen. Als die Zeit des Schlafengehens kam, fragten wir uns verlegen, wie wir wohl heute unsere Schützlinge rasch zur Ruhe bringen könnten.

Da kam dem Lagerleiter die rettende Idee: Er sprach ein paar Worte zu unseren Buben – und siehe da, augenblicklich verstummte das Geschrei, alles eilte lautlos zu den Betten. Schon beim zu Bett Gehen war es ruhig. Nur noch hier ein unterdrücktes Gekicher, dort einen Gutenachtwunsch und dann war nichts mehr von unseren Schützlingen zu hören. Kaum trauten wir unseren Sinnen, war es doch üblich, dass jeder Abend heftige Diskussionen brachte, die oft in wilde Kissenschlachten auszuarten drohten. – Als das Licht gelöscht war, verrieten innert kürzester Zeit die ruhigen Atemzüge aus den Schlafhallen, dass unsere Buben schon eingeschlummert waren.

Ordnung muss sein. Wie aber bringt man sie einer wilden Schar von 30 Franzosenbuben bei, die sich gegen alles auflehnt, was irgendwie nach Zwang riecht? Zwei bewährte Mittel helfen uns, das schwierige Problem zu lösen: das Fähnli-System und der Wettbewerb. An unserm Fahnenmast flatterten unter der Schweizerfahne und der Trikolore die öfarbigen Wimpel unserer Fähnli, deren Reihenfolge jeden Morgen wechselte; nicht nach einem System, sondern als Zeichen des Rangs im täglichen Wettbewerb. Täglich gab der Lagerleiter bekannt, worauf er heute seine scharfen Augen richten werde, einmal war es die Ordnung in den Schlafhallen, einmal das Tenue beim Fahnenaufzug, dann wieder die Sauberkeit der Finger oder gar der Ohren! Ein andermal ging es um die beste Seite im Lagerbuch, dann wieder um die Schnellsten im Abwaschen oder Gemüserüsten. Und jeden Tag hatte der Wettbewerb neuen Erfolg. Ungeduldig eilten die Buben am Morgen hinauf zum Fahnenmast, um zu sehen, in welchem Rang ihr Fähnli stand.

Immer wieder hat uns dieses Zauberwort, das der Leiter an jenem Abend verkündet hatte, über Schwierigkeiten hinweggeholfen: «Morgen hängt der Wimpel des Fähnlis zuoberst, das heute Abend am ruhigsten zu Bett geht!»

A. Z.

GRUPPE RENARD

Ein heller Bergsommertag im Bündnerland. Die Buben waren mit ihren Gruppenführern irgendwo unterwegs. Nur die *patrouille de cuisine* waltete eifrig ihres Amtes. Die Zeit des Mittagessens war nahe.

Da erschienen am Grat des Steilhanges vor der Hütte die Renards, sechs kleine und ein grösserer Punkt, gestikulierten eine Weile wild mit den Armen und sausten dann talwärts - schreiend, rufend und lachend tollten sie über Gras- und Felsbänder der Hütte zu.

Ordnungsgemäss meldete mir der Venner die Gruppe zurück und schickte die erhitzten Kerlchen mit einem kurzen, fast wollte mir scheinen, ärgerlichen Ton zum Waschen an den Brunnen. Erst jetzt gewahrte ich sein zorniges Gesicht. Auf meine Frage erzählte er mir: «Wie befohlen, begann ich im Laufe des Vormittags mit den Buben Heidelbeeren zu suchen. Ich war aber bald der einzige, welcher noch in den Sträuchern herumkroch. Meine Renards waren verschwunden - und wo glaubst Du, dass ich sie wieder fand? Auf einer Waldwiese spielten sie mit den «bolles» - Fussball! Ich hatte Mühe, sie wieder an die Arbeit zu bringen. Resultat: Als Ergebnis blieben nur blaue Mäuler, aber keine Heidelbeere im Beckeli.»

Innerlich musste ich über die Entrüstung, mit welcher mir der pflichtbewusste Venner rapportierte, lächeln.

Die andern Gruppen rückten an, bolles und gamelles voll prächtiger dunkelblauer Beeren, die voll Stolz in der Küche abgeliefert wurden. Vor dem Essen gebot ich Stillschweigen und lobte zunächst den Eifer der Faucons und Chevaux, welche ihre Pflicht «comme de vrais éclairieurs» getan hätten, um dann die Faulheit der Renards anzuprangern. Die Schlingel blickten verlegen in ihre dampfende Suppe und sie waren froh, als sie zum Löffel greifen durften . . .

Am andern Morgen waren die Gruppenführer zu einer Bergtour auf den Mundaun aufgebrochen. Die «Sous-chefs» walteten stolz ihres Amtes. Ein Ausflug führte die Bubenschar in die Gegend der Ruine Waltenstein. Durch schattigen Wald und auf staubiger Strasse war es ein fröhlicher Marsch - die Renards sangen wie eh und je.

Am frühen Nachmittag rief ich die «Sous-chefs» zu mir und erklärte sie für eine halbe Stunde mit ihren Gruppen frei - im Umkreis von zweihundert Metern. Goldene Freiheit! Sie stoben davon und bald verkündete ein Heidenlärm, dass die frohe Botschaft entsprechend gewürdigt werde.

Noch waren keine zwanzig Minuten verflossen, als Pansu, der

Sou8-chef der Renards mit seiner Gruppe wieder anrückte – eine Gamelle randvoll Heidelbeeren. Er stellte sie vor sich hin, sammelte die Gruppe und sprach mit treuherzigem Blick: «'Gardez, Chef, c'est la revanche de l'autre jour!»

N. E.

STILLES GLÜCK

Die «Tigres» haben die schönste Erdbeerplantage angelegt. Selbstgezimmerte Blumenkistchen stehen auf dem Fenstersims, und die kleinen Pflänzchen werden betreut und bewacht wie eine grosse Kostbarkeit.

Eines Tages sind alle Einmachgläser aus der Küche verschwunden, und wir zerbrechen uns den Kopf, wohin sie gekommen sein mögen. Das Rätsel löst sich bald. Die Gläser dienen als Aquarium für die kleinen Fischlein, die unsere Buben aus dem nahen See holten und nun mit Sorgfalt pflegen. Die glücklichen Besitzer sind emsig mit dem Fangen von Fliegen beschäftigt, bis ihnen später diese Liebhaberei verleidet und die Gläser wieder dem richtigen Zweck dienen dürfen!

Louis weihet uns in sein Geheimnis ein. Draussen im Park pflegt er einen eigenen kleinen Garten und bringt uns daraus getreulich alle paar Tage ein Sträusschen Maiglöcklein. Er ist sehr stolz, wenn wir ihn und seine Blumen loben.

Die «Renards» stürmen eines Nachmittags im Schwarm ins Führerbüro herein, allen voran Michel, der sous-chef de patrouille, mit einem herzigen Rehlein auf dem Arm. Auf der Spielwiese haben sie es gefunden; hilflos lag es am Boden und blutete an der Brust. Es musste irgendwie gestürzt sein und kann nun infolge seiner Verletzung nicht mehr gehen. «Wir müssen es retten», rufen unsere Buben im Chor, und wir Führer versprechen ihnen, unser Bestes zu tun.

Das Rehlein zittert am ganzen Leib und wirft scheue Blicke umher. Begreiflich, es hat Angst hier in diesem engen Zimmer, bei dem Lärm, den die Buben vollführen!

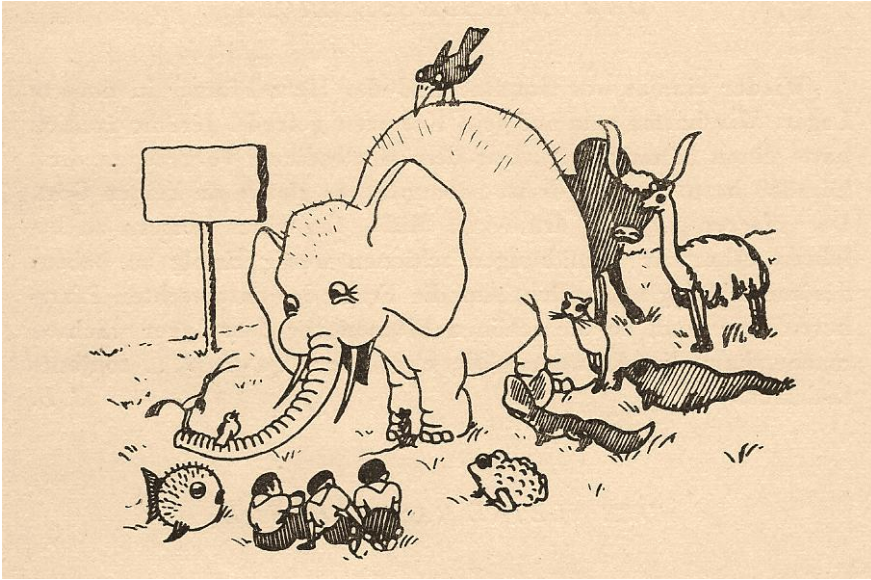
Mit grosser Mühe spedieren wir unsere Franzosen- und Belgierbuben aus dem Büro. Einer muss einen Korb mit weichen Kissen suchen; er bringt deren gleich vier oder fünf. Ein anderer holt

eine Milchflasche im Dorf. Wir halten sie unserm Schützling stundenlang hin und bringen diesen tatsächlich zum Trinken.

Die Buben sind heute fast nicht zum Abendessen zu bringen, und vor lauter Aufregung essen sie fast nichts. - Was wird das für eine Nacht werden! - Da kommt einem unserer Führer eine Idee. Auf die Türe zum Büro kleben wir die grosse Photo eines Rehleins, welches dem unseren täuschend ähnlich sieht, und schreiben darunter: Bambi veut dormir!

So still wie heute Abend war es im Lager noch nie!

H. M.



*Alle, die ins Lager kamen,
haben einen Lagernamen,
nur noch Drei sind unbenannt.
Seht den Leiter ‚Elephant‘,
wie er - äusserst amüsiert -
ihnen Namen ausstudiert!*

HEIMWEH?

Benoît sitzt versunken auf der Haustürschwelle, hält den Kopf auf die Arme aufgestützt und schluchzt von Zeit zu Zeit tief auf. Ein Bild des Jammers! Voller Mitleidsgefühle bücke ich mich zu ihm herunter. Hat er wohl Heimweh, Sehnsucht nach dem warmen Midi, der arme Kleine? Oder fühlt er sich in unserem Lager nicht wohl? Väterlich spreche ich ihm zu: «Qu'est-ce qui te fait chagrin, mon ami? Veux-tu avoir quelque chose?» – «Non, j'ai trop mangé!» lautet die bruske Antwort. H. S.

DER UNVERBESSERLICHE

Wieder einmal war Sonntag und der Herr Pfarrer in unserm Lager. Wir hatten uns auf sein Kommen gefreut, Jérôme freilich hätte einen häumigen Ausflug dem Gottesdienst vorgezogen. Erst kürzlich hatte er noch dreist behauptet, er glaube an keinen Gott. Der Pfarrer gab sich drum alle Mühe, ihn eines Bessern zu belehren. Aber die Bemühungen schienen wenig Erfolg zu haben; Jérôme schwieg beharrlich. Auf die Frage des enttäuschten Pfarrherrn, wer denn da die schönen Blumen vor dem Lager wachsen mache,

kam die Antwort: «Oh, c'est parce qu'on p . . . toujours là-dessus!» J. B.

DIE KLEINE RASSELBANDE

Auf dem Patrouillenausflug nach Soglio nahmen wir unser Picknick in der Nähe eines Restaurants ein, wo alte Waffen und Rüstungen an den Wänden hingen. Plötzlich ist die ganze Patrouille verschwunden, und bald erscheint einer nach dem andern geharnischt mit Helm, Brusthemd, Säbel oder Schwert und Speer und – schon wird gefochten, bis die Wirtin sich darob entsetzt. Nachher kommt Makabo frohlockend zurück: «Oh Ritsch, eile nous a grondé, cette femme-là, mais elle nous a donné des cigarettes!» R. M.

«DU LOS, ES RÄGNET!»
(Kleines Bettnässer-Intermezzo)

Zu einem Feldgottesdienst traf am Vorabend unser lieber Freund Louis, seines Zeichens kantonaler Pfadergeistlicher, bei uns ein. Der Kaderhöck wurde daher länger als üblich, und spät legten wir uns aufs Ohr, nachdem ich meinem Gaste neben mir eine möglichst angenehme Ruhestatt bereitet hatte.

Plötzlich, es mag gegen drei Uhr gewesen sein, weckte mich mein Nachbar Louis mit der traurigen Feststellung: «Du los, es rägnet. Jetz isch nüt mit em Fäldgottesdiensch!» Ich drehe mich um, zünde die Taschenlampe an und stelle mit Schrecken fest, dass vom obern Stock in kurzen, regelmässigen Abständen Wassertropfen haarscharf am Kopfe des enttäuschten Gastes vorbei auf dessen Strohsack fallen.

Ich ziehe meinen Ruhestörer ein wenig mehr nach links, aus dem Gefahrenbereich, und flüstere ihm zu:

«Das ist, sei ruhig, bleib ruhig mein Kind,
weil die da oben nicht geweckt worden sind!» *H. M.*

FILETS DE CABLIAU

Jedes Volk liebt andere Speisezettel. Dem kleinen Roland, der bisher noch nie vom Strand des Ärmelkanals weggekommen war, fiel es natürlich nicht leicht, eine trockene bernische Rösti zu geniessen, nachdem er sein ganzes Leben lang sich von Fischsuppe und Fischfilets, Fischbraten und Fischdessert genährt hatte.

Ein Gericht allerdings sagte Roland von allem Anfang an zu, wiewohl er es bestimmt in seiner Heimat noch nie genossen hatte: Käseschnitten! Wir freuten uns sehr, dass Roland unsere einheimischen Speisen mit der Zeit doch schätzen zu lernen schien. Aber als wir ihn einmal nach dem Grund seiner Vorliebe fragten, erhielten wir die Antwort: «Vous savez, ça me rappelle les filets de cabliau!»

H. S.

SÄNGERSTREIT IM CENTRE HENRI DUNANT

Es ist ein schöner Brauch der Pfadfinder, vor dem Essen zu singen, und er fand auch bei den lieben Franzosen-Buben grossen Anklang. Frisch aus dem Lager kommend sassen sie am Tage vor ihrer Ausreise im Centre Dunant in Genf. Als die Schwestern ihnen die dampfende Suppe auszuschöpfen begannen, fingen sie spontan, mit kräftigen Stimmen, ein temperamentvolles Lied zu singen an. Mehr denn hundert Kehlen liessen fröhlich ihre Zufriedenheit in die Welt hinausschallen. Doch weniger zufrieden waren die Schwestern, und da sie ebenfalls unverkennbar musikalisch veranlagt waren, gaben sie ihrer Unzufriedenheit durch schrilles Pfeifen kund. Schön klang es nicht, aber laut, das Singen und das Pfeifen zusammen, jedoch bestand für die Knaben noch lange kein Grund, ihre Stimmen zu dämpfen oder gar aufhören zu singen. Im Gegenteil, man hatte viele Lieder gelernt, und als das Erste sein natürliches Ende gefunden hatte, schloss sich automatisch ein Weiteres an. Ein weniger grosses Repertoire konnten die Schwestern aufweisen, denn sie piffen auch diesmal wieder: die gleiche Melodie, den gleichen Ton. Schön klang es noch immer nicht, aber schon ein bisschen weniger laut. Und beim dritten Kantus aus jugendlicher Brust klang es sogar schön, denn die Pfeiferei war verstummt. Heute aber soll es im Centre Dunant noch viel schöner und auch wieder lauter tönen, da die Schwestern jetzt wohlgenut ebenfalls mitsingen.

A. Z.

DER ABSCHIED

Nun sind sie fort, die lustigen Kerle, heimgekehrt in den fernen warmen Süden.

Da standen sie ehen noch herum am Bahnhof zwischen den altersgrauen Mauern, im strahlenden Sonnenlicht. Mit gerunzelter Stirn, die Hände in den Hosentaschen, blickte Benoît in die Welt. René und Marius führten das grosse Wort, wie sie es sich als Marseillaner gewohnt waren. Jean hatte alle Hände voll zu tun, um sein umfangreiches Gepäck zusammenzuhalten, während wieder andere der «Troupe Riante» die letzten Ermahnungen ihrer Pflegeeltern geduldig anhörten und immer wieder beteuerten, wie bald sie ihnen schreiben wollten.

Der Führer erschien. In erstaunlich kurzer Zeit waren alle Buben versammelt, schön rangiert «sur une ligne», wie sie es gelernt hatten. Da standen sie nun: die Jeans und die Pierres, der kleine Martin und der schnelle Joseph, das Plappermaul René und der Aufschneider Marius, der so oft vom Heimweh geplagte François. Jeder trug seine «Fiche» um den Hals, der eine schräg, der andere hübsch korrekt. Nur Leute vom Schlage eines Marius versteckten den weissen Zettel diskret im Innern des Kittels. Still standen die einen im Glied, während die andern unaufhörlich ihr flinkes Mundwerk gebrauchten - verdächtig viel schwatzten und plauderten, um den Abschiedsschmerz, der überall fühlbar war, zu übertönen. Belustigt nahmen die Umstehenden wahr, wieviel Schweizerdeutsch aus den Sätzen der Buben herausklang.

Da kam die Zeit zum Aufbruch. Jeder griff nach seinem Gepäck. Martin war ausserstande, seine ganze Bagage allein zu tragen, und zwei Venner mussten zu Hilfe eilen, sonst wäre wahrscheinlich noch eines der Pakete verwaist vor dem Bahnhof geblieben!

Da rannte Joseph plötzlich, in jeder Hand eine schwere Schachtel haltend, aus der Reihe, um sich mit dem Rufe «Oh! Ruedi!» auf einen gleichaltrigen Bernerbuhen zu stürzen und diesen zu umarmen, so dass beide beinahe hingefallen wären. Der Berner erhielt zwei herzhaft «Müntschi» - nein, es waren echt französische «baisers»! - und blieb dann verduzt stehen, dieweil unser Joseph eiligst der Kolonne nachrannte, die eben im Begriffe stand, den Abfahrtsperren zu erreichen.

Aus den Wagen blickten unsere Buben auf die Menschenmenge herunter, die zum Abschied erschienen war. Alles bereitete sich aufs Winken vor, da das Bahnpersonal die Türen zuknallte und der Vorstand mit dem Befehlsstab nahte. Die «Troupiers riants» waren zwischen viele kleine Mädchen geraten, die feuchten Auges aus den Fenstern schauten und schnupfend ihre Taschentücher in den Händen drehten.

Von unseren Kerlen war nicht mehr viel zu sehen. Bloss einer war noch lange zu erkennen; er hatte die andern zur Seite geschoben und lehnte sich, als der Zug abfuhr, weit aus dem Wagenfenster, winkte und schrie, bis auch er unseren Blicken entschwand. Es war - Marius!

H. W.

ABSCHIEDSBRIEF EINES LEITERS AN SEINE KLEINEN SÜDLÄNDER

Chers petits amis.

Le grand jour de votre rentrée chez vous est arrivé. Vous venez de passer dans notre petit pays trois beaux mois riches d'événements et vous allez nous quitter pour retourner chez ceux qui vous sont chers.

Vos chefs suisses et amis en même temps regrettent sincèrement de vous voir partir, car pendant votre séjour chez nous, vous avez captivé nos cœurs et c'était toujours avec plaisir que nous avons voué un peu de notre temps pour votre bien-être.

Avant tout vous voudrez bien accepter nos vœux les plus sincères de bonheur et de bonne réussite dans votre carrière future. Nous sommes persuadés que vous atteindrez ce but, si vous n'oubliez jamais et en n'importe quelle situation d'agir et de vous comporter en vrais éclaireurs.

Au camp vous savez que nous avons prié avec vous et pour vous tous, et nous sommes sûrs que, même après votre rentrée, vous en ferez de même et vous n'oublierez pas notre bon Dieu.

Nous avons salué avec vous, le matin et le soir, la tricolore et avec cela votre chère patrie. Ce beau geste vous impose une obligation: celle de devenir de bons et braves citoyens et d'aimer votre patrie.

Ordre, discipline et propreté régnaient dans le camp, mais n'oubliez jamais qu'ils sont indispensables aussi à tout succès dans votre vie.

Vous étiez gais et c'était très bien. Gardez cette gaieté juvénile. Elle vous aidera à vaincre de nombreux obstacles qui se présenteront dans la vie.

Une fois retournés à vos foyers n'oubliez pas notre petit pays, ni vos patrons, ni vos chefs de camp, ni l'idée scout. Donnez-nous de vos nouvelles de temps à autre, en le faisant vous nous ferez beaucoup de plaisir.

Et maintenant nous voits serrons encore une fois très cordialement la gauche. Nous espérons nous rencontrer au camp mondial en 1947. Nous vous mettrons au courant. Même si nous ne devons plus nous revoir, dans l'esprit nous resterons toujours les uns près des autres.

Vos chefs

*Zum letztenmal ein Blick hinaus!
Adieu, mon camp, adieu!
Noch heut verlassen wir das Haus.
Je suis très malheureux.
Doch dann zuhause, à la gare,
stehn maman und papa:
das freut mich auch.
Und nächstes Jahr
sind wieder Andre da!*



STREIFLICHTER AUS DEM LAGERLEBEN



J»
Tagwache

Schon seit geraumer Zeit spielen die Sonnenstrahlen, die durch die Fensterladen einfallen, scherzhaft an der Wand, und noch liegt die Lagergemeinschaft in tiefstem Schlafe.

Allmählich erwacht nun da und dort einer, vielleicht dass ihm ein kecker Sonnenstrahl besonders neckisch auf dem Gesicht umhergetanzt ist oder dass ein Geräusch aus der Küche, ico die Küchenmannschaft schon lange rumort, seinen Schlaf verscheucht hat. Doch vorerst bleibt alles ruhig; die meisten haben sich an das Gesetz der Kameradschaft längst gewöhnt, dass keiner den andern stören dürfe am Morgen.

Erst als auch ein paar kleine Raufbolde sich zu regen beginnen, wird e.s lebendiger. Doch nun sind auch die Führer wach, die nicht von ungefähr mitten in den morgendlichen «Unruheherden» schliefen und so die Wildfänge eine Weile in Schach halten können.

Höher und höher steigt die Sonne am klaren Sommerhimmel, und immer mehr Buben reiben sich den Schlaf aus den Augen. Jetzt ist der Augenblick da, das volle Licht des jungen Tages zu allen Fenstern hineinzulassen, und ein Gruppenchef hebt auf der Handharmonika eine lustige Weise an. Da erwachen nun auch die letzten Siebenschläfer, und schon tollt die ganze Meute hinaus zum Frühturnen im weiten Gelände.

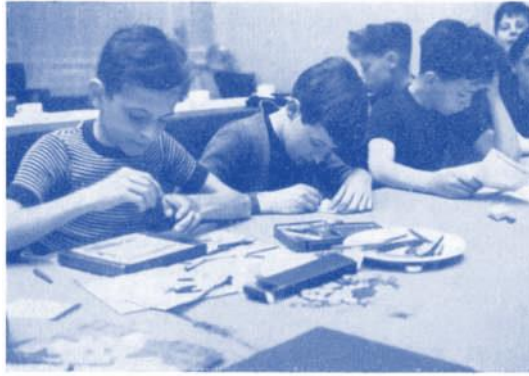


Morgentoilette

Eine Gruppe nach der andern kehrt, nur mit der Badehose bekleidet, vom Frühturnen zurück, und schon stürmen die Buben zu den Waschanlagen. Hei! Welch fröhliches Treiben dort beginnt! Aus allen Röhren braust das Wasser, und die quecksilbrigen Südländer tummeln sich nach Herzenslust darin. Auch die Wasserscheuen werden hineingezogen in das nässliche Spiel; denn wer sich dem Brunnen nur nähert, dem bleibt kein Härlein trocken.

Nach und nach beruhigen sich die erhitzten Gemüter, und eine emsige Wascherei hebt an. 'Zuerst der Kopf, dann der Hals, die Arme, die Brust, die Beine und besonders die Füße - und schon gleicht Negro einem Schneemann vor lauter Seife. Ein Sprung unter die Douchen, und dann wird gerieben, bis nur noch die Sonnenbräune zurückbleibt. O gewiss, auch den Negro musste man am ersten Morgen hinter dem Hause hervorholen, als er der Douchen ansichtig wurde; denn er hat längst entdeckt, iwie herrlich eine gründliche Reinigung am Morgen ist!

Der «Marseillais» fährt über die Borsten der Zahnbürste und spritzt Simon mitten ins Gesicht, was prompt mit einem seifigen Waschlappen heimgezahlt wird. Doch wie nun der halbe Inhalt der Zahnpastatube auf der Brust Simons landet, legt sich der Venner vermittelnd ins Zeug: bald reibt der Marseillaner Simon den Rücken trocken, als ob nichts geschehen wäre.



I

Ein Regentag

Wo sind denn bloss die langen Gesichter hingekommen, die es heute bei der Tagwache gegeben hat, wie der Regen so trostlos gegen die Scheiben trommelte? Ja, die sind längst wieder verschwunden: denn es ist ja so gemütlich, im warmen, geräumigen Heim zu sitzen, während es draussen in Strömen giesst.

Einige Buben kauern hier um ein kleines Kegelspiel am Boden und ergötzen sich königlich damit. Am Tische verfertigt Jean-Pierre ein farbenprächtiges Gemälde, das den Seinen zu Hause das Lagergelände, das Heim, die Berge, die Pfade und den Jean-Pierre, alles gleich auf einmal zeigen soll.

Und da gibt ein Führer eine regelrechte Schulstunde, freiwillig natürlich, denn die Buben haben ja Ferien.

Um das Kamin im Führerzimmer hocken einige versunken in ihre Bücher über fremde Länder und Völker. Gaston ist ganz von Jules Verne eingenommen, während ein paar kleinere an Robinson herumstudieren.

Auf den Pritschen im Schlafraum hat sich ein Rudel Buben in zwei gegnerische Lager gespalten und hinter mächtigen Kissenburgen verschanzt.

Und in der Küche sitzt, wie so oft, der kleine «Moustique» zufrieden und geborgen beim robusten «Cuisinier» und hilft ihm das Mittagessen zuzubereiten.



Bei Spiel und Sport

«Qui joue au football?» Eine ganze Meute bestürmt den Führer, der diese so beliebte Frage gestellt hat. Rasch ist ein Feld abgesteckt, auch über die Parteien hat man sich bald einmal geeinigt, und schon saust der Ball durch die Luft.

Eine Zeitlang geht alles geregelt, wenn auch laut und lärmig, und das ganze Interesse der Buben gilt dem Ball. Aber schon sind sich zwei Kampfhähne nicht einig, ob der Ball neben oder ins Tor gesaust sei. Einer nach dem andern vergisst das Spiel und beteiligt sich dafür umso reger am Disput, und jeder hat den Ball an einem andern Ort gesehen. 18 Buben schwatzen wie wild auf einen armen Schiedsrichter ein und verlangen von ihm, dass er jedem Recht geben solle. Was tun? Nun, machen wir einen Freistoss! Gar nicht nach den Regeln, doch was tut's? Das leuchtet jedem ein, und schon ist wieder der Ball in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gerückt.

Und weiter wogt das Spiel hin und her, bis die Buben ermüden und der Spielleiter Abbruch pfeift. Aber damit ist das Spiel noch nicht aus, bewahre! Jetzt rühmt jeder noch seine ganz besonderen Leistungen, und wenn man zuletzt alle Tore, die jeder geschossen haben will, zusammengezählt hätte, würde sich wohl ein merkwürdiges Resultat ergeben haben!



Krankensuche

Draussen hat sieh der Mediziner installiert, um mit Hilfe seiner Kenntnisse als angehender Arzt den vielen kleinen Übeln der Franzosenbuben zu Leibe zu rücken. Man hat ihnen beigebracht, auch wegen Kleinigkeiten sich beim Samariter zu melden; es ist ja immer besser, schon den Anfängen zu wehren, and so kommen sie denn hauptsächlich mit unwichtigen Sachen, die mit ein wenig Jod oder Salbe bald kuriert sind.

Was ist denn mit Loulou? Vorgestern war's im Kopf, gestern im Bauch, and heute sind's die Ohren. Eine verflixte Krankheit! Der Samariter macht ein bedenkliches Gesicht, so dass es Loulou fast mit der Angst zu tun bekommt. «C'est dangereux?» «Pas trop; on verra!» Dann werden Loulou umständlich mit viel Watte einfach die Ohren geputzt, aber der Patient ist überzeugt, dass er eine grosse Operation zu überstehen hatte. Jetzt ist es ihm wieder wohl bis morgen, wo dann vielleicht die grosse Zehe an der Reihe ist! Auch Norbert's Beule und Jeanot's Schnittwunde heilen gut aus. Froh, dass das vorsorglich bereitgehaltene Krankenzimmer auch heute immer noch unbenützt ist, räumt der «Docteur» zusammen. Später geht er auf die Suche nach Loulou; er hat ja wohl gespürt, dass dem Kleinen wirklich etwas fehlt; aber dafür braucht er nicht medizinische Hilfe, sondern einen älteren Kameraden und Freund, der ihm zur Seite steht.



Retablieren

30 kleine Südfranzosen — das muß ja eine Unordnung geben! Ja, wenigstens was ihre persönlichen Effekten anbelangt schon. Alle paar Tage gibt's großes Retablieren. Nach dem Zvieri trägt dann jeder sein ganzes Hab und Gut auf die Wiese vor dem Hause. Die Fähnli haben eine ruhige Ecke gefunden, wo alle ihre Siebensachen ungestört ausbreiten können. Was da nicht alles zum Vorschein kommt! Tannzapfen, Bleistifte, farbige Steine, Sackmesser, Briefmarken und ganze Berge alter Fest- und Pfaderabzeichen, die als Souvenirs den Weg nach Frankreich finden sollen! Und dann Briefe und Photos von «maman». Daneben aber auch unerfreulichere Dinge: Loulou hat das Brot, das er beim Frühstück zuviel verlangte, einfach in seine Schachtel wandern lassen und ist nun um keinen Preis zu bewegen, es noch zu essen, «parce qu'il est dur maintenant!»

Und nun geht es emsig ans Putzen. Zerrissene und schmutzige Kleidungsstücke übernehmen hilfsbereite Pfadfinderinnen, und was ganz zerschissen ist, wird ausgetauscht. Jeder will zuerst fertig sein und den Vener zur Inspektion rufen. Der Führer verteilt noch die gewaschenen und geflickten Sachen, und auch die Fundkiste wird erlesen. Und nun versorgt Gruppe um Gruppe ihre Säcke wieder im Kantonement. Alle sind zufrieden, ihre Ausrüstung wieder vollständig und in Ordnung zu haben; nur Eugène ist untröstlich ob dem Verlust seiner alten, ganz verflickten Socken, die ihm doch seine Mama gestrickt hat.



Abendunterhaltung

Schon den ganzen Abend über standen die Buben in Grüpplein beisammen und heckten ihre Spässe aus. Schneller als sonst sind sie auf den Ruf der Chefs in ihren Pyjamas im grossen, gemütlichen Schlafraum versammelt. Mit wildem Geheul wird der eintretende Lagerleiter empfangen. Ein frisches, frohes Lied eröffnet den Abend. Und dann beginnt der grosse Wettbewerb: Jeder, der eine Produktion zum Besten gibt, kriegt ein Biskuit, und wer keine gute, aber doch eine bringt, bekommt auch eines. Alle zusammen wollen zuerst drankommen und schreien kräftig durcheinander. «Fernandel» setzt sich durch, und schon erntet seine «Romance de Paris» den ersten Applaus. Guys «Zoumba» steht Fernandels Lied um nichts nach. Aber auch Meister des gesprochenen Wortes sind die fröhlichen Kerlchen, und eine Posse nach der andern wird mit den primitivsten Mitteln dargestellt. Auch die Schweizer Kameraden (die doch geglaubt hatten, sie würden die Buben unterhalten müssen!) wollen einen Beitrag leisten, und besonders der jodelnde Küchenmann muss seine Kunst immer und immer wieder beweisen. Aber nicht alle sind von den Musen so begabt; einer erzählt eine lange Geschichte, bei der er leider die Pointe verschluckt, und André, der überhaupt keine Stimme hat, singt ein sehr melodisches Lied. Der Beifall ist jedoch nur umso stärker; denn die Buben haben ein feines Verständnis dafür, dass ja jeder sein Bestes beisteuern will.



Das letzte Lagerfeuer

Gespentisch huschen die Buben im Zwielight hinter dem Gruppenführer her. Abendliche Stille hat sich auf die Landschaft gesenkt, nur fernes Herdengeläute vermeint man leise zu hören; kein lautes Wort verletzt die Feierlichkeit der Stunde. Unter den letzten Bäumen hervor treten die Buben In den Bannkreis des lodernden Feuers und lasse sich daran nieder, Hell und klar tönt das Lied aus 30 Kinderkehlen in der hereinbrechenden Nacht.

Nach einer Weile erhebt sich der Leiter. Keine lange Rede- in wenigen Sätzen fasst er Aufgabe und 'Ziel des Pfadfindertums zusammen. Er fordert sie. auf, auch zu Hause, jeder in seinem Kreise, das im Lager zur Schau getragene Leuchten auszustrahlen und der obersten Forderung Baden-Powells - Dienst am Nächsten - gerecht zu werden. Ernst und fest blicken die Buben ihren Chef an.

Handorgelspiel wechselt mit den Liedern der Franzosenbuben und ihrer Ffader-Kameraden ab, und ein kleiner Marseillaner singt eine schwermütige Seemannsweise aus dem Süden. Dann erheben sich alle, legen die Arme um die Schultern ihrer Kameraden, und nun singt die festgefügte Kette nach alter Pfaderart das Beresinalied. Einem nach dem andern gibt der Leiter die Hand und wünscht ihm gute Nacht, und ebenso still, icie sie gekommen, verschwindet Gruppe um Gruppe unter den nächtlichen Tannen.

P. P.

EINIGE ANREGUNGEN

ZUR ORGANISATION UND DURCHFÜHRUNG VON ERHOLUNGLAGERN FÜR KRIEGSGESCHÄDIGTE KINDER

*Denke nachts im stillen Zelt
an das Elend dieser Welt,
um als Pfader Deinem Leben
diesen grossen Sinn zu geben:
mitzuhelfen, dass die Erde
wieder gut und friedlich werde.*

Das *aller schwierigste Nachkriegsproblem* bildet die völlige Verwahrlosung der Kinder in Kriegsgebieten; denn für diese scheinen keine bisher gültigen Werte mehr zu gelten. Das Kriegskind ist von frühester Jugend an mit einem ganz andern Begriff von Moral aufgewachsen. Es wurde aus dem normalen Leben entwurzelt, das Familienleben wurde zerstört und die Kinder blieben sich selbst überlassen. Stehlen wurde zu einer Tugend und hiess; die unentbehrliche Nahrung besorgen. Die Erwachsenen haben es beglückwünscht, wenn das Kind mit Brot heimkam. Auch das Lügen wurde verherrlicht; der ältere Bruder oder der Vater war niemals zu Hause, er blieb «unterirdisch». Jedes Kind war immer etwas jünger, um vielleicht etwas mehr Nahrung zu erhalten. Man trug verschiedene Namen... das Lügen war Selbstverteidigung. Ein junges Franzosenkind antwortete über den Beruf des Vaters: er macht falsche Papiere. Das Kriegskind wurde zur Kameradschaft erzogen. Ältere sorgten für die jüngern Geschwister und in den Ruinen fanden sie sich zu Gemeinschaften, die zum Bandenwesen mit allen seinen Auswüchsen führten. Über die Tragödie dieser zahllosen verwahrlosten Kinder liessen sich Bände schreiben.

Der Krieg ging vorbei, aber die vielen Wunden, die er schlug, werden nicht alle heilen. Ein neuer Pestalozzi müsste in jedem Land erstehen, ein genialer, entschlossener, anerkannter Pädagoge, um all diese verwahrlosten Kriegskinder zu retten. Mit unseren schwachen Kräften müssen wir uns begnügen, einen kleinen Beitrag an diesem bedeutungsvollen Rettungswerk zu leisten, das sich aber nur dann erfolgreich gestalten kann, wenn wir uns bemühen, diese schuldlos verwilderten Kinder kennen und verstehen zu lernen und wenn wir mit Geduld und Güte ihr volles Vertrauen gewinnen.

SYSTEM UND FÜHRUNG

Hospitalisierung in Pfadfinderlagern

Es ist früher viel über die Unterbringung notleidender Auslandkinder in Familien, Kinderheimen oder Lagern diskutiert worden. Massgebende Kreise sind sich heute darüber einig, dass für 10- bis 14jährige Knaben der Ferienaufenthalt in einem Erholungslager *nach den Methoden von Baden-Powell* unter Einteilung der Buben in kleine Gruppen der zweckmässigste ist. Ganz abgesehen davon, dass es für die Kinderhilfe immer schwieriger wird, für Buben dieses Alters genügend Freiplätze für einen 3 Monate-Aufenthalt zu erhalten und die Hospitalisierung in Kinderheimen recht teuer ist, haben die zuständigen Stellen erkannt, dass das Pfadferlager, wenn es unter tüchtiger Führung steht, dem Knaben weit mehr zu bieten vermag. Denn gerade heute, wo an die Jugend der Nachkriegszeit ganz besondere Aufgaben herantreten werden, darf sie nicht verwöhnt werden oder sich selbst überlassen bleiben. Weder in Familien, noch in Kinderheimen können diese grösseren Buben dauernd zweckmässig beschäftigt werden, und wir wissen alle, wie wichtig es ist, Knaben dieses Alters nicht in den Tag hineinleben zu lassen. Schwerer als alle materiellen Verluste wiegen bei diesen Auslandkindern die psychischen, seelischen Schäden und es muss versucht werden, ihnen in der kurzen Zeit, da sie uns anvertraut sind, manches zu geben, das sie nie gekannt oder längst verloren haben: den wahren Sinn der Gemeinschaft, die gegenseitige Achtung und das Vertrauen zu einander. Wir müssen ihnen beweisen, wie sich echte Hilfsbereitschaft und Kameradschaft im Zusammenleben auswirken, damit sie den Glauben an eine glücklichere Zukunft zurückerlangen.

Kleine Lagergemeinschaften von maximal 30 bis 35 Kindern

Baden-Powell gibt uns in seinem Werk einen Grund an, warum eine Lagergemeinschaft niemals diese Zahl überschreiten sollte: «Meine persönlichen Erfahrungen erlauben es mir nicht, mehr als 16 Buben individuell erziehen zu können; da ich jedoch annehme, dass ich nur die Hälfte der Fähigkeiten des erfahrenen Erziehers besitze, billige ich ihm 32 Buben zu... Ihr könnt eine weit grössere Anzahl Buben führen, wenn ihr über eine laute Stimme und anziehende Methoden oder eiserne Disziplin verfügt; aber das ist keine Erziehung!» Diese Worte erinnern uns heute an das Staatsjugendsystem gewisser Nachbarländer. Das echt Menschliche gedeiht und entwickelt sich nur in kleinen Gemeinschaften. Bei einem Massenbetrieb aber, wo wir uns mit dem Einzelnen nicht mehr abgeben können, wo die besonderen Eigenarten der Kinder nicht mehr berücksichtigt werden und starre Normen jede individualistische Behandlung verunmöglichen, lässt sich unsere Mission höchstens in materieller, nie aber in ideeller Hinsicht erfüllen. Unsere jungen Gäste haben einen feinen Sinn für das, was wir für sie tun und vor allem wie wir es für sie tun, und wenn wir uns des Einzelnen nicht mehr täglich annehmen können, so hungern sie nach Freiheit und Liebe. Trotz bester

Unterkunft und Verpflegung leiden sie an geistiger und seelischer Verlassenheit, was auch bei strenger Zucht zu vermehrter äusserer und innerer Verwahrlosung führen muss. Denken wir auch daran, dass in der Masse immer die schlechten Elemente dominieren und keinen rechten Gemeinschaftssinn aufkommen lassen, weil wir sie nicht erfassen und isolieren können. Hüten wir uns, die Qualität unserer Fürsorgetätigkeit ob der Quantität zu vernachlässigen, ansonst wir falsche Wohltätigkeit treiben, die nicht nur Nutzen bringen wird. Besonders Franzosenbuben haben keine Kollektivseele; ihr kritischer Sinn ist der Ausdruck eines extremen Individualismus, an dem wir nicht vorbeisehen dürfen, wenn wir ihr Vertrauen gewinnen wollen. Weil aber unser Kinderhilfswerk von wahrer Menschlichkeit getragen werden soll, sollten wir es also womöglich vermeiden, Kinder in grosser Zahl zu konzentrieren. Nur in kleinem Kreise lassen sich die grossen Gedanken des Pädagogen Pestalozzi verwirklichen und nutzbringende, wahrhaft aufbauende Erziehungsarbeit leisten.

Das Gruppensystem

Aus den genannten Erwägungen sollte die Lagergemeinschaft von 30 bis 35 jungen Gästen in kleine Gruppen von 6 bis 8 Buben unter Führung eines Venners (Helfers) eingeteilt werden. Die konsequente Einhaltung der Pfadermethode von Baden-Powell erleichtert uns wesentlich die Führung und verspricht guten Erfolg. Wir wollen es also vermeiden, einen Mittelweg zwischen Pfaderlager und Kinderheim einzuschlagen.

Beim Empfang am Grenzzort und auf der Weiterreise haben wir den typischen Herdenbetrieb, wie auf einer Schulreise oder in einer Ferienkolonie. Aber schon bei der Einkleidung und am Beginn des Lagers hat diese Erscheinung durch das Einsetzen tüchtiger Helfer gänzlich zu verschwinden, ansonst sich bestimmt schon recht bald Schwierigkeiten einstellen werden. Die Venner lassen sich durch Führer nicht leicht ersetzen. Ganz besonders unsere Auslandskinder sehen im Venner ihren etwas älteren Kameraden, im Führer aber die Respektsperson, ob wir dies wollen oder nicht. Mit einem verständnisvollen Gruppenführer werden sie rasch vertraut und finden sich in der fremden Umgebung besser zurecht, was wesentlich dazu beiträgt, Anfangsschwierigkeiten zu vermeiden und Ordnung zu halten. Nur mit tüchtigen Vennern lässt sich schon in den ersten Lagerwochen das unverfälschte Patrouillensystem durchführen. Nach 2-3 Lagerwochen sollte es uns gelingen, die ersten Gruppenchefs aus den Reihen der Auslandsbuben heranzuziehen, denen wir gewisse Verantwortungen abtreten können.

In der kleinen Gruppe, wo Jugend durch Jugend geführt wird - wo aber die jungen Gruppenführer unter ständiger Kontrolle erfahrener Führer stehen - kommt jeder Lagerteilnehmer am besten zur Geltung und es können seine individuellen Bedürfnisse weitgehend berücksichtigt werden. Dies ist auch die zweckmässigste Voraussetzung, Auslandskinder, die aus ganz verschiedenen Kreisen stammen, rasch zu einer festen Kameradschaft zusammenzufassen und ein geordnetes Lagerleben sofort sicherzustellen.

Die Wahl des Leiters

Ein Hilfswerk dieser Art erfordert vom Leiter ein hohes Mass an Geduld und Uneigennützigkeit sowie an pädagogischen Erfahrungen, zu dem nur sozial denkende, selbstlose Menschen befähigt sind. Durch seine Persönlichkeit hat sich der Leiter Achtung, Gefolgschaft und Disziplin zu verschaffen. Die Buben sollen in ihm nicht nur den Erzieher finden, sondern den ältern Kameraden, der ihnen imponiert, weil er jederzeit die Situation beherrscht und sich ihrer liebevoll und gerecht annimmt. Hartherzige Leiter, die nur mit Verstand und Routine führen, werden versagen, auch wenn sie noch so erfolgreiche Organisatoren sind. Andererseits werden sich aber auch die Nur-Idealisten nicht bewähren, weil die Jugend, und ganz besonders die kriegsgeschädigte, einer zielbewussten, starken Führung bedarf, die sich den besondern Umständen anzupassen versteht. Da von der Tat-

kraft und Weitsicht des Leiters der Erfolg jeder Aktion abhängt, kommt seiner Wahl grösste Bedeutung zu.

Das Kader

Es ist unerlässlich, dass sich der Leiter seine Mitarbeiter selbst aussucht. Für die Betreuung von Auslandkindern wird er nicht vor allem technisch leistungsfähige, sondern vielmehr frohe, dienstbereite Helfer auswählen, die sich freuen, sich selbstlos für notleidende Kameraden einzusetzen, um ihnen einen möglichst schönen und erinnerungsreichen Ferienaufenthalt zu ermöglichen.

Der Leiter darf nicht selbst verschiedene Lagerämter übernehmen, ansonst er Gefahr läuft, den Überblick über das Ganze zu verlieren, was sich sehr nachteilig auswirken könnte. Deshalb wird er alle Lagerämter, wie Sekretariat, Sanitätsdienst, Verpflegung, Ordnungsdienst, Kasse, Materialverwaltung, Unterhaltung und Ausflüge möglichst zweckmässig an geeignete Mitarbeiter verteilen und sich für die Führung der Kinder und Kontrolle des Lagerhaushaltes freihalten.

Der Beizug von Lagerhelferinnen für die Erledigung der Hausfrauenarbeiten ist sehr zu empfehlen. Pfadfinderinnen und Wolfsführerinnen, die sich in leitender Stellung in der Jugendbewegung bereits bewährt haben, können dem Leiter von grossem Nutzen sein, indem sie die Wäsche der Kinder besorgen, ihre Kleider flicken und vielleicht auch den Küchendienst übernehmen. Aber vor allem vermag eine mütterliche Betreuung, besonders den Ansprüchen der Jüngeren von 10-11 Jahren, die erstmals in der Fremde weilen, besser zu entsprechen.

Ganz besonders der Sanitätsdienst beansprucht dauernd einen verantwortlichen Samariter, der sich der vielen kleinen Beschwerden liebevoll anzunehmen hat. Erfahrungsgemäss ist auch der Verpflegungschef eines Erholungslager sehr stark beansprucht; denn ihm untersteht auch die Küchenmannschaft. Für diese beiden Ämter kommen nur qualifizierte Führer in Frage, während andere Chargen zusammengelegt und jüngeren Helfern anvertraut werden können (z.B. Kasse und Sekretariat, Ordnungsdienst und Materialverwaltung).

Die Kaderfrage ist wohl das Kernproblem der Aktion; für ihre erfolgreiche Durchführung sind eine angemessene Anzahl Helfer eine der wichtigsten Voraussetzungen. Nachstehende Zusammenstellung des Kaders kann für ein Lager von 30-35 Auslandskindern empfohlen werden: Der Leiter, der die gesamte Vorbereitung selbst anordnet und überwacht

und während des ganzen Lagers die Oberleitung behält.

1 erfahrener Jugendführer als Stellvertreter, der die Übungen und Spiele leitet und während der zeitweisen Abwesenheit des Leiters die volle Verantwortung zu übernehmen hat.

1 Sekretär-Kassier, der das Büro leitet.

1 Verpflegungschef, 1 Samariter und 1 Materialverwalter, der zugleich Nachschub, Reparaturen aller Art und den Postdienst zu besorgen hat.

5 Venner (Helfer) zur Führung der in kleine Gruppen eingeteilten Buben.

1 Küchenchef und 3 Küchengehilfen.

2-3 Lagerhelferinnen zur Besorgung der Wäsche, die nur zeitweise im Lager arbeiten.

Diese 15 ständigen Mitarbeiter, nebst den 2-3 zusätzlichen, werden stark beschäftigt sein, und dennoch wollen wir davon absehen, noch weitere Kräfte beizuziehen, auch wenn sich mehr Helfer zur Verfügung stellen; denn das Kader muss eine feste Gemeinschaft bilden, in welcher jeder sich voll einzusetzen hat nach dem Wahlspruch: sich verstehen, sich einordnen, sich unterordnen und dienen!

EINIGE HINWEISE FÜR DIE VORBEREITUNGEN

Als Leiter von Erholungslagern dürfen nur Jugendführer beigezogen werden, die bereits mit Erfolg Ferienlager durchgeführt haben und genügend eigene Erfahrungen besitzen. Es kann sich deshalb hier nicht darum handeln, die üblichen Organisationsarbeiten zu besprechen. Mit Rücksicht auf die besonderen Anforderungen, welche die Unterbringung kriegsgeschädigter Kinder in ein Erholungslager an den Leiter stellt, können vielleicht einige Anregungen für die Vorbereitungen dienen.

Wahl und Miete der Unterkunft

Falls über kein geeignetes eigenes Heim verfügt wird, ist es angezeigt, frühzeitig ein freundliches, günstig gelegenes Wohnhaus zu mieten, wobei auch ein Spielplatz zur Verfügung stehen muss. Mit Rücksicht auf die Lagerdauer ist ein geräumiger und wohnlicher Aufenthaltsraum unerlässlich. Je nach Lage soll dieser heizbar sein. Selbstverständlich müssen auch Kochgelegenheit und hygienische Anlagen den Anforderungen eines solchen Erholungslagers genügen; wo z. B. die Kochstelle zu klein ist oder nur ein WC zur Verfügung steht, behilft man sich mit einer zusätzlichen Feldküche und mit einer weiteren Latrine usw.

Die Kosten der Miete werden sich naturgemäss weit höher stellen, als für ein kurzes Pfaderlager, es sei denn, dass ein Gönner das Heim zur Verfügung stellt und auf den Zweck der Aktion Rücksicht nimmt. Der Kostenpunkt soll aber nicht hindern, sich ein zusagendes Heim zu sichern.

Mit dem Eigentümer ist ein schriftlicher Mietvertrag abzuschliessen, der umsichtig abzufassen ist. Unter anderem ist darin festzuhalten, dass die Übernahme des Wohnhauses und damit die Inkraftsetzung des Mietvertrages nach Einreise der kriegsgeschädigten Knaben erfolgen soll, und dass bei ihrer verspäteten Einreise die Mietdauer von dem Tage an zu laufen beginnt, an welchem die Wohnung tatsächlich bezogen wird. Es können also nur provisorische Daten angegeben werden, da bekanntlich bei solchen Kindertransporten UmDispositionen erfolgen können. Aus diesem Grunde ist es ratsam, eine Klausel aufzunehmen, wonach der Mietvertrag nicht in Kraft tritt, wenn aus unvorhergesehenen Gründen (höhere Gewalt, Ein- oder Ausreiseverbot, behördliche Verfügung usw.) die Durchführung der Aktion nicht möglich ist. Bei Miete einer Wohnung mit gepflegter Innenausstattung ist zu befürchten, dass für geringfügige Schäden, wie Kratze im Parkettboden, Flecken an Wänden und Decken usw. nach Ablauf des Lagers recht hohe Forderungen gestellt werden könnten. Deshalb sollte bei der Miete z.B. einer Villa eine Klausel in den Mietvertrag aufgenommen werden, dass grössere Abnutzung und kleine Schäden (auch Landschaften), womit bei der Einquartierung von kriegsgeschädigten Kindern zu rechnen ist, im Mietvertrag inbegriffen sind, sofern sie nicht von der Lagerleitung mit normalen Mitteln hätten verhütet werden können. Dabei müssen selbstverständlich zerbrochene Fensterscheiben, Closettschüsseln und dergleichen vom Mieter vergütet werden; desgleichen auch Beschädigungen, die durch Unvorsichtigkeit des Leiters oder der Kader verursacht wurden. Geht der Vermieter auf eine derartige Vereinbarung nicht ein, so ist es ratsam, von der Miete einer luxuriösen Wohngelegenheit abzusehen, es sei denn, dass für die Haftpflicht als Mieter der Liegenschaft eine Versicherung besteht. Jedenfalls ist aber die Haftpflicht für Schaden an Mobiliar nicht versicherbar.

Bei der Miete von Jugendherbergen und SAC-Hütten muss darauf geachtet werden, dass solche Heime ausschliesslich zur Verfügung des Erholungslagers gestellt werden und für weitere Besucher gesperrt bleiben. Ein Auslandkinderlager bildet immer einen gewissen Anziehungspunkt und ohne eine solche Abmachung hätte der Leiter zu befürchten, dass er unerwünschte Besucher nicht abweisen könnte, indem sie sich auf ein Anrecht berufen. Ferner soll ein Pauschalpreis vereinbart werden und nicht eine Gebühr pro Kopf und Tag, ansonst die Entschädigung viel zu hoch ausfallen müsste. Angemessen ist ein Mietpreis von Fr. 400.- bis 600.- für eine Lagerdauer von 6 Wochen. Der Besitzer kann nicht damit rechnen, dass das Heim während dieser Zeit ständig voll besetzt ist, so dass sich ein Entgegenkommen durchaus rechtfertigt.

Die Übernahme des Kantonnements hat in Gegenwart des Besitzers mit grösster Sorgfalt zu erfolgen, wobei bestehende Schäden und Mängel an

Gebäude und Inventar wenn möglich schriftlich festzulegen sind. Damit kann sich der Leiter nachträgliche Umtriebe und unliebsame Auseinandersetzungen ersparen. Noch wichtiger ist nach Abschluss des Lagers die persönliche Übergabe des Kantonmentes an den Vermieter. Der Leiter wird sich nach dem Augenschein eine schriftliche Bescheinigung geben lassen, wonach das Heim in Ordnung übergeben wurde und keine weiteren Ansprüche gestellt werden.

Die Einkleidung und Ausrüstung der Kinder

Wir gehen von der Voraussetzung aus, dass die Kinder in ärmlicher, für ein Lager recht unweckmässiger Kleidung einreisen, mit einem unscheinbaren Bündel im Arm, das nicht viel Brauchbares an Wäsche enthält. Wir werden also beizeiten für vieles zu sorgen haben. Zur Förderung des Zusammengehörigkeitsgefühls im Lager werden wir uns bemühen, die jungen Gäste möglichst einheitlich einzukleiden und auszurüsten, wobei wir daran denken wollen, dass bei längerem Lagerleben gar manches ruiniert und ersetzt werden muss. Die Kleider- und Wäschereserven müssen ansehnlich sein, wenn es den Kindern auch bei längerem Regenwetter an nichts fehlen soll. Erfahrungsgemäss ist es durchaus möglich, durch Sammlungen, in eigenen Kreisen und bei Bekannten, die für eine Lagergemeinschaft von ca. 30 Kindern benötigte Ausrüstung grösstenteils zu beschaffen. Fast in jedem Haushalt mit Kindern lassen sich Jahr für Jahr ausgetragene und zu klein gewordene Kleidungsstücke und Schuhe finden und es handelt sich nur darum, all diese Sachen durch Besuche, Zirkulare und Aufrufe

herauszulocken, damit sie unserer Aktion und nicht den Motten geopfert werden. Es empfiehlt sich eine zentralgelegene Sammelstelle einzurichten, da bekanntlich ein weiter Weg der Spendefreundlichkeit nicht förderlich ist.

Für jeden Buben sollen wenn möglich fürs Lager bereitgestellt werden: Ausgangshemd, Arbeitshemd, wollene Ausgangshose, Turnhose, Badehose, Gurt, Pullover, Schuhe, Turnschuhe, Beret oder Zipfelmütze, Windjacke oder Zelteinheit.

An Wäsche werden benötigt: Socken, Leibchen, Unterhosen, Pyjama oder Nachthemde, Taschentücher, und an weiterer persönlicher Ausrüstung: Toilettensäckli mit Zahnbürste, Waschlappen, Seife und Handtuch, Essgeschirr und -besteck, Schuhbänder.

Für jede Gruppe ist zu beschaffen: Haarbürste, Kamm, Schuh- und Anstreichbürste, Schuhwischse, Kleiderbürste, Necessaire und Taschenapotheke.

Es bedarf natürlich einer intensiven Propaganda und recht vieler Gönner, um sich all die vielen Sachen zu beschaffen, ohne die Lagerkasse damit zu stark belasten zu müssen. Am schwersten hält es jeweils, genügend Schuhe aufzutreiben, so dass wir wie bisher auf die Hilfe der Materialstelle des Roten Kreuzes angewiesen sind. Es hat sich bewährt, Gönnern oder auch Pfadergruppen die Patenschaft für einen jungen Gast zu übertragen, mit der Verpflichtung, für seine Einkleidung und Ausrüstung zu sorgen, ihm ins Lager ein Päckli zu senden und sich auch später um ihn zu bemühen. Damit können weitere Kreise in die Aktion eingespannt werden.

Der Leiter wird beizeiten Helferinnen beziehen, seien es Führerinnen aus der Jugendbewegung oder Frauen aus seinem Bekanntenkreis, um die gesammelten Bestände an Kleidern und Wäsche instand zu stellen. Es kann ihnen auch die Anfertigung von Toilettensäckli, Taschentücher und Socken und vielleicht sogar der Pyjama übertragen werden.

Wenn wir nicht jedem Kind einen Rucksack oder Wäschesack geben, so ist es unumgänglich, ihm wenigstens eine starke Schachtel zu besorgen, in die es seine Siebensachen wie in einer Schublade versorgen kann.

Und nun etwas Wichtiges! Wenn sich der Leiter unendlich viel Mühe und Ärger ersparen will, so Sorge er dafür, dass sämtliche Sachen eines jeden mit einer und derselben Nummer versehen werden.

Endlich sei noch darauf hingewiesen, dass kriegsgeschädigte Kinder in der Regel im Wachstum stark zurückblieben, durchschnittlich um ca. 2-3 Jahre, was bei der Bereitstellung der Kleider zu berücksichtigen ist.

Das Lagermaterial

Über das Heim- und Kücheninventar, sowie das Übungsmaterial werden die Jugendorganisationen, welche für die Durchführung von Erholungslagern beigezogen werden könnten, grösstenteils selbst verfügen. Bei der Materialstelle des Roten Kreuzes können Wolldecken sowie auch eine beschränkte Anzahl Schlafsäcke aus zusammengenähten Leintüchern bezogen werden. Für die 28 Erholungslager 1945 konnte nachstehendes Material von der Eidg. Zentralstelle für Vorunterricht (E.Z.V.) angefordert werden: Strohsäcke, Biwakdecken, ein kleiner Sanitätskasten, Zelteinheiten mit oder ohne Zeltplöcke, Gamellen und Schanzwerkzeug.

Material, das nicht verwendet wird, ist im Lager geschlossen aufzubewahren. Der Materialverwalter eines jeden Lagers hat täglich eine Inventarkontrolle vorzunehmen. Für allfällige Verluste haftet der Schuldige oder für die Auslandskinder die Lagerkasse, wobei zu beachten ist, dass z.B. die Zelteinheiten sehr kostspielig sind. Eine scharfe Materialüberwachung und -kontrolle erspart später dem Lagerleiter und seinen Mitarbeitern Ärger und Schaden.

Selbstverständlich bedarf es ausser dem üblichen Lagermaterial einer speziellen Ausrüstung, wie Fahnen und Wimpel in den Farben der Heimat unserer Gäste, Waschmaterial, Flickzeug, Werkzeug usw., je nach dem Inventar der gemieteten Heime.

Für ein Erholungslager ist es von besonderer Bedeutung, dass reichlich für Freizeitbeschäftigung vorgesorgt wird. Vor allem sind illustrierte Jugendbücher, Zimmerspiele, Sport- und Spielgeräte, Karten und Papier zum Schreiben und Zeichnen, Bleistifte, Farbstifte, Schulhefte, Gummi, Pinsel und Malkasten bereitzuhalten.

Zum Schluss sei noch davor gewarnt, Bücher, Spiel- und Sportgeräte, zerbrechliches Geschirr leihweise zu beziehen, da die Überreste nach dem Lager keine besonderen Werte mehr aufweisen. In einem früheren Erholungslager gingen von 50 Porzellantassen alle bis auf 6 in die Brüche und die begehrtesten illustrierten Kinderbücher wiesen bedenkliche Lücken auf.

Vorbereitungen für Sanitätsdienst und Hygiene

Alle Auslandkinder werden beim Eintritt in die Schweiz einer sorgfältigen ärztlichen Untersuchung unterzogen. Kranke oder verlauste Kinder werden am Einreiseort hospitalisiert, um sobald als möglich nachgezogen zu werden. Eine nochmalige sanitärische Eintrittsmusterung erübrigt sich also für uns.

Wenn eine Lagergemeinschaft über keinen eigenen Arzt verfügt, was da und dort der Fall sein wird, so haben sich die Samariter gewissenhaft vorzubereiten, am zweckmässigsten unter Anleitung eines Arztes.

Der Lagerleiter hat beizeiten mit einem Arzt am Lagerort in Verbindung zu treten, der bereit ist, unentgeltlich oder gegen eine vorher festgesetzte Pauschalvergütung das Lager wenigstens wöchentlich zu besuchen und die Buben wenn nötig zu untersuchen, und der dann auch für Notfälle zur Verfügung steht

Die Auslandkinder werden durch das Rote Kreuz weder gegen Unfall noch gegen Krankheit versichert. Eine Krankenversicherung wäre zu kostspielig. Dagegen kann dem Leiter empfohlen werden, eine Kollektivunfall- und Haftpflichtversicherung abzuschliessen, zu einer Prämie von zusammen ca. Fr. 1.- pro Ferienkind.

Es hat sich als unumgänglich erwiesen, ein Krankenzimmer mit einem, wenn möglich zwei Betten bereitzuhalten. Falls der Raum im Heim nicht zur Verfügung steht, so ist ein Zimmer möglichst in der nächsten Umgebung bei verständnisvollen Leuten zu rekognoszieren.

Je nach den örtlichen Verhältnissen soll auch die Beschaffenheit der verschiedenen Trinkwassermöglichkeiten geprüft werden.

Für Medikamente, die reichlich vorhanden sein sollten, wie Pflaster, Salben, Watte usw. wende man sich an Gönnerfirmen.

Eine Unannehmlichkeit, mit der sich der Leiter abfinden muss, bereiten ihm die Bettnässer. Es müssen daher einige Gummiunterlagen beschaffen werden.

Zum Anschlägen im Kantonnement ist ein Kroki mit Legende vorzubereiten, in welchem - ausser den Lieferanten, Handwerkern, Post, nächstes Telephon, Pfarramt usw. - die Wohnung des Arztes, Zahnarztes, die Apotheke resp. Drogerie und das Krankenhaus, klar bezeichnet sind.

Vielleicht befindet sich unter unseren Bekannten ein Coiffeur, der sich verpflichtet, wenigstens alle 14 Tage über das Wochenende einer Anzahl Knaben die Haare zu schneiden. Ist dies nicht möglich, so wird mit einem Coiffeur im Bereich des Lagers eine Vereinbarung getroffen, wonach dieser entweder im Lager oder bei sich zu verkehrsstiller Zeit die Buben zu einem reduzierten Preis bedient.

Im Lager sollte für jede Woche eine Wäsche vorgesehen werden. Vielleicht lässt sich in der nähern Umgebung für wöchentlich einen Tag eine Waschküche mieten und eine Waschfrau im Taglohn anstellen, sofern unsere Helferinnen diese Arbeit nicht besorgen können.

WICHTIGE DIENSTZWEIGE IM ERHOLUNGLAGER

Sanitätsdienst und Hygiene im Lager

Der Lagersamariter hat sich ständig im Lager aufzuhalten, damit er jederzeit zur Verfügung steht. Für dringende Abwesenheit hat er einen zuverlässigen Stellvertreter einzuarbeiten, welcher über Standort und Verwendung des Sanitätsmaterials Bescheid weiss. Selbstverständlich kann sich der Samariter nicht wie im Militärdienst und in Pfadfinderlagern nur an festgesetzte Zeiten halten. Er wird sich zu allen Tagesstunden mit den kleineren und grösseren Beschwerden der Auslandsbuben zu befassen haben, denn es muss der besonderen Pflegebedürftigkeit der kriegsgeschädigten Knaben Rechnung getragen werden. Die sofortige Behandlung kleiner Übel und Wunden bringt den kleinen Schutzbefohlenen, äusser der medizinischen Fürsorge, auch das Gefühl der Geborgenheit durch unaufdringliches, aber ständiges Umsorgtsein. Immerhin empfiehlt es sich trotzdem, tägliche Krankenvisiten sofort nach der Tagwache und um 17.00 Uhr während des Retablierens anzusetzen, um Verbände zu wechseln, Medikamente zu verabreichen und das Befinden leicht Erkrankter zu prüfen (Fiebertemperaturen, usw.).

Zu Beginn des Lagers übergibt der Leiter dem Samariter die *Krankenkassen*, die er genau zu prüfen hat und die über event. Gebrechen und Krankheiten der Buben Aufschluss geben.

Bei Auftreten von *Erkältungserscheinungen* lässt der Samariter im Anschluss an die Morgentoilette gurgeln. Es empfiehlt sich, den Buben schon bei leichten Krankheitsanzeichen *Bettruhe* zu verordnen. Bei Verdacht auf *Angina und anderen Infektionskrankheiten* ist eine sofortige Absonderung ins Krankenzimmer anzuordnen. Die Pflege hat dort unter peinlicher Sauberkeit (gründliches, häufiges Händewaschen) zu erfolgen. Bei unklarem Untersuchungsbefund gilt die Regel: *Besser den Arzt einmal zu viel als zu wenig kommen lassen*. Er muss auf jeden Fall gerufen werden: bei Unterleibsschmerzen, Ohrenaffektionen, hohen Fiebern, eiternden Wunden, Schwellung der Lymphdrüsen in der Achselhöhle oder Leiste, Brüchen jeder Art, Verrenkungen und Vergiftungen.

Bei Erkrankungen und Unfällen, die ärztliche Pflege benötigen, ist vom Samariter ein genauer *Krankenrapport* zu führen. Dieser umfasst: Name, Vorname, Geburtsjahr, Heimatort des Patienten, Angaben über Temperatur, Puls, erste Hilfe, verabfolgte Medikamente, besondere Beobachtungen usw. Jeder Rapport trägt Datum, Zeit und Unterschrift.

Die *Krankentabelle* enthält chronologisch alle Erkrankten unter Angabe von: Name, Vorname, Jahrgang, Tag der Erkrankung, Diagnose, Therapie, Tag der Heilung, Bemerkungen.

Bei *Unfällen*, die ärztliche Pflege erfordern, ist die Anmeldung bei der Unfall-Versicherung sofort zu besorgen. Nachstehende Angaben sind unerlässlich: vollständiger Name des Verunfallten; Wohnort im Ausland und Adresse; genaues Geburtsdatum; Datum und Ort des Unfalles; Hergang und

Ursache; Art der Verletzung; Tag der ersten ärztlichen Hilfe; behandelnder Arzt; besondere Bemerkungen.

Über das Sanitätsmaterial - Inhalt des Sanitätstornisters, resp. kleiner Sanitätskasten - hat sich der Samariter vor dem Lager genau zu orientieren und sich wenn nötig darüber instruieren zu lassen. Mehrere Medikamente im Sanitäts-Tornister sind in grösseren Dosen gefährlich.

Einige ergänzende Anschaffungen werden empfohlen:

In Flaschen: Wasserstoffsuperoxyd 3 %, Alkohol 75 %, Wundbenzin, essigsaure Tonerde.

An Verbandmaterial: 1 Schachtel Isofix, ev. Isoplast, Schnellverband, 2 elastische Idealbinden, einige Gazebinden 2 cm und 5 cm, Heftpflaster 5 cm.

An Instrumenten: chirurgische Pincette.

Diverses: 1 Däumling, 2 Fingerlinge, Insektensalbe oder Salmiak, Sonnenbrand-crème, Gummischläuchlein zum Unterbinden, Kamillen- und Lindenblütentee.

Schienenmaterial: Kramerschien (gepolstert) oder improvisierte Karton- und Holzschienen für Armbrüche.

Das Krankenzimmer dient nur zur Aufnahme leicht Erkrankter. Schwerer Erkrankte werden in das nächste Krankenhaus evakuiert.

Auch wenn das Krankenzimmer selten gebraucht wird, so muss es dennoch in aufnahmebereitem, tadellosem Zustand bleiben: sauber, hell, wenn möglich kühl, gut zu lüften, verdunkelbar; ausser dem nötigsten Mobiliar sollen einige nette Bilder angebracht werden.

Der Krankenzimmerdienst soll in genauer, zeitlich fixierter Ordnung verrichtet werden, wobei die Essenszeiten einzuhalten sind. Arbeitsgang nach der Tagwache: Fiebermessen und Pulszählen, Eintragung; Waschen des Patienten, Betten; Zimmer machen und Leeren der Nachttöpfe; Frühstück. Abends vor der Krankenvisite: Temperatur- und Pulskontrolle; Betten. Bei Fieberkranken ist besonders zu berücksichtigen: oft warmen Tee zu trinken geben, Zimmer dunkel halten und häufig lüften unter Schutz vor Erkältung; allgemeine Diät: Tee, Zwieback, Haferschleimsuppe, geraffelte Äpfel und leichte Gemüse.

Die Verpflegung der Patienten hat mit grösster Sorgfalt zu erfolgen. Befindet sich das Krankenzimmer bei einer Privatfamilie, so kann vielleicht mit dieser eine Vereinbarung für die Zubereitung der Diätkost erfolgen. Die Kontrolle der Kost ist jedoch durch den Samariter unerlässlich.

Die allgemeine Lagerhygiene hat der Samariter ständig zu überwachen und allfällige Mängel dem Lagerleiter mitzuteilen, wobei ihm gleichzeitig Vorschläge für ihre Behebung zu unterbreiten sind. In diesen Aufgabenkreis fällt:

Die Körperpflege unter Kontrolle des Kaders.

Vor den *Mahlzeiten* überwacht er, dass sich die Buben die Hände waschen, und dass das Geschirr sauber auf den Tisch gelangt
Er schenkt der *Reinhaltung der Latrinen* seine besondere Aufmerksamkeit.

Er ist verantwortlich, dass die Papierrollen rechtzeitig ersetzt werden. *Das Sonnen der Strohsäcke, resp. Matratzen, Kissen und Duvets* hat er bei jeder sich bietenden Gelegenheit anzuordnen.

Beim Spielen an der Sonne und beim Baden hat der Samariter darauf zu achten, dass die empfindlichen Körper gegen *Sonnenbrand* geschützt werden. Er ordnet wo es nötig ist, das Tragen von Hemden und Kopfbedeckungen an, das Einreiben mit Sonnencreme usw. Beim Baden prüft er, dass die *Badeordnung* strikte eingehalten wird.

Für *Unfallverhütungsmassnahmen* soll der Samariter jederzeit grosses Verständnis aufbringen. Er prüft ständig, wo eine Gefahr für die Schutzbefohlenen lauert, um dieser mit ausreichenden Mitteln entgegen zu treten (z. B. vor dem Baden an einem Strand lässt er leere Konservendbüchsen im Wasser wegräumen, oder bei Betreten eines Landwirtschaftsgutes wird er verhindern, dass sich die Buben in die Nähe von angebundenen Hunden begeben, oder sich an landwirtschaftliche Maschinen heranmachen, oder auf Touren bleibt er stets am Schluss der Kolonne und sorgt, dass keiner zurück bleibt).

Die *Siesta* ist vom Samariter zu organisieren. Er verteilt Bücher und kleine Spiele, und hat diese nachher wieder einzusammeln und zu ordnen.

Die Buben bedürfen eines *ausgiebigen Schlafes*, der kontrolliert werden muss. Solche, die aus irgend einem Grund schlecht schlafen, und deren Allgemeinbefinden dadurch in Mitleidenschaft gezogen wird, sollen sich, wenn möglich, für einzelne Nächte im Krankenzimmer erholen können.

Verpflegungsdienst

Der *Verpflegungschef* (Vc) - wenn möglich ein Helfeführer - organisiert den Küchendienst. Er instruiert Küchenchef und Küchenmannschaft und überwacht ihre Arbeit. Sein Aufgabenkreis umfasst ferner: Bezug und Umtausch der Rationierungsausweise nach den erlassenen Weisungen.

Kontrolle, Einteilung und Ausgabe der Rationierungskarten.

Erstellen und Kostenberechnung des Menüplanes.

Bestellungen, Einkäufe und Herausgabe der Lebensmittel.

Kontrolle der Küche vor und nach jeder Mahlzeit.

Inventarisierung der Vorräte und Verpflegungsabrechnung auf Ende der Ablösungsperiode und des Lagers.

Bei laufendem *Einkauf* von Lebensmitteln am Lagerort auf Kredit hat der Verpflegungschef wie auch der Händler je ein Büchlein zu führen, über dessen Stand der Vc. stets im Bilde sein muss.

Vor allen Bestellungen - besonders für Gemüse und Obst - ist stets eine möglichst günstige Vereinbarung über den Preis zu treffen. Von den Händlern sind Lieferscheine einzuverlangen, die vom Vc. aufzubewahren sind. Leere Emballagen sind sofort zu retournieren; sie belasten sonst ganz unnötig die Lagerkasse.

Der *Küchenchef* ist verantwortlich für die Zubereitung der Mahlzeiten und für die tadellose Ordnung in der Küche. Er hält auf gute Haltung und flotten Geist der ihm unterstellten Küchenmannschaft.

Von der *Küchenmannschaft* muss eine grosse, selbstlose Leistung erwartet werden. Es ist unerlässlich, dass der Verpflegungschef ihre Arbeit und Freizeit genau regelt und die strikte Einhaltung der Küchenordnung überwacht. Sie hat sich erst nach erfolgter Bedienung der Lagerteilnehmer zu verpflegen und es darf nicht geduldet werden, dass sie sich Extraspeisen zubereitet. Grundsätzlich sollen Buben und Kader das gleiche Menu und ungefähr dieselben Portionen erhalten.

Das *Austeilen der Speisen* soll vom Verpflegungschef gut organisiert werden. Es erfolgt gleichzeitig an beiden Enden der Tischreihe, ohne auszuschiitten und dennoch möglichst rasch, damit das Essen nicht erkaltet, bis alle bedient sind. Nachdem die Suppe gegessen wurde, gehören Wasserkrüge auf den Tisch. Das Brot wird zur Hauptsache für das Frühstück und die Zwischenverpflegungen gespart. Bekanntlich pflegen unsere jungen Gäste das Essen hastig und rasch zu verschlingen, weshalb kleinere Portionen auf einmal zu schöpfen sind. Die Küchenmannen werden daher zwei- bis dreimal mit den Kesseln die Runde machen.

Das *Wochenmenu* bietet wertvolle Anhaltspunkte. Es wäre aber verfehlt, sich strikte daran zu halten. An diesem oder jenem Tag werden je nach Wetter und Lagerbetrieb andere Mahlzeiten eingeschoben, die aber den Anforderungen der Rationierung und Kostenberechnung anzupassen sind. Wir erwarten also vom Vc. eine lockere, durchdachte Menugestaltung. Die Regel lautet: Nahrhafte Suppen, viel Gemüse und Kartoffeln in allen Varianten, viel Salat und oft Früchte. Zweckmässig ausgenützte Speisereste entlasten wirksam die Lagerkasse und ermöglichen die besten Suppen auf den Tisch zu bringen. Reste sind nach Möglichkeit schleunigst und gründlich zu verwerten. Bei Hitze soll kalter Tee für die Zwischenverpflegungen bereitgestellt werden.

Am Wochenende befasst sich der Verpflegungschef mit einem *Kassensturz* indem er alle Büchlein mit den quittierten und bezahlten Rechnungen zusammenzählt, die Vorräte inventarisiert und ihren Geldwert in Abzug bringt, wobei auch unberechenbare Posten, z. B. der Holzverbrauch approximativ mit zu berücksichtigen sind. Das Ergebnis hat er dem Lagerkassier mitzuteilen.

Wöchentliche Meldungen aus dem Lager

Der Leiter hat nach jeder Lagerwoche einen kurzen Wochenbericht zu erstatten unter Beilage einer Bestandesmeldung.

Der *Wochenbericht* hat wahrheitsgetreu zu orientieren über: Gesundheitszustand; Verpflegung; Disziplin; allgemeiner Lagergeist; Lagerarbeit; Ausflüge; Fortschritte der Buben; besondere Vorfälle; Haltung des Kadere; allgemeiner Eindruck der Lagerwoche.

Die *Bestandesmeldung* hat über Mutationen der Buben und Kader getrennt zu orientieren.

Rechnungswesen

Der Leiter kann als *Hauptkassier* einen Führer ausserhalb des Kaders und als *Hilfskassier* einen zuverlässigen Helfer beziehen. In diesem Fall werden die Rechnungen zur Begleichung dem Hauptkassier zugestellt, welcher dem Hilfskassier für Barzahlungen Vorschüsse überweist, über die dieser wöchentlich abrechnet. Damit bleibt die Kontinuität des Kassieramtes trotz der Kaderablösungen gewahrt.

Der Lagerkassier hat kurz nach Lagerabbruch eine *Schlussabrechnung* aufzustellen unter Angabe der Anzahl kriegsgeschädigter Knaben und der Lagertage. Buben, die sich nicht während der ganzen vorgesehenen Dauer im Lager aufhielten, sind gesondert aufzuführen.

Gleichzeitig ist eine *summarische Übersicht über Einnahmen und Ausgaben* einzureichen.

Alle Lagerkassen inkl. Belege sind innert 30 Tagen nach Lagerabschluss zur *Revision* bereitzuhalten.

DIE OESTALTUNG DER LAO ERARBEIT UND DES LAOERLEBENS

Allgemeine Tagesordnung Im Sommer

- 07.30 Tagwache; Fahnenaufzug.
- 07.45 Frühspiele; Waschen; Ankleiden.
- 08.30 Morgenessen; Arbeitsverteilung.
- 09.00 Hausarbeiten, anschliessend Ausbildung und Hebungen.
(10.30 Zwischenverpflegung.)
- 12.30 Mittagessen, anschliessend Siesta und Freizeit.
- 14.30 Lagerleben und Lag erarbeiten.
- 15.30 Spiele, event. Baden.
(16.00 Zwischenverpflegung.)
- 17.00 Retablieren und Lagerordnung.
- 18.00 Abendessen, anschliessend Freizeit.
- 19.30 Lagerspiele oder Lesestunde, Spaziergang oder Abendhock.
- 21.00 Nachtruhe.

Es kann sich in unseren Erholungslagern nicht darum handeln, uns strikte an eine allg. Tagesordnung zu halten, da wir ja die Buben nach Möglichkeit ausschlafen lassen wollen. Findet die Tagwache um 08.00 statt, und wird das Morgenessen auf 09.00 verschoben, so kann vormittags die Zwischenverpflegung ausfallen und das Mittagessen um 12.00 vorgelegt werden. Es ist jedenfalls darauf zu achten, dass die Hauptmahlzeiten pünktlich zur festgesetzten Zeit bereit sind, da es für die Kinder schädlich wäre, zu ganz unregelmässigen Zeiten verpflegt zu werden. Ausser an Ausflugsstagen sollte ebenfalls erwartet werden, dass die Zeiten des Retablierens und der Nachtruhe eingehalten werden können. Abends gründliches Reinigen von

Kleidern und Schuhen sowie von Händen, Kopf und Knien und Erstellen einer mustergültigen Ordnung gehört mit zur Erziehung dieser meist verwaehrlosten Knaben. 10 Stunden Schlaf benötigen Kinder von 10-14 Jahren zu ihrer Erholung.

Die Lagerordnung

Es empfiehlt sich, die Buben schon ab Lagerbeginn an einen geregelten Betrieb zu gewöhnen. Beispiel einer Lagerordnung, die den Buben am ersten Lagertag bekanntzugeben ist:

1. *Wer das Lager verlässt um eine Kommission auszuführen, oder zu andern Zwecken, hat sich beim Lagerleiter oder dessen Stellvertreter abzumelden. Das Lager wird nur anständig angezogen verlassen.*
2. *Wer einen Auftrag erhält, hat die erfolgte Ausführung dem Führer oder Helfer, der den Auftrag erteilt hat, zu melden.*
3. *Wer im Heim, in der Umgebung oder auf dem Spielplatz ein Stück Papier oder sonstigen Abfall erspäht, hebt das Zeug auf und trägt es in die Abfallgrube.*
4. *Sträucher und Pflanzen sollen nicht mutwillig abgerissen werden.*
5. *Auf Stühle, Bänke und Tische steigt man nicht mit Schuhen; entweder werden die Schuhe ausgezogen oder ein Papier unterlegt.*
6. *Selbstverständlich springt man nicht mit Schuhen auf den Schlafstellen herum; Kissen und Bettzeug sollen mit dem Fussboden nicht in Berührung kommen.*
7. *Jeder hält seine Habseligkeiten in bester Ordnung.*
8. *Wer etwas findet, bringt es in die Fundkiste, wer etwas verliert, schaut nach und holt es zurück.*
9. *Die Mahlzeiten beginnen nach einem gemeinsamen Lied auf das Zeichen des Führers. Wer gegessen hat, verlässt seinen Platz erst, wenn die Tafel vom Führer aufgehoben ist.*
10. *Die Nachtruhe wird strikte eingehalten. Wer morgens früher erwacht, achtet darauf, dass er seinen Nachbarn nicht weckt.*
11. *Wer sich nicht gesund fühlt, meldet sich sofort beim Lagerleiter.*
12. *Jeder hat angeschlagene Weisungen der Lagerleitung einzuhalten.*
13. *Ältere Buben helfen ihren jüngeren Kameraden; sie unterlassen jedes Necken, Ärgern und Streiten, damit im Lager viel Sonnenschein herrsche.*

Der Lagerleiter

Die Hausarbeiten

Es ist jedenfalls nicht richtig, wenn behauptet wird, die Auslandsbuben seien für Hausarbeiten nicht zu brauchen. Wie wenn diese Kinder daheim im Haushalt nicht mitarbeiten müssten! Und wo sie es nicht können, sollen sie es eben lernen; denn dies gehört ja auch zur Pfadererziehung. Übrigens haben die bisherigen Erfahrungen bewiesen, dass diese Auslandsbuben die Hausarbeiten recht gut besorgen können, wenn sie durch tüchtige Helfer geführt und angeleitet werden. Auch wenn wir im Lager über Mitarbeiterin-

nen verfügen, wäre es nicht richtig, wenn diese den Buben alle tägliche Hausarbeiten abnehmen würden. Hausmütter und Führerinnen leisten uns in unseren Fürsorgelagern trotzdem vorzügliche Dienste, vorausgesetzt, dass sie sich in das Pfaderlagersystem einzuordnen wissen. Sie haben grösseres Verständnis für die kleinen Nöte, Bedürfnisse und Wünsche der Jüngsten und besorgen die Wäsche der Buben am Lagerort. Leiter, die über keine Helferinnen verfügen, sollten zum Waschen und Flickern weibliche Hilfskräfte in der Lagerumgebung beiziehen.

Für die Hausarbeiten können wir unseren Gruppen entsprechende Bezeichnungen geben:

,Patrouille de service d'honneur> (Fahndienst; Lagerfeuer; Führerzimmer; Krankenzimmer; Ordonnanzdienst).

,Patrouille de service d'ordre> (Zimmerordnung; Reinigung von Brunnen und Toiletten; Platzordnung).

,Patrouille de cuisino (Hilfe beim Gemüserüsten; Brennholzversorgung; Tischdecken und -abräumen; Abwaschen).

,Patrouille de ravitaillement> (Lebensmittelzufuhr; Postdienst; Botengänge).

Aller Anfang ist schwer, aber bei Geduld und verständnisvoller Einführung wird die Arbeit immer besser vor sich gehen.

Die Gottesdienste im Lager

Der religiösen Betreuung der kriegsgeschädigten Knaben wollen wir grösste Aufmerksamkeit schenken. Ihre Verwahrlosung ist in dieser Hinsicht noch grösser als auf materiellem Gebiet. Vielen Knaben wurde während Jahren kein religiöser Unterricht erteilt. Sie sollen nun jeden Sonntag Gelegenheit zum Gottesdienst erhalten. Wenn sich protestantische und katholische Geistliche aus unserer Organisation zur Verfügung stellen, so ist diesen die Durchführung oder Anordnung der Lagergottesdienste zu überlassen. Andernfalls hat der Lagerleiter frühzeitig mit den Pfarrämtern im Bereiche des Lagerortes Verbindung aufzunehmen. Es wird ohnehin angezeigt sein, ihnen das Lager zu melden; die Ortspfarrrer können dem Leiter in mancher Beziehung nützlich sein.

Wo am Lagerort selbst die Gottesdienste den Bedürfnissen der Buben nicht angepasst werden können, weil der Weg zur Kirche weit ist, der Gottesdienst - z. B. infolge örtlicher Feierlichkeiten - zu lang wäre, sich sprachliche Schwierigkeiten ergeben und der Pfarrer infolge Überlastung einen eigenen Gottesdienst für die Buben im Lager nicht durchführen kann, sollen nach Möglichkeit gleichsprachige Wandergeistliche beigezogen werden.

Schulunterricht

Von einem Schulbetrieb in kurzen Lagern von 5 bis 7 Wochen dürfen wir uns nicht viel versprechen. Mit Kindern von verschiedenem Alter und ganz ungleichen Kenntnissen ist ein Schulunterricht schwer durchzuführen. Dazu kommen noch sprachliche Schwierigkeiten. In früheren Erholungs-

lagern wurde fast ganz darauf verzichtet Nun zeigen aber die Erfahrungen aus einem Lager in St. Moritz, dass die Buben einen kurzen Schulbetrieb zu schätzen wissen, was jedenfalls nach den eigenen Erfahrungen unserer Bubenzeit nicht zu erwarten war.

Geographie dürfte als besonders günstiges Schulfach in Frage kommen. Es können Reisen auf der Landkarte besprochen werden, was die Buben zu begeistern vermag, wenn der Führer zu erzählen weiss.

Pfaderausbildung

Wir werden etwa nach der zweiten Lagerwoche allmählich mit dem Unterricht beginnen und anschliessend praktische Übungen durchführen.

Nachstehende Pfadfinderfertigkeiten eignen sich mehr oder weniger:
STOCKTECHNIK: Knotenschlingen; Holzverbindungen.

PIONIERDIENST: Erstellen von Laubhütten und einfachen Brücklein.

LAGEREINRICHTUNGSARBEITEN: Zeltbau; Selbstverfertigen von Gegenständen aller Art.

KOCHDIENST: Errichten von verschiedenartigen Kochstellen.

SIGNALDIENST: mit Flaggen, Heliograph; mit Laternen und Hörnern.

SAMARITERDIENST: erste Hilfeleistungen; Erstellen von Tragbahnen.

KARTEN LESEN: Krokieren und Skizzieren.

ORIENTIERUNG: nach Kompass, Sonne, Mond und Sternen und Naturerscheinungen.

SCHÄTZEN und MESSEN: die gebräuchlichen Systeme.

NATURBEOBACHTUNGEN: Sternkunde; Tiere und Pflanzen in der Natur (Spurenlesen); Geologische Wahrnehmungen; Witterungserscheinungen; Beobachtung von Land und Leuten u. a.

Am wenigsten wird sich Kartenlesen und Krokieren eignen. Selbstverständlich dürfen wir gar keine Vorkenntnisse erwarten und nur recht bescheidene Anforderungen an die Aufnahmefähigkeit stellen. Wir wollen uns also auch hier mit geringfügigen Ergebnissen begnügen und besonders darauf ausgehen, das Interesse der Knaben für die Pfadfinderfertigkeiten zu wecken. Deshalb werden wir es vermeiden, lange Vorträge zu halten. Wir werden nach Möglichkeit in den Patrouillen arbeiten lassen.

Übungen und Geländespiele

Alle Übungen sind dem Zweck des Lagers - der gesundheitlichen und seelischen Erholung unserer Schützlinge - anzupassen. Überdies sollen sie nach Möglichkeit erzieherisch wirken: eie sollen den Gemeinschaftssinn fördern, und das Spiel soll ritterlich sein. Nach diesen Gesichtspunkten aufgebaut und durchgeführt, können grundsätzlich fast alle pfadfinderische Disziplinen, Übungsanlagen und Geländespiele angewandt werden, wobei allerdings die reduzierte körperliche und geistige Leistungsfähigkeit, die schlechte Qualität der Schuhe, der recht bescheidene Ausbildungsgrad der

Buben uns gewisse Einschränkungen auferlegen. Die Marschfähigkeit der Auslandsbuben steht ganz beträchtlich unter dem Durchschnitt unserer Pfader gleichen Alters. Zu Beginn des Lagers beträgt sie vielleicht 1-2 Stunden im Tag, welches Maximum nur ganz allmählich gesteigert werden darf. Bei allen Übungsanlagen werden wir darauf achten müssen, unliebsame Erinnerungen und Gefühle zu vermeiden, wie z.B. Samariterübungen mit supponierten Verwundeten, sowie jegliche Alarmübungen.

Als Anregung nachstehend eine kleine, bunte Auswahl von Übungen:
CLAIRONSPIEL: Eine kleine Gruppe mit Clairons, Hörnern oder Pfeifen geht voraus. Die andern haben sie zu verfolgen, bis es ihnen gelingt, die «Füchse» durch Wegnahme des Hutes einzufangen.

SPUREN JAGD (deutliche Pfeilspuren oder Papier schnitzel): An Stelle des Einfangens der «Füchse» kann ein vergrabener Schatz das Ziel bilden.

BALLONJAGD: Die Buben werden in kleinen Gruppen rings um einen gut sichtbaren Geländepunkt postiert. Von diesem lässt man einen Heissluftballon steigen, der nun verfolgt werden soll.

Bei *LEBENSFÄDENSPIELEN*, *NUMMERNSPIEL* und *KRAVATTENRAUB* muss strenge Aufsicht geübt werden, damit die Spielregeln nicht überschritten werden und kein hitziges Handgemenge entsteht, das zu Verletzungen führen könnte.

STAFETTENLÄUFE edler Art unterbrochen von verschiedenartigen Aufgaben. Um die Buben nicht zu übermüden, legen wir mehr Gewicht auf die zu lösenden Aufgaben, als auf Rätsellösen, Pflanzensuchen usw.

das Laufen, z. B. Knotenschlingen,



C'est curieux: bei diesem Spiel bemerkt man sehr geschwind, dass so in einem Walde viel zu viele Bäume sind.

BEOBACHTUNGSÜBUNGEN: Gruppenweises Suchen eines Baumes, eines Hauses, einer markanten Stelle anhand einer Foto oder eines guten Kroki. Suchen von Gegenständen, welche links und rechts einer Wegstrecke versteckt sind. Event, nachher auswendig aufschreiben lassen, und beim Kimspiel.

Kleiner PIONIERDIENST: Gruppenweises Erstellen eines Biwaks, wobei einmal die Geschwindigkeit für das Aufstellen eines Zeltes und ein anderes Mal die gute Ausstattung beim Bau einer Laubhütte bewertet wird.

ANSCHLEICHSPIELE: Die Verteidiger sitzen mit verbundenen Augen im Wald mit Zwischenräumen von ca. 5 Metern in einem Kreis um einige Fähnli. Die Angreifer versuchen durch den Ring zu schleichen und ein Fähnli in der Kreismitte zu holen, um damit wieder hinauszuschleichen. Werden sie beim Eindringen oder beim Herausschleichen von einem Verteidiger wahrgenommen, ruft dieser «Halt!». Gelingt es ihm, Richtung und Entfernung einigermaßen genau zu schätzen, so scheidet der Angreifer aus.

PFLANZENLAUF: Wer hat zuerst in einem abgegrenzten Wäldchen 10 verschiedene Pflanzen gefunden, die er mit Namen kennt? usw.

Pfadfinderführern sind einfache Übungen dieser Art in grosser Zahl bekannt. Im Übrigen wird auf die Spiel-Handbücher verwiesen.

Baden und Rudern

Wo gebadet wird, muss eine *Badeordnung* aufgestellt und allen Lagerteilnehmern bekannt gegeben werden. Das Kader hat streng darauf zu achten, dass sie stets eingehalten wird und keine Ausnahmen geduldet werden. Nur so lassen sich Unfälle vermeiden.

Wenn die Buben baden, haben Führer und Venner Aufsicht zu halten. Es gilt hier keinen aus dem Blickfeld zu verlieren.

Da die meisten Auslandbuben nicht oder nur schlecht schwimmen können, bade man nur an ganz ungefährlichen Stellen und nie im Grundlosen oder am rasch abschüssigen Strand.

Es soll grundsätzlich nicht von Booten aus im See gebadet werden.

Für *Ruderbootfahrten* gelten nachstehende Grundsätze:

Wer nicht schwimmen kann, soll auch nicht Bootfahren, jedenfalls nie im Grundlosen und nie ohne Begleitung eines Führers.

Boote dürfen nicht überfüllt werden.

Vor Wetterumschlag soll sofort an Land gefahren werden; das Ausfahren ist dringend zu unterlassen, da Jeder See in kürzester Zeit sehr gefährlich werden kann.

Aufstehen, Platzwechseln in Booten ist zu verbieten, wenn Buben mitfahren. Raufen im Boot, sowie Wasserschlagen sind zu untersagen.

Helfer dürfen grundsätzlich keine Buben zu Faltbootfahrten einladen.

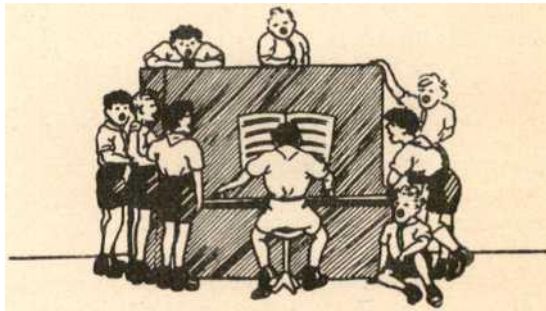
Freizeitgestaltung

Die Freizeit-Beschäftigungsmöglichkeiten sind so zahlreich und vielgestaltig, dass sie nur andeutungsweise behandelt werden können. Da es sich hier um die ‚Freizeit« nach den Mahlzeiten handelt, soll jeder auch frei sein, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt. Das Kader soll sich darauf beschränken, Beschäftigungsmöglichkeiten vorzubereiten und die Freizeit zu überwachen. Es wird z. B. eine Anlage für Leichtathletik bereitstellen, den Spielplatz für Fussball und Handball einrichten, eine Boxballstange aufstellen, Schreib- und Zeichenmaterial, sowie Bücher und Spiele aller Art zur Verfügung halten. Wir wollen aber die Buben machen lassen, was ihnen am besten gefällt, ohne auch noch die Freizeit weiter organisieren zu wollen.

Erfahrungsgemäss wissen sich unsere kriegsgeschädigten Kinder meist besser zu beschäftigen als unsere Schweizer Buben. Mit den einfachsten Sachen können sie miteinander spielen und sich an unscheinbaren Dingen begeistern, weil sie ideenreich und nicht verwöhnt sind. Viele sind leidenschaftliche Briefmarkensammler; Abzeichen aller Art, alte Augustabzeichen und dergl. werden grosse Freude bereiten. Diese Buben schätzen alle möglichen und unmöglichen Souvenirs, die sie erhalten können. Auch Fischen ist ein sehr beliebter Sport. Wenn sich am Lagerort Gelegenheit dazu bietet, so sind rechtzeitig auch Angeln zu beschaffen. Mit einigen alten Zelten vor dem Heim bringen wir den Buben manche glückliche Stunde. Sie wissen mit allem etwas anzufangen.

Schlechtwetterübungen

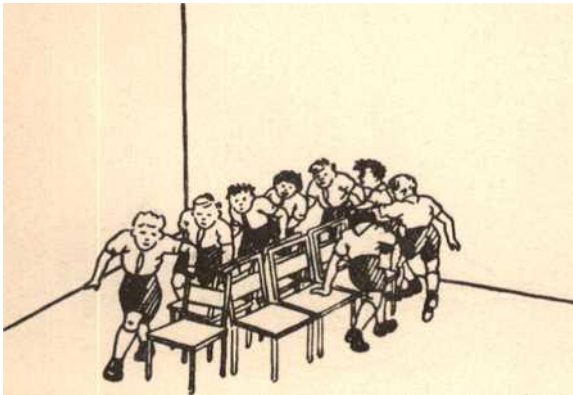
Ganz besonders an Regentagen hat ein froher Betrieb einzusetzen. Unterricht, kleine Wettbewerbe in Pfaderfertigkeiten, Rätsellösen, Vorlesen, Modellieren, Zeichnen, Briefeschreiben, event. Herausgabe einer Lagerzeitung, an der sich möglichst viele Buben mit Aufsätzen und Zeichnungen beteiligen. Nach der Siesta organisieren wir einen Spielnachmittag.



*Wenn Maurice auf die Tasten haut
(welch herrliches Getön!),
dann singen Alle schön und laut
- sehr oft mehr laut als schön!*

Eine kleine Auswahl an Zimmerspielen:

1. *KIMSPIEL* in allen möglichen Varianten.
2. *BEOBACHTUNGSÜBUNGEN*: Aufzählen der von uns vorgenommenen Änderungen in der Küche oder im Schlafräum.
3. *SINNESÜBUNGEN*:
 - a. *Geruchsspiele*: Inhalt von verschiedenen Säcklein mit Gewürzen erraten.
 - b. *Gehörspiele*: eine Serie Geräusche sind zu erraten.
 - c. *Sichtspiele*: ferne Ziele sind bei beschränkter Sichtdauer zu erkennen und aufzuzählen.
 - d. *Tastspiele*: Erkennen von Gegenständen durch Abtasten bei verbundenen Augen.
 - e. *Geschmacksspiele*: Aufzählen von verschiedenen Flüssigkeiten oder Gerichten bei verbundenen Augen.
4. *SCHÄTZEN*: z. B. wie viele Zündhölzchen sind in einem Schächtchen?
5. *SCHMUGGELN*: Dichter Kreis; ein Gegenstand wird hintenherum gereicht. Einer, der sich im Kreis befindet, muss erraten, wer im Moment des Pfiffs den Gegenstand besitzt.
6. *PFEIFENSPIEL*: Kreis; dem Uneingeweihten wird eine Pfeife unbemerkt am Rücken befestigt. Er muss nach jedem Pfiff erraten, wer im Kreise die Pfeife hat.
7. *SEILDREHEN* : Kreis; wer getroffen wird, scheidet aus.
8. *DETEKTIV SPIEL*: Die einen sind Schelme, die anderen Detektive. Schelme an den Händen, Füßen, Haaren, Mund, Augen etc. erkennen. Nur der betreffende Körperteil darf nicht sichtbar sein; übrige Körperteile verdecken.



*Dazu gehört ein Sesseltanz.
Da geht es wie der Blitz,
und Jeder konzentriert sich ganz
auf einen sichern Sitz.*

9. *ZWEI-FRANKENSPIEL*: Unter dem Tisch reichen sich die Spieler der einen Reihe das Geldstück. Ein Spieler der Gegenpartei kommandiert: «Auf» – «Ab» – und seine Kameraden müssen erraten, wer das Geldstück zwischen den Fingern hält.
10. *DEPESCHENDIENST*: Von jeder Patrouille versteckt ein Knabe eine Depesche auf sich. Er gerät in Gefangenschaft einer andern Patrouille.
Konkurrenz: welche Patrouille hat auf ihrem Gefangenen zuerst die Depesche gefunden oder welcher Gefangene hat die Depesche so gut versteckt, dass sie am spätesten aufgefunden wird?
11. *FRAGESPIEL*: Zwei Gruppen; von jeder Gruppe einen Mann vor die Türe. Beide vereinbaren einen zu erratenden Gegenstand. Dann begibt sich jeder zur andern Gruppe. Zu gleicher Zeit beginnt das Ausfragen. Die Gruppe, die zuerst den betreffenden Gegenstand erraten hat, erhält ihren Kameraden zurück und dessen Partner als Gefangenen; usw., bis alle einer Gruppe gefangen sind.
12. *INDIANERZWEIKAMPF*: Kreis, zwei bekämpfen sich in der Mitte mit verbundenen Augen mit gerollten Decken.
13. *KARTOFFELRENNEN* : Reihe Kartoffeln einzeln mit Löffeln in den Teller bringen.
14. *NACKENZWEIKAMPF*: Gürtel um beide Nacken, der Stärkere zieht den andern kniend rückwärts.
15. *BLINDES PFERD*: Bei verbundenen Augen mit einem Stock einen bestimmten Punkt einer Zeichnung berühren.
16. *NAMENSPIEL*: Während gegebener Zeit möglichst viele geographische Zeichnungen, z.B. Ortschaften mit einem gewissen Anfangsbuchstaben niederschreiben.
17. *GESELLSCHAFTSSPIELE* aller Art, wie Domino, Quartette, Hammer und Glocke usw.



*Nous sommes des petits parisiens
und haben Ruhezeit.
La fin de la sieste est loin...
O wär' es doch soweit!*

*Wozu denn diese Mittagsruh?
On n'est pas fatigué.
– Ich schliesse jetzt die Augen zu
pour ne pas m'ennuyer.*

Bei den Franzosenbuben sind *Scharaden* ausserordentlich beliebt, und mit ihrer Phantasie und Beweglichkeit bringen sie oft recht hübsche Vorführungen heraus. Ein kleiner Wettbewerb über den *besten Witz* bringt grosse Heiterkeit in die Gesellschaft. Eine kleine *Vorführung* in der Art von ‚Jekami‘ (*Jeder kann mitmachen*) beschliesst den Nachmittag. Für jede Einzelleistung gibt's als Belohnung etwas zum Naschen. Wir werden staunen, was die Buben alles hervorzubringen wissen: die nettesten Lieder, Couplets und Aufführungen.

Gemütliche Gestaltung der Abende

Die Abendstunden gehören zu den schönsten des Lagertages. Wir wollen sie recht abwechslungsreich gestalten. An *Lagerfeuern* sind die Buben besonders empfänglich für Sinn und Bedeutung unseres Pfadergesetzes, das zugleich das Lagergesetz sein soll. Ein gemütlicher *Bummel* in die Umgebung des Lagerortes mit einem Höck auf aussichtsreicher Höhe wird jedem etwas bieten. Ein anderes Mal werden wir auf dem Lagerplatz ein *Handballturnier* austragen oder wir werden *Vorlesen, Erzählen und Singen*. Wir werden hin und wieder einen französisch sprechenden Führer oder Bekannten kommen lassen, der den Buben einen kurzen Lichtbildervortrag oder ein spannendes *Kurzreferat* über Geschichte, Land und Volk der Schweiz und der Heimat der Buben oder über den Sternenhimmel und die Wunder der Welt bieten wird. Auch *Kinovorführungen* sind sehr beliebt. Und die *Abendhöcke* im Kanti mit den eigenen Vorführungen, Liedern und Produktionen werden den Tag mit besonderer Freude beschliessen. v. B.

SCHLUSSWORT

Über die Betreuung und Führung unserer lieben Auslandkinder liesse sich noch vieles schreiben. Wer sich ein eigenes Urteil über so manche Frage im Umgang mit der Jugend bilden will, wird gut tun, in den Erinnerungen seiner eigenen Jugendzeit nachzusehen. Es war einmal... als wir noch Kinder waren, die Welt aus unseren Kinderaugen sahen und die vielen Eindrücke auf unsere empfindsame Kinderseele einwirken liessen. Es waren goldene Jahre, auch wenn wir vielleicht an ihnen schwer zu tragen hatten. Wir waren empfänglich für Güte und Aufmerksamkeiten, auch wenn wir uns vielleicht nichts anmerken liessen. Wir wollten ernst genommen werden und waren dankbar, wenn uns Wohlwollen und persönliches Interesse entgegengebracht wurde. Und wenn wir nun durch Vermittlung der Kinderhilfe kleine Gäste aus dem Ausland empfangen dürfen, so werden wir sie freundlich und liebevoll aufnehmen und ihnen mit jenem Mass an Güte und Verständnis entgegenreten, das wir für unsere eigenen Kinder aufbringen.

Pestalozzi war kein Verkünder eines schrankenlosen Individualismus. Wohl vertrat er die Gemeinschaft der Freien, aber im vollen Bewusstsein, dass eine Überspannung der Freiheit zur Knechtschaft führen muss. Die Verwöhnung und Verweichlichung der Jugend birgt für sie eine grosse Gefahr; denn sie schafft willenlose, egoistische Menschen. Eine wahre Gemeinschaft verlangt von allen die sie bilden, dass sie sich aus eigenem Willen einordnen und es verstehen, auch Opfer auf sich zu nehmen. Alles Tun und Lassen aus Wunsch nach einer Belohnung oder aus Furcht vor Strafe ist an sich wertlos. Wir müssen darauf ausgehen, die Kinder für den Gedanken der Hilfsbereitschaft zu gewinnen, um ihre Lebensauffassung zu vertiefen. Jeder soll aus eigener Anschauung erfahren, dass das Leben an Licht und Freude gewinnt, wenn sich der eine für den andern einsetzt, dass die Gesundheit in der einfachen und vernünftigen Lebensweise und das Glück im Dienste für den Nächsten zu suchen ist.

Charles von Bonstetten, BK.

INHALT

<i>Vorwort</i>	5
Vision	7
Pestalozzi's «Aktion für kriegsgeschädigte Kinder» in Stans Helferfreuden.....	8
Wurzeln der Kraft.....	11
.....	13
<i>Europas Kinder in Not und Elend</i>	16
<i>Die Ärmsten der Armen</i>	27
<i>Kinderschicksale</i>	35
Kinder am Abgrund.....	35
Die Seelennot kriegsgeschädigter Kinder	42
Kinder flüchten.....	53
<i>Der kleine Gast an unserem Tisch</i>	60
<i>Einzelne Pfadfinder-Erholungslager für Auslandkinder in früheren Jahren</i>	87
1936	88
1941 Russische Emigrantenkinder am Samensee .	90
1942 Notleidende Kinder in einem Pfadfinderlager in Genf 5 Pfadfinderlager für kriegsgeschädigte Buben in den Kantonen Zürich, Neuenburg, Genf, Waadt und Bern	93
1943 Auslandschweizerbuben als Gäste in Pfadfinderlagern	101
.....	103
1945 <i>900 kriegsgeschädigte Buben in Pfadfinder-Erholungs- lagern</i>	103
Die Führung eines Erholungslagers nach dem System von Baden-Powell.....	104
Von Schwierigkeiten mit Anslankindern	114
Erinnerungen aus 30 Erholungslagern	121
<i>Fröhliche Lagergeschichten</i> .	177
<i>Erleben und Geschehen</i>	197
<i>Einige Anregungen</i> für die Organisation und Durchführung von Erholungs- lagern	213
	239